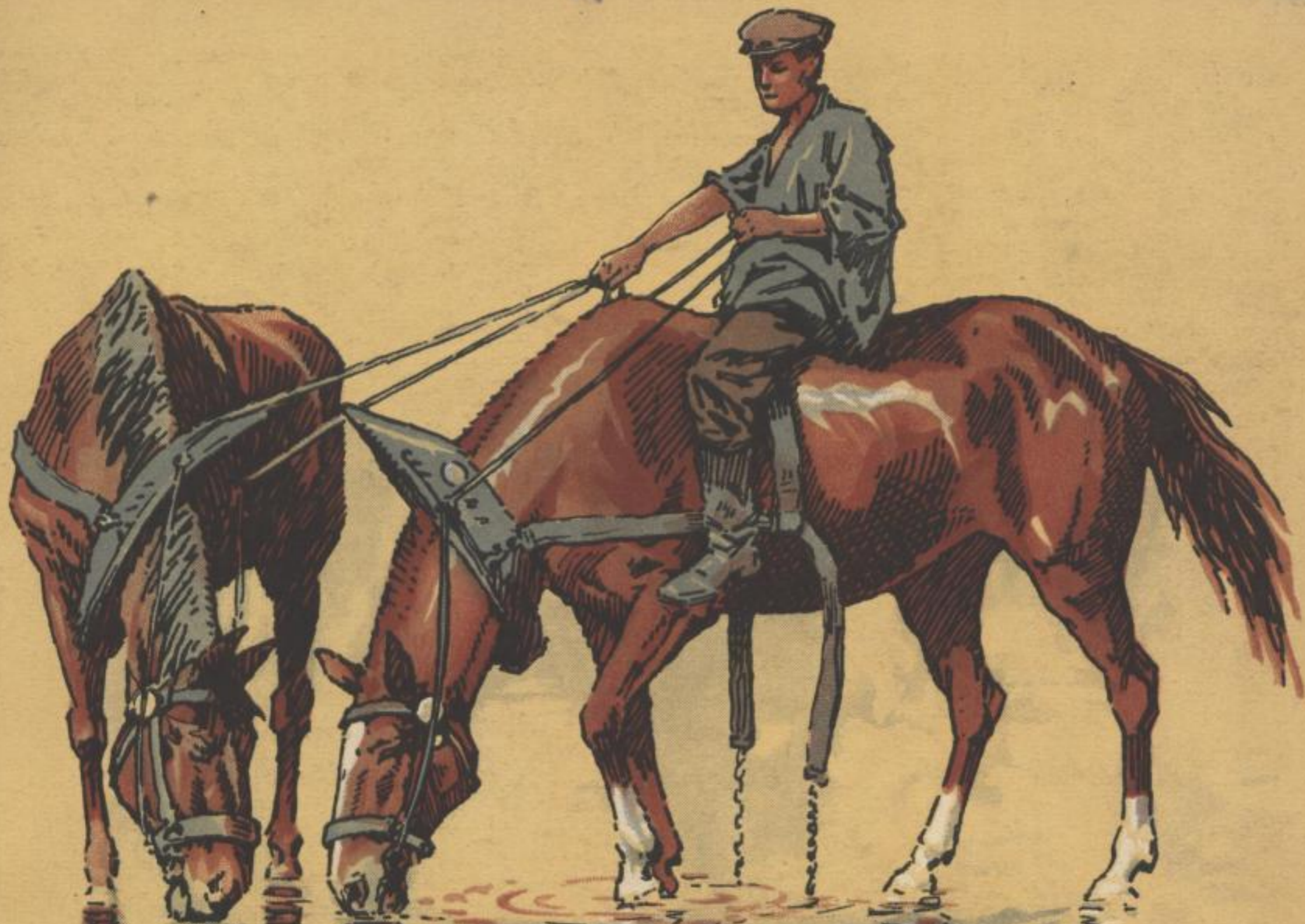


2

Forts



W. Besner-Collenbey
25

Sächsischer
Bauernkalender
 1926

Herausgegeben von der Landwirtschaftskammer für Sachsen

Bearbeitet von Dr. Horst Höfer Meissen, Bildschmuck von A. Besner-Collenbey

258



Gemein=Wohl
Geht über dein Wohl.



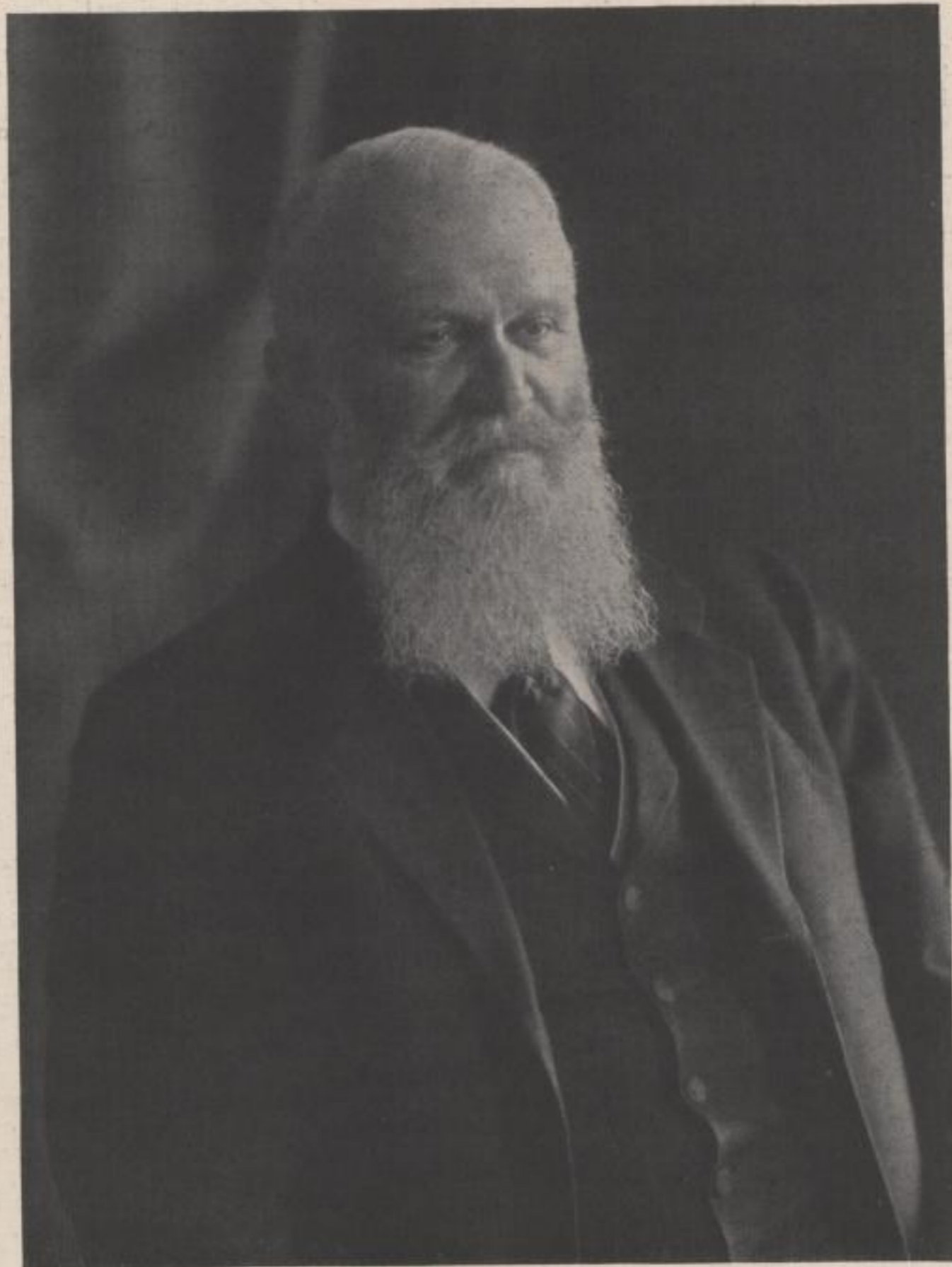
Eintracht bricht Not,
Zwietracht bringt Tod.



1925 № 2671

Inschrift überm Tor am Donatsturm zu Freiberg i. Sa.

Handwritten signature or mark in the bottom left corner of the border.



O. Steiger

Geheimer Oekonomierat Dr. Otto Steiger auf Leutenitz bei Meissen
Letzter Vorsitzender des Landeskulturrates für Sachsen

Zum Geleit für den 1926er Jahrgang.

Nur keine Bange: Diesmal mache ich's ganz kurz. Aber ein paar einleitende Worte zu reden, nehme ich mir doch heraus, Herr Hinterberger! Wenn Sie eine Sitzung Ihres landwirtschaftlichen Vereins — 21 Mitglieder — einleiten, ergreifen Sie doch auch erst einmal das Wort. Sehen Sie, so ähnlich ist's mit dem Kalender. Andere sollen und wollen darin reden, wollen und sollen aber erst vorgestellt werden.

An Kritik hat es dem vergangenen Jahrgang nicht gefehlt. Die üble macht mir viel mehr Spaß als die gute, drum beschäftige ich mich auch nur mit ihr. Also die Wettervorhersage soll hinein, gleich für ein ganzes Jahr. Himmel Donnerwetter, leben wir denn wirklich im „hellen“ Sachsen? Gewiß, Mundus vult dezipi, die Welt will betrogen sein, aber nicht gleich so habnebüchen. Ich würde doch mit einer derartigen Wettervorhersage den Ruf der sächsischen Landwirtschaft als Hort neuzeitlicher Aufgeklärtheit ins Wanken bringen; außerdem muß ich auf das Renommee meiner Firma, i. d. hier die Landwirtschaftskammer, bedacht sein. Ich weiß jedoch einen Ausweg. Es gibt einen Kalender, der sogar auf Tagesstunden genau das Wetter fürs ganze Jahr verrät. Er nennt sich „Wetterkalender 1926 von M. Schmucke in Dillingen“. Den kann sich, für eine halbe Mark wohl, jeder Gläubige verschaffen. Hoffentlich verklagt mich nunmehr der Verlag nicht wegen Geschäftsschädigung. Für den „Hundertjährigen Kalender“ muß man eine ganze Mark opfern. Er ist bei Schauenburg in Labr erschienen. Am vernünftigsten und heilsam ist's, man erhebe sich beide und vergleiche kontrollierend ihren Inhalt.

Anderer vermissen den Brut- und Trächtigkeitkalender. Ist denn das Bißchen Ausrechnen gar so schwer? Im Notfalle nehme man die zehn Finger zu Hilfe. Außerdem, es stimmt ja doch nie. Weiß man nicht, daß die Tragzeit beim Pferde zwischen 307 und 412, beim Rind zwischen 240 und 311 Tagen schwankt und entsprechend bei anderen Haustieren?

Mit den Porträts bin ich böse ins Fettnäpfchen getreten, obwohl ich selbst nicht der Künstler bin. Der Eine fand sich wohl selbst leidlich getroffen, aber seine Frau war nicht zufrieden. Bei einem Anderen hatten die Leute erklärt: „Das ist nicht unser Herr!“ Für einen Dritten war ich eine Zeitlang Luft. Ich kam mir vor wie einer, von dem nicht einmal ein Hund ein Stück Brot nimmt. Das ist nun ein Jahr her, und mein Freund Karl Georg Bruchholz wird, wenn er diese Zeilen liest, schmunzelnd sagen: „Es wächst über jede Affäre Gras, bis ein Kamel kommt, das es wieder abfrisst.“

Mit Karesieren, unermüdlichem Molestieren, ja beinahe mit Intrigieren habe ich für diesen Jahrgang die Erlaubnis zur Wiedergabe zweier Porträts erhalten. Diesmal hat aber nicht die beseelte Hand des Künstlers, sondern die photographische Platte das Bild geschaffen. Meines Erachtens haben die sächsischen Landwirte ein Anrecht, ihre Führer auch im Bilde zu sehen und gewissermaßen zu besitzen.

Am unzufriedensten mit mir als Kalendermann war die Wirtschaftliche Frauenschule Arvedshof. Die Ursache zum Mißfallen war eine harmlose Vignette, die ich als Schlußstück hinter den Aufsatz über jene Schule gesetzt hatte. Es wehte nach ihrem Bekanntwerden ein kühler Wind von der „freundlichen Gegend an den Ausläufern des Muldentales“ her bis hin in das milde Klima meines Elbtals bei Meissen. Lange Zeit getraute ich mich deshalb gar nicht nach dem Arvedshof hin. Schließlich zwang mich die dienstliche Pflicht doch zu einem Besuch. Wir saßen bei Tische; alle waren versammelt. Ich nahm mir Mut, brachte das Thema unvermittelt auf die Arvedshofer Vignette und gestand ein, daß nicht Zufall gerade dies Bildchen mit den vier niedlichen Gänschen hinter den Arvedshof-Artikel gerückt habe. „Und ich bitte, wer sich getroffen gefühlt hat, möge sich melden, damit ich mir demütigst Verzeihung hole.“ Ein kurzes Stutzen, dann ein heiteres Gelächter! Bravo, in diesem Sinne war's auch gemeint! In einer Angelegenheit jedoch, die sich um vier andere Gänse drehte, vermochte ich keine Genugtuung anzubieten. Daß man kurz nach dem Erscheinen des 1925er Kalenders deren vier, und affkurat die schönsten, aus dem Arvedshof gestohlen hatte, dafür konnte ich wahrhaftig nichts. Ich bin auch nicht einmal Anstifter oder Fehler gewesen. Um aber vollends mit dem Arvedshof wieder ins Einvernehmen zu kommen, löfle ich mich — um in der Studentensprache zu reden — im 1926er Kalender. Ich habe nämlich beim Künstler einen dicken Strauß Rosen binden lassen und glaube damit nicht bloß eine endgültige Absolution verdient zu haben, sondern auch für lange Zeit diejenige Tasse Kaffee voll wirklichen Inhalts und Dufts, die im Bilde unter dem Schatten des Rosenstraußes steht.

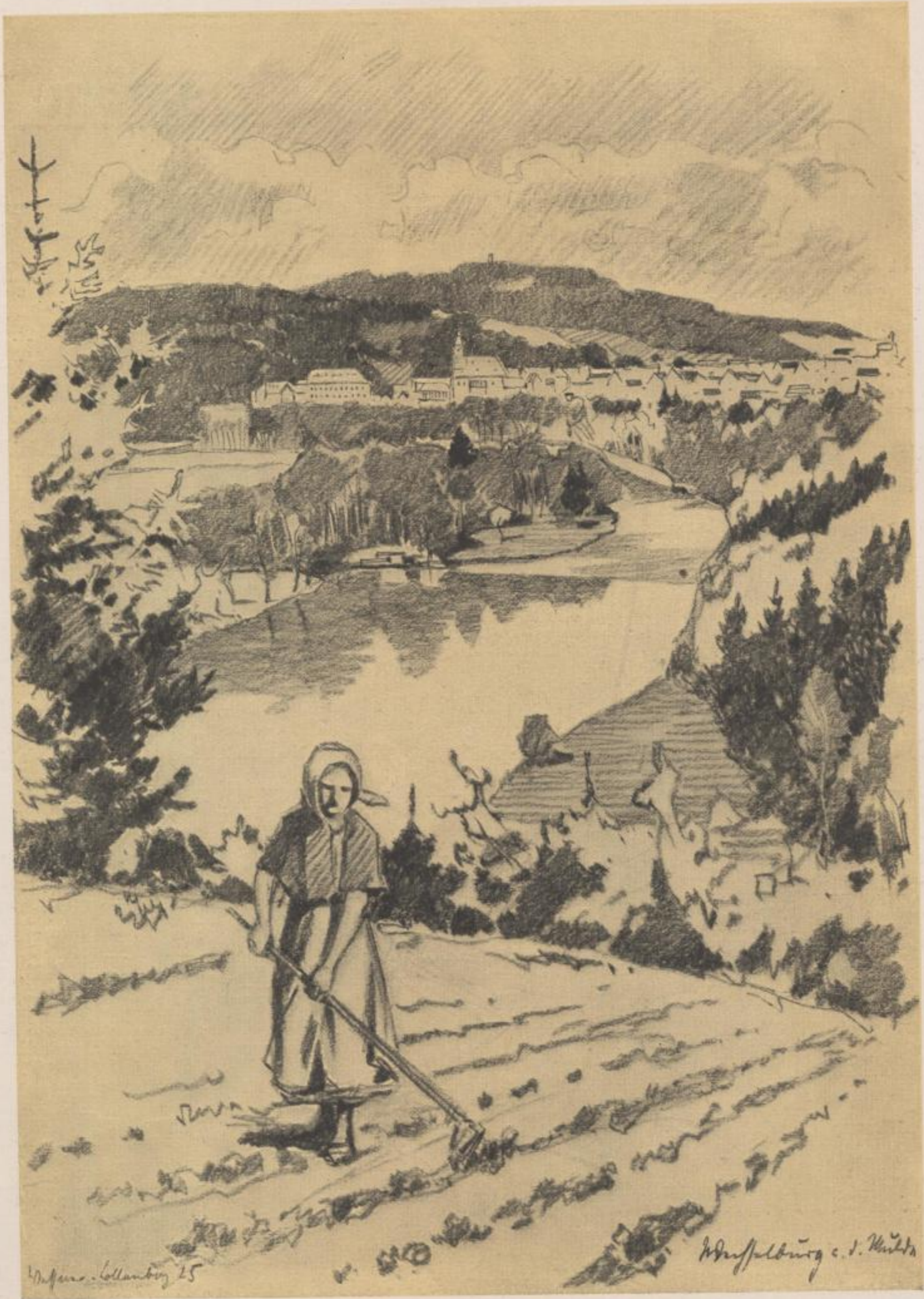
Eine Kritik hat mich jedoch wirklich aufs Tiefste bekümmert. Ein katholischer Gutsinspektor warf dem Kalender vor, daß er sein Wort, Klüfte überbrücken zu wollen, nicht gehalten habe. Als Beweis wurden Aufsätze, Gedichte und Bilder über den Bauernkrieg und über das Osterreiten angeführt. Eine Entgegnung wäre leicht gewesen, denn die Bilder stammten von gutkatholischen süddeutschen Malern, die Gedichte von Dichtern, die ebenfalls katholischer Konfession sind, und der Aufsatz vom Bauernkrieg ist entstanden auf einer längeren Wanderfahrt mit einem strenggläubigen, mir befreundeten, badischen Zentrumsabgeordneten. Wenn solch ein Mißverstehen, wie sich's hier äußerte, etwa typisch ist, dann steht's traurig.

Zum Schluß sei noch der Maler Alfred Wessner-Collenbey vorgestellt. Ich lernte ihn durch seinen Heimat-Kalender für den Saalekreis kennen. Die Präliminarien für seine Hilfe bei Herstellung unseres Kalenders wurden vor zwei Jahren im Thüringer Hof zu Leipzig abgeschlossen. Seitdem ist Wessner-Collenbey wochenlang in Sachsen herumgereist, um seine Studien zu machen. Er ist übrigens ein Landkind aus der Döbelner Gegend.

So mag denn der Kalender zum fünften Mal hinausgehen. Freundliche Urteile werden kommen und unfreundliche. Aber die Unzufriedenen mögen sich zufrieden geben, solange ich selbst zu den Unzufriedenen gehöre und deshalb auf Ausbau und Verbesserung sinne.

Meissen, September 1925.

Dr. Horst Höfer.

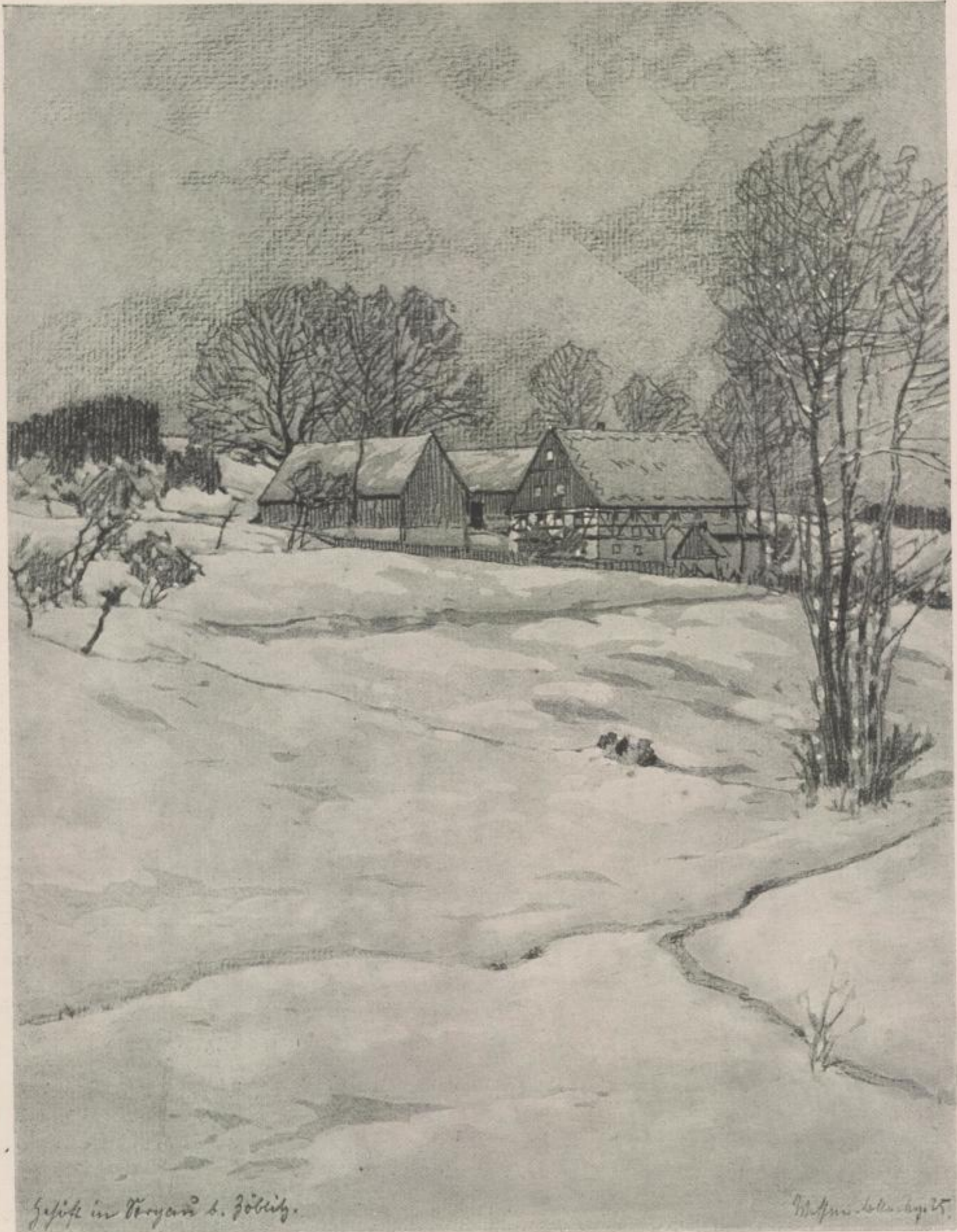


Januar o.



Bismond

Dat.	Wochentag	Notizen	Sonnens-		Monds-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Freitag	Neujahr	8 06	4 02	6 25 N.	9 35 B.
2.	Sonnabend		8 06	4 03	7 27 N.	10 07 B.
3.	Sonntag	Sonntag nach Neujahr	8 06	4 04	8 31 N.	10 34 B.
4.	Montag		8 06	4 05	9 36 N.	10 58 B.
5.	Dienstag		8 05	4 06	10 42 N.	11 18 B.
6.	Mittwoch	Fest Erscheinung Christi	8 05	4 07	11 48 N.	11 38 B.
7.	Donnerstag		8 05	4 08	12 00 N.	11 59 B.
8.	Freitag	.	8 04	4 10	12 57 B.	12 19 B.
9.	Sonnabend		8 04	4 11	2 09 B.	12 43 B.
10.	Sonntag	1. Sonntag nach der Erscheinung	8 03	4 12	3 23 B.	1 11 N.
11.	Montag		8 03	4 14	4 39 B.	1 46 N.
12.	Dienstag		8 02	4 15	5 54 B.	2 31 N.
13.	Mittwoch		8 01	4 17	7 05 B.	3 29 N.
14.	Donnerstag		8 01	4 18	8 06 B.	4 40 N.
15.	Freitag		8 00	4 20	8 56 B.	5 59 N.
16.	Sonnabend		7 59	4 21	9 35 B.	7 22 N.
17.	Sonntag	2. Sonntag nach der Erscheinung	7 58	4 28	10 06 B.	8 45 N.
18.	Montag		7 57	4 24	10 33 B.	10 05 N.
19.	Dienstag		7 56	4 26	10 56 B.	11 22 N.
20.	Mittwoch		7 55	4 27	11 18 B.	12 00 N.
21.	Donnerstag		7 54	4 29	11 41 B.	12 36 B.
22.	Freitag		7 53	4 31	12 06 N.	1 49 B.
23.	Sonnabend		7 52	4 33	12 34 N.	2 58 B.
24.	Sonntag	3. Sonntag nach der Erscheinung	7 51	4 34	1 05 N.	4 05 B.
25.	Montag		7 50	4 36	1 43 N.	5 08 B.
26.	Dienstag		7 48	4 38	2 28 N.	6 04 B.
27.	Mittwoch		7 47	4 39	3 20 N.	6 53 B.
28.	Donnerstag		7 46	4 41	4 17 N.	7 34 B.
29.	Freitag		7 44	4 43	5 18 N.	8 09 B.
30.	Sonnabend		7 43	4 45	6 22 N.	8 38 B.
31.	Sonntag	Septuagesima	7 41	4 47	7 26 N.	9 02 B.



Geist im Thoren s. Folio.

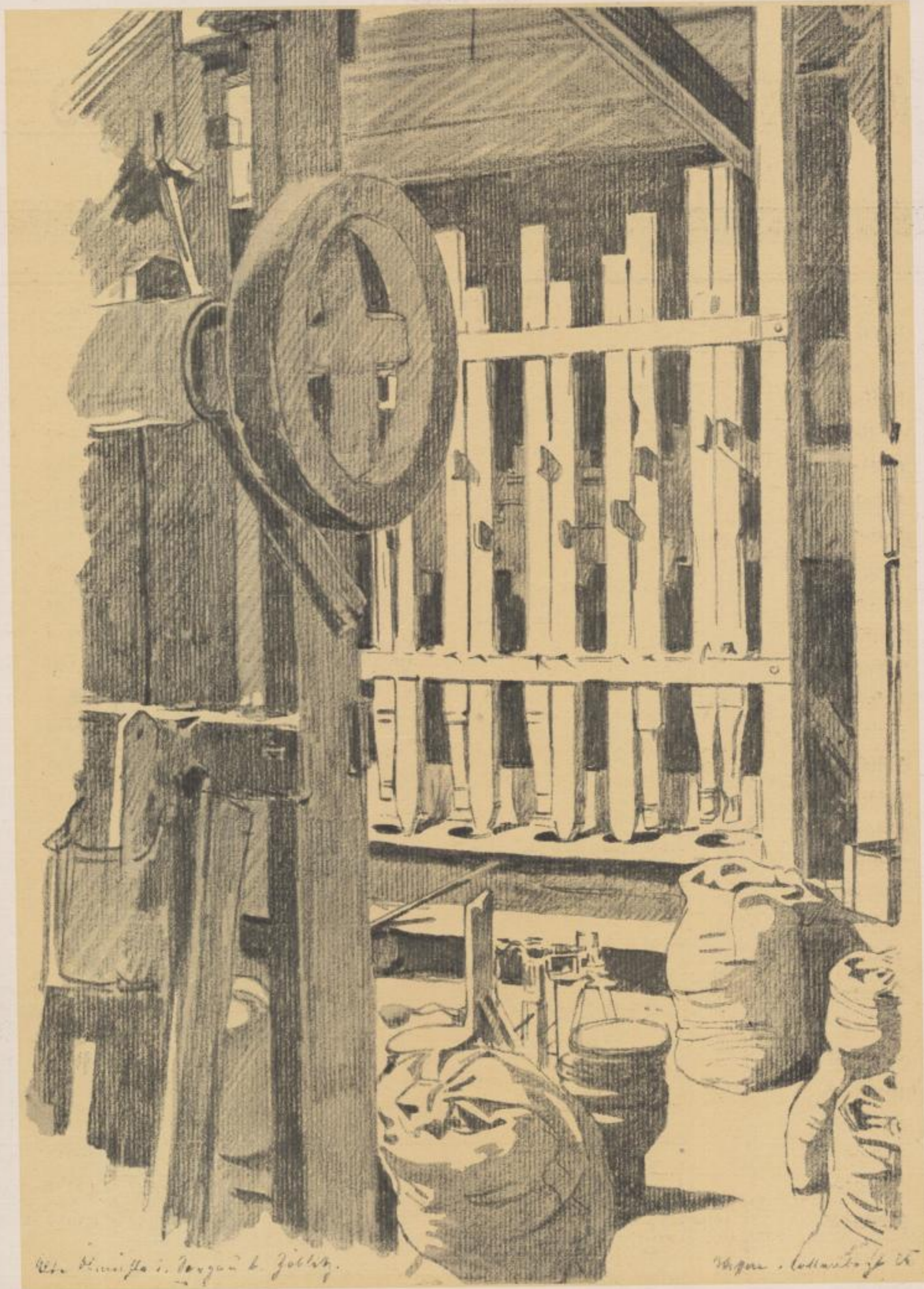
W. Müller-Söllner del.

Februar 0.



Hornung

Dat.	Wochentag	Notizen	Sonne		Mond.	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Montag		7 40	4 48	8 32 N.	9 24 B.
2.	Dienstag		7 33	4 50	9 38 N.	9 43 B.
3.	Mittwoch		7 37	4 52	10 44 N.	10 03 B.
4.	Donnerstag		7 35	4 54	11 53 N.	10 23 B.
5.	Freitag		7 34	4 55	12 00 N.	10 45 B.
6.	Sonnabend		7 32	4 57	1 04 B.	11 10 B.
7.	Sonntag	Sexagesima	7 30	4 59	2 16 B.	11 41 B.
8.	Montag		7 29	5 01	3 30 B.	12 19 N.
9.	Dienstag		7 27	5 03	4 41 B.	1 09 N.
10.	Mittwoch		7 25	5 04	5 47 B.	2 11 N.
11.	Donnerstag		7 23	5 06	6 41 B.	3 26 N.
12.	Freitag		7 22	5 08	7 25 B.	4 48 N.
13.	Sonnabend		7 20	5 10	8 02 B.	6 13 N.
14.	Sonntag	Estomihi	7 18	5 12	8 31 B.	7 38 N.
15.	Montag		7 16	5 14	8 56 B.	9 00 N.
16.	Dienstag	Fastnacht	7 14	5 15	9 21 B.	10 18 N.
17.	Mittwoch	Aschermittwoch	7 12	5 17	9 44 B.	11 34 N.
18.	Donnerstag		7 10	5 19	10 08 B.	12 00 N.
19.	Freitag		7 08	5 21	10 35 B.	12 47 B.
20.	Sonnabend		7 06	5 23	11 06 B.	1 56 B.
21.	Sonntag	Invoavit	7 04	5 24	11 42 B.	3 01 B.
22.	Montag		7 02	5 26	12 25 N.	4 00 B.
23.	Dienstag		7 00	5 28	1 15 N.	4 51 B.
24.	Mittwoch	Buhtag in Sachsen	6 58	5 30	2 10 N.	5 34 B.
25.	Donnerstag		6 56	5 31	3 10 N.	6 12 B.
26.	Freitag		6 54	5 33	4 13 N.	6 41 B.
27.	Sonnabend		6 52	5 18	5 18 N.	7 07 B.
28.	Sonntag	Reminiszenz	6 50	5 37	6 24 N.	7 29 B.



Alte Maschine i. Venzan b. Zöllitz.

Vignone, Coll. Mus. Hist. Nat. V. 11

März oder



Lenzmond

Dat.	Wochentag	Notizen	Sonnens.		Mond.	
			Aufg.	Unta.	Aufg.	Untg.
1.	Montag		6 48	5 38	7 30 ℞.	7 50 ℞.
2.	Dienstag		6 46	5 40	8 36 ℞.	8 09 ℞.
3.	Mittwoch		6 44	5 42	9 44 ℞.	8 29 ℞.
4.	Donnerstag		6 42	5 44	10 53 ℞.	8 50 ℞.
5.	Freitag		6 39	5 45	12 00 ℞.	9 13 ℞.
6.	Sonnabend		6 37	5 47	12 04 ℞.	9 40 ℞.
7.	Sonntag	Ofuli ☾	6 35	5 49	1 16 ℞.	10 14 ℞.
8.	Montag		6 33	5 50	2 26 ℞.	10 58 ℞.
9.	Dienstag		6 31	5 52	3 31 ℞.	11 52 ℞.
10.	Mittwoch		6 28	5 54	4 29 ℞.	12 59 ℞.
11.	Donnerstag		6 26	5 55	5 16 ℞.	2 16 ℞.
12.	Freitag		6 24	5 57	5 56 ℞.	3 38 ℞.
13.	Sonnabend		6 22	5 59	6 28 ℞.	5 03 ℞.
14.	Sonntag	Lätare ☽	6 20	6 00	6 55 ℞.	6 28 ℞.
15.	Montag		6 18	6 02	7 19 ℞.	7 50 ℞.
16.	Dienstag		6 16	6 04	7 43 ℞.	9 10 ℞.
17.	Mittwoch		6 13	6 05	8 07 ℞.	10 27 ℞.
18.	Donnerstag		6 11	6 07	8 34 ℞.	11 40 ℞.
19.	Freitag		6 09	6 09	9 04 ℞.	12 00 ℞.
20.	Sonnabend		6 06	6 10	9 38 ℞.	12 50 ℞.
21.	Sonntag	Judika ☽	6 04	6 12	10 20 ℞.	1 53 ℞.
22.	Montag		6 02	6 14	11 08 ℞.	2 48 ℞.
23.	Dienstag		5 59	6 15	12 02 ℞.	3 34 ℞.
24.	Mittwoch		5 57	6 17	1 00 ℞.	4 13 ℞.
25.	Donnerstag		5 55	6 19	2 03 ℞.	4 45 ℞.
26.	Freitag		5 53	6 20	3 08 ℞.	5 12 ℞.
27.	Sonnabend		5 50	6 22	4 13 ℞.	5 35 ℞.
28.	Sonntag	Palmarum	5 48	6 24	5 19 ℞.	5 55 ℞.
29.	Montag		5 46	6 25	6 26 ℞.	6 14 ℞.
30.	Dienstag		5 44	6 27	7 35 ℞.	6 34 ℞.
31.	Mittwoch		5 41	6 29	8 45 ℞.	6 54 ℞.



Torgon L. Zöblich

1895

April oder



Ostermond

Dat.	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Donnerstag	Gründonnerstag	5 39	6 30	9 57 ℞.	7 17 ℞.
2.	Freitag	Karfreitag	5 37	6 32	11 08 ℞.	7 43 ℞.
3.	Sonnabend		5 35	6 33	12 00 ℞.	8 15 ℞.
4.	Sonntag	Ostertag	5 33	6 35	12 18 ℞.	8 54 ℞.
5.	Montag	Ostermontag	5 30	6 37	1 25 ℞.	9 43 ℞.
6.	Dienstag		5 27	6 38	2 24 ℞.	10 44 ℞.
7.	Mittwoch		5 26	6 40	3 13 ℞.	11 56 ℞.
8.	Donnerstag		5 24	6 42	3 54 ℞.	1 15 ℞.
9.	Freitag		5 21	6 43	4 26 ℞.	2 36 ℞.
10.	Sonnabend		5 19	6 45	4 54 ℞.	3 59 ℞.
11.	Sonntag	Quasimodogeniti	5 17	6 46	5 19 ℞.	5 21 ℞.
12.	Montag		5 15	6 48	5 43 ℞.	6 42 ℞.
13.	Dienstag		5 13	6 50	6 06 ℞.	8 02 ℞.
14.	Mittwoch		5 11	6 51	6 32 ℞.	9 19 ℞.
15.	Donnerstag		5 08	6 53	7 00 ℞.	10 32 ℞.
16.	Freitag		5 06	6 54	7 33 ℞.	11 39 ℞.
17.	Sonnabend		5 04	6 56	8 11 ℞.	12 00 ℞.
18.	Sonntag	Misericordias Domini	5 02	6 58	8 57 ℞.	12 40 ℞.
19.	Montag		5 00	6 59	9 50 ℞.	1 31 ℞.
20.	Dienstag		4 58	7 01	10 48 ℞.	2 12 ℞.
21.	Mittwoch		4 56	7 03	11 50 ℞.	2 48 ℞.
22.	Donnerstag		4 54	7 04	12 54 ℞.	3 16 ℞.
23.	Freitag		4 52	7 06	1 59 ℞.	3 39 ℞.
24.	Sonnabend		4 50	7 07	3 06 ℞.	4 00 ℞.
25.	Sonntag	Jubilate	4 48	7 09	4 13 ℞.	4 20 ℞.
26.	Montag		4 46	7 11	5 21 ℞.	4 39 ℞.
27.	Dienstag		4 44	7 12	6 32 ℞.	4 59 ℞.
28.	Mittwoch		4 42	7 14	7 44 ℞.	5 20 ℞.
29.	Donnerstag		4 40	7 16	8 58 ℞.	5 45 ℞.
30.	Freitag		4 38	7 17	10 11 ℞.	6 15 ℞.



Worpswende, Lohndorfer
25.

Anton Meißel gezeichnet: Worpswende d. Jollitz.

Mai oder



Monnemond

Dat.	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Sonnabend		4 36	7 19	11 20 N.	6 52 B.
2.	Sonntag	Kantate	4 35	7 20	12 00 N.	7 38 B.
3.	Montag		4 33	7 22	12 22 B.	8 36 B.
4.	Dienstag		4 31	7 24	1 13 B.	9 44 B.
5.	Mittwoch		4 29	7 25	1 56 B.	11 00 B.
6.	Donnerstag		4 27	7 27	2 30 B.	12 19 N.
7.	Freitag		4 26	7 28	2 58 B.	1 40 N.
8.	Sonnabend		4 24	7 30	3 23 B.	3 00 N.
9.	Sonntag	Rogate	4 22	7 31	3 45 B.	4 18 N.
10.	Montag		4 21	7 33	4 08 B.	5 37 N.
11.	Dienstag		4 19	7 34	4 31 B.	6 55 N.
12.	Mittwoch		4 18	7 36	4 57 B.	8 10 N.
13.	Donnerstag	Himmelfahrt Christi	4 16	7 37	5 28 B.	9 22 N.
14.	Freitag		4 15	7 39	6 04 B.	10 27 N.
15.	Sonnabend		4 13	7 40	6 47 B.	11 24 N.
16.	Sonntag	Exaudi	4 12	7 42	7 37 B.	12 00 N.
17.	Montag		4 10	7 43	8 35 B.	12 10 B.
18.	Dienstag		4 09	7 44	9 35 B.	12 48 B.
19.	Mittwoch		4 08	7 46	10 39 B.	1 19 B.
20.	Donnerstag		4 06	7 47	11 45 B.	1 44 B.
21.	Freitag		4 05	7 49	12 50 N.	2 06 B.
22.	Sonnabend		4 04	7 50	1 57 N.	2 26 B.
23.	Sonntag	Pfingstfest	4 03	7 51	3 04 N.	2 44 B.
24.	Montag	Pfingstmontag	4 01	7 53	4 14 N.	3 03 B.
25.	Dienstag		4 00	7 54	5 26 N.	3 24 B.
26.	Mittwoch		3 59	7 55	6 40 N.	3 47 B.
27.	Donnerstag		3 58	7 56	7 55 N.	4 14 B.
28.	Freitag		3 57	7 57	9 08 N.	4 48 B.
29.	Sonnabend		3 56	7 59	10 15 N.	5 32 B.
30.	Sonntag	Trinitatisfest	3 55	8 00	11 12 N.	6 26 B.
31.	Montag		3 54	8 01	11 57 N.	7 33 B.



Wagner - Lohmeyer 25.

Wagner - Lohmeyer

Juni oder



Brachmond

Dat.	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Dienstag		3 54	8 02	12 00 N.	8 48 B.
2.	Mittwoch		3 53	8 03	12 34 B.	10 07 B.
3.	Donnerstag		3 52	8 04	1 04 B.	11 27 B.
4.	Freitag		3 51	8 05	1 29 B.	12 46 N.
5.	Sonnabend		3 51	8 06	1 51 B.	2 04 N.
6.	Sonntag	1. Sonntag nach Trinitatis	3 50	8 07	2 13 B.	3 21 N.
7.	Montag		3 50	8 08	2 36 B.	4 38 N.
8.	Dienstag		3 49	8 09	3 00 B.	5 53 N.
9.	Mittwoch		3 49	8 10	3 27 B.	7 05 N.
10.	Donnerstag		3 48	8 10	4 00 B.	8 13 N.
11.	Freitag		3 48	8 11	4 40 B.	9 14 N.
12.	Sonnabend		3 48	8 12	5 27 B.	10 05 N.
13.	Sonntag	2. Sonntag nach Trinitatis	3 47	8 12	6 22 B.	10 46 N.
14.	Montag		3 47	8 13	7 22 B.	11 20 N.
15.	Dienstag		3 47	8 13	8 25 B.	11 48 N.
16.	Mittwoch		3 47	8 14	9 29 B.	12 00 N.
17.	Donnerstag		3 47	8 14	10 35 B.	12 11 B.
18.	Freitag		3 47	8 15	11 40 B.	12 30 B.
19.	Sonnabend		3 47	8 15	12 47 N.	12 49 B.
20.	Sonntag	3. Sonntag nach Trinitatis	3 47	8 15	1 54 N.	1 08 B.
21.	Montag		3 47	8 16	3 04 N.	1 27 B.
22.	Dienstag		3 47	8 16	4 17 N.	1 48 B.
23.	Mittwoch		3 48	8 16	5 32 N.	2 13 B.
24.	Donnerstag		3 48	8 16	6 47 N.	2 44 B.
25.	Freitag		3 48	8 16	7 59 N.	3 23 B.
26.	Sonnabend		3 49	8 16	9 02 N.	4 13 B.
27.	Sonntag	4. Sonntag nach Trinitatis	3 49	8 16	9 54 N.	5 16 B.
28.	Montag		3 50	8 16	10 35 N.	6 31 B.
29.	Dienstag		3 50	8 16	11 08 N.	7 52 B.
30.	Mittwoch		3 51	8 15	11 35 N.	9 14 B.



Schiffmühl-Unterstadt 24

Lohmann & Lohmeyer

Juli oder



Heumond

Dat.	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Donnerstag		3 51	8 15	11 58 ℞.	10 34 ℞.
2.	Freitag		3 52	8 15	12 00 ℞.	11 54 ℞.
3.	Sonnabend		3 53	8 15	12 20 ℞.	1 10 ℞.
4.	Sonntag	5. Sonntag nach Trinitatis	3 53	8 14	12 42 ℞.	2 27 ℞.
5.	Montag		3 54	8 14	1 04 ℞.	3 41 ℞.
6.	Dienstag		3 55	8 13	1 30 ℞.	4 53 ℞.
7.	Mittwoch		3 56	8 13	2 01 ℞.	6 02 ℞.
8.	Donnerstag		3 57	8 12	2 37 ℞.	7 05 ℞.
9.	Freitag		3 58	8 12	3 21 ℞.	7 59 ℞.
10.	Sonnabend		3 59	8 11	4 12 ℞.	8 43 ℞.
11.	Sonntag	6. Sonntag nach Trinitatis	4 00	8 10	5 10 ℞.	9 21 ℞.
12.	Montag		4 01	8 09	6 12 ℞.	9 50 ℞.
13.	Dienstag		4 02	8 09	7 17 ℞.	10 14 ℞.
14.	Mittwoch		4 03	8 08	8 22 ℞.	10 35 ℞.
15.	Donnerstag		4 04	8 07	9 28 ℞.	10 55 ℞.
16.	Freitag		4 05	8 06	10 33 ℞.	11 13 ℞.
17.	Sonnabend		4 06	8 05	11 39 ℞.	11 31 ℞.
18.	Sonntag	7. Sonntag nach Trinitatis	4 07	8 04	12 46 ℞.	11 51 ℞.
19.	Montag		4 09	8 03	1 56 ℞.	12 00 ℞.
20.	Dienstag		4 10	8 02	3 09 ℞.	12 13 ℞.
21.	Mittwoch		4 11	8 00	4 23 ℞.	12 40 ℞.
22.	Donnerstag		4 12	7 59	5 36 ℞.	1 14 ℞.
23.	Freitag		4 14	7 58	6 43 ℞.	1 58 ℞.
24.	Sonnabend		4 15	7 57	7 42 ℞.	2 55 ℞.
25.	Sonntag	8. Sonntag nach Trinitatis	4 16	7 55	8 29 ℞.	4 06 ℞.
26.	Montag		4 18	7 54	9 07 ℞.	5 26 ℞.
27.	Dienstag		4 19	7 52	9 37 ℞.	6 50 ℞.
28.	Mittwoch		4 20	7 51	10 02 ℞.	8 14 ℞.
29.	Donnerstag		4 22	7 50	10 25 ℞.	9 38 ℞.
30.	Freitag		4 23	7 48	10 47 ℞.	10 57 ℞.
31.	Sonnabend		4 25	7 47	11 10 ℞.	12 15 ℞.



August oder



Erntemonat

Dat.	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Unt.
1.	Sonntag		4 26	7 45	11 35 ℞.	1 31 ℞.
2.	Montag	9. Sonntag nach Trinitatis	4 28	7 43	12 00 ℞.	2 44 ℞.
3.	Dienstag		4 29	7 42	12 04 ℞.	3 54 ℞.
4.	Mittwoch		4 31	7 40	12 37 ℞.	4 59 ℞.
5.	Donnerstag		4 32	7 38	1 18 ℞.	5 55 ℞.
6.	Freitag		4 34	7 37	2 07 ℞.	6 42 ℞.
7.	Sonnabend		4 35	7 35	3 03 ℞.	7 22 ℞.
8.	Sonntag	10. Sonntag nach Trinitatis ☉	4 37	7 33	4 03 ℞.	7 53 ℞.
9.	Montag		4 38	7 31	5 07 ℞.	8 19 ℞.
10.	Dienstag		4 40	7 30	6 13 ℞.	8 41 ℞.
11.	Mittwoch		4 41	7 28	7 18 ℞.	9 00 ℞.
12.	Donnerstag		4 43	7 26	8 23 ℞.	9 18 ℞.
13.	Freitag		4 44	7 24	9 28 ℞.	9 37 ℞.
14.	Sonnabend		4 46	7 22	10 34 ℞.	9 55 ℞.
15.	Sonntag	11. Sonntag nach Trinitatis	4 47	7 20	11 42 ℞.	10 16 ℞.
16.	Montag	☾	4 49	7 18	12 51 ℞.	10 40 ℞.
17.	Dienstag		4 51	7 16	2 03 ℞.	11 09 ℞.
18.	Mittwoch		4 52	7 14	3 14 ℞.	11 47 ℞.
19.	Donnerstag		4 54	7 12	4 23 ℞.	12 00 ℞.
20.	Freitag		4 55	7 10	5 26 ℞.	12 37 ℞.
21.	Sonnabend		4 57	7 08	6 18 ℞.	1 39 ℞.
22.	Sonntag	12. Sonntag nach Trinitatis	4 58	7 06	6 59 ℞.	2 55 ℞.
23.	Montag	☉	5 00	7 04	7 34 ℞.	4 18 ℞.
24.	Dienstag		5 01	7 02	8 01 ℞.	5 44 ℞.
25.	Mittwoch		5 03	7 00	8 26 ℞.	7 11 ℞.
26.	Donnerstag		5 04	6 58	8 50 ℞.	8 35 ℞.
27.	Freitag		5 06	6 56	9 13 ℞.	9 58 ℞.
28.	Sonnabend		5 08	6 54	9 37 ℞.	11 17 ℞.
29.	Sonntag	13. Sonntag nach Trinitatis	5 09	6 52	10 05 ℞.	12 34 ℞.
30.	Montag	☾	5 11	6 50	10 38 ℞.	1 46 ℞.
31.	Dienstag		5 12	6 47	11 16 ℞.	2 52 ℞.

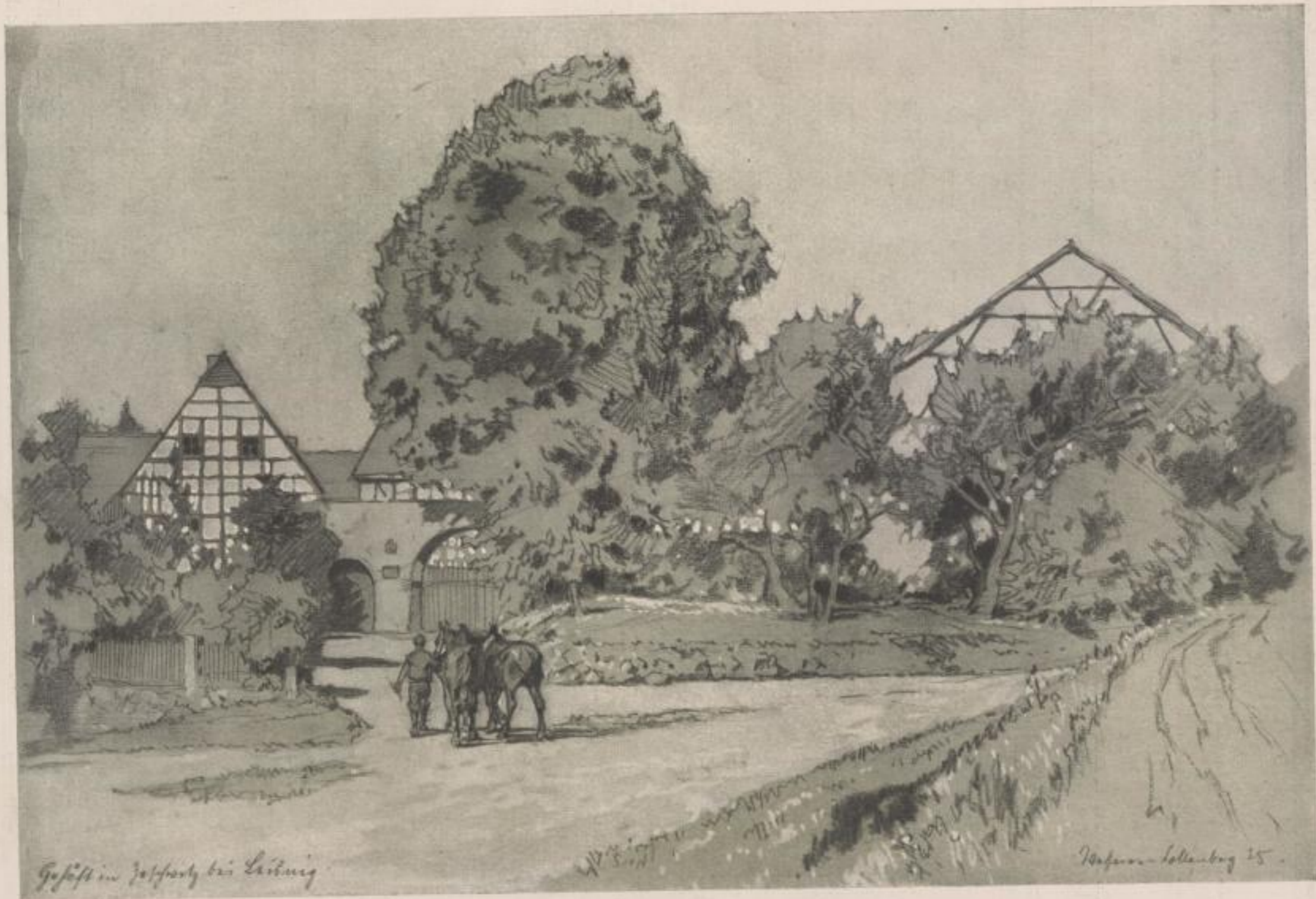


September 0.



Herbstmond

Dat.	Wochentag	Notizen	Sonne-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Mittwoch		5 14	6 45	12 00 ℞.	3 52 ℞.
2.	Donnerstag		5 15	6 43	12 03 ℞.	4 42 ℞.
3.	Freitag		5 17	6 41	12 57 ℞.	5 22 ℞.
4.	Sonnabend		5 18	6 39	1 56 ℞.	5 57 ℞.
5.	Sonntag	14. Sonntag nach Trinitatis	5 20	6 36	2 59 ℞.	6 24 ℞.
6.	Montag		5 21	6 34	4 04 ℞.	6 46 ℞.
7.	Dienstag	☉	5 23	6 32	5 09 ℞.	7 06 ℞.
8.	Mittwoch		5 25	6 30	6 14 ℞.	7 24 ℞.
9.	Donnerstag		5 26	6 28	7 20 ℞.	7 43 ℞.
10.	Freitag		5 28	6 25	8 25 ℞.	8 00 ℞.
11.	Sonnabend		5 29	6 23	9 32 ℞.	8 20 ℞.
12.	Sonntag	15. Sonntag nach Trinitatis	5 31	6 21	10 41 ℞.	8 42 ℞.
13.	Montag		5 33	6 18	11 51 ℞.	9 09 ℞.
14.	Dienstag		5 34	6 16	1 01 ℞.	9 42 ℞.
15.	Mittwoch	☾	5 36	6 14	2 09 ℞.	10 25 ℞.
16.	Donnerstag		5 37	6 12	3 12 ℞.	11 20 ℞.
17.	Freitag		5 39	6 09	4 08 ℞.	12 00 ℞.
18.	Sonnabend		5 40	6 07	4 52 ℞.	12 28 ℞.
19.	Sonntag	16. Sonntag nach Trinitatis	5 42	6 05	5 29 ℞.	1 46 ℞.
20.	Montag		5 44	6 02	5 59 ℞.	3 10 ℞.
21.	Dienstag	☉	5 45	6 00	6 25 ℞.	4 37 ℞.
22.	Mittwoch		5 47	5 58	6 49 ℞.	6 03 ℞.
23.	Donnerstag		5 48	5 56	7 12 ℞.	7 28 ℞.
24.	Freitag		5 50	5 53	7 36 ℞.	8 53 ℞.
25.	Sonnabend		5 52	5 51	8 03 ℞.	10 13 ℞.
26.	Sonntag	17. Sonntag nach Trinitatis	5 53	5 49	8 35 ℞.	11 31 ℞.
27.	Montag		5 55	5 47	9 12 ℞.	12 42 ℞.
28.	Dienstag	☾	5 56	5 44	9 57 ℞.	1 46 ℞.
29.	Mittwoch		5 58	5 42	10 49 ℞.	2 40 ℞.
30.	Donnerstag		5 59	5 40	11 47 ℞.	3 24 ℞.



Oktober o.



Weinmond

Dat.	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Freitag		6 01	5 38	12 00 N.	4 00 N.
2.	Sonnabend		6 02	5 36	12 49 B.	4 28 N.
3.	Sonntag	18. Sonntag nach Trinitatis	6 04	5 33	1 54 B.	4 52 N.
4.	Montag		6 06	5 31	3 00 B.	5 13 N.
5.	Dienstag		6 07	5 29	4 06 B.	5 31 N.
6.	Mittwoch		6 09	5 27	5 11 B.	5 49 N.
7.	Donnerstag		6 10	5 25	6 17 B.	6 06 N.
8.	Freitag		6 12	5 22	7 24 B.	6 26 N.
9.	Sonnabend		6 14	5 20	8 33 B.	6 47 N.
10.	Sonntag	19. Sonntag nach Trinitatis	6 15	5 18	9 43 B.	7 12 N.
11.	Montag		6 17	5 16	10 53 B.	7 42 N.
12.	Dienstag		6 19	5 13	12 02 N.	8 20 N.
13.	Mittwoch		6 20	5 11	1 07 N.	9 11 N.
14.	Donnerstag		6 22	5 09	2 03 N.	10 11 N.
15.	Freitag		6 24	5 07	2 49 N.	11 24 N.
16.	Sonnabend		6 26	5 05	3 28 N.	12 00 N.
17.	Sonntag	20. Sonntag nach Trinitatis	6 27	5 03	3 59 N.	12 44 B.
18.	Montag		6 29	5 01	4 25 N.	2 06 B.
19.	Dienstag		6 31	4 59	4 48 N.	3 31 B.
20.	Mittwoch		6 32	4 57	5 12 N.	4 56 B.
21.	Donnerstag		6 34	4 55	5 35 N.	6 20 B.
22.	Freitag		6 36	4 53	6 00 N.	7 44 B.
23.	Sonnabend		6 38	4 51	6 30 N.	9 05 B.
24.	Sonntag	21. Sonntag nach Trinitatis	6 39	4 49	7 04 N.	10 22 B.
25.	Montag		6 41	4 47	7 47 N.	11 33 B.
26.	Dienstag		6 43	4 45	8 38 N.	12 33 N.
27.	Mittwoch		6 44	4 43	9 34 N.	1 22 N.
28.	Donnerstag		6 46	4 41	10 37 N.	2 02 N.
29.	Freitag		6 48	4 39	11 42 N.	2 33 N.
30.	Sonnabend		6 50	4 37	12 00 N.	2 58 N.
31.	Sonntag	22. Sonntag nach Trinitatis	6 51	4 35	12 48 B.	3 19 N.



Wespa - Lohnding - 1840

aus Albstadt b. Handen
"folgt Seite"

November o.



Windmond

Dat.	Wochentag	Notizen	Sonne-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Montag		6 53	4 34	1 53 ℞.	3 38 ℞.
2.	Dienstag		6 55	4 32	2 59 ℞.	3 55 ℞.
3.	Mittwoch		6 57	4 30	4 06 ℞.	4 13 ℞.
4.	Donnerstag		6 58	4 28	5 13 ℞.	4 31 ℞.
5.	Freitag	☉	7 00	4 27	6 22 ℞.	4 51 ℞.
6.	Sonnabend		7 02	4 25	7 33 ℞.	5 14 ℞.
7.	Sonntag	23. Sonntag nach Trinitatis	7 04	4 23	8 45 ℞.	5 43 ℞.
8.	Montag		7 05	4 22	9 55 ℞.	6 19 ℞.
9.	Dienstag		7 07	4 20	11 01 ℞.	7 06 ℞.
10.	Mittwoch		7 09	4 18	12 01 ℞.	8 03 ℞.
11.	Donnerstag		7 11	4 17	12 50 ℞.	9 11 ℞.
12.	Freitag		7 12	4 16	1 31 ℞.	10 27 ℞.
13.	Sonnabend	☾	7 14	4 14	2 02 ℞.	11 47 ℞.
14.	Sonntag	24. Sonntag nach Trinitatis	7 16	4 13	2 29 ℞.	12 00 ℞.
15.	Montag		7 17	4 11	2 52 ℞.	1 09 ℞.
16.	Dienstag		7 19	4 10	3 13 ℞.	2 31 ℞.
17.	Mittwoch		7 21	4 09	3 35 ℞.	3 53 ℞.
18.	Donnerstag		7 23	4 07	3 59 ℞.	5 15 ℞.
19.	Freitag	☉	7 24	4 06	4 26 ℞.	6 37 ℞.
20.	Sonnabend		7 26	4 05	4 57 ℞.	7 57 ℞.
21.	Sonntag	25. Sonntag nach Trinitatis	7 28	4 04	5 36 ℞.	9 12 ℞.
22.	Montag		7 29	4 03	6 24 ℞.	10 18 ℞.
23.	Dienstag		7 31	4 02	7 20 ℞.	11 15 ℞.
24.	Mittwoch		7 32	4 01	8 21 ℞.	11 59 ℞.
25.	Donnerstag		7 34	4 00	9 26 ℞.	12 35 ℞.
26.	Freitag		7 36	3 59	10 37 ℞.	1 02 ℞.
27.	Sonnabend	☾	7 37	3 58	11 39 ℞.	1 25 ℞.
28.	Sonntag	1. Advent	7 38	3 57	12 00 ℞.	1 44 ℞.
29.	Montag		7 40	3 56	12 45 ℞.	2 02 ℞.
30.	Dienstag		7 42	3 56	1 51 ℞.	2 19 ℞.



Wellner-Coleberg, U

Ulbersdorf b. Schandau.

Dezember 0.



Christmond

Dat.	Wochentag	Notizen	Sonnen-		Mond-	
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.
1.	Mittwoch		7 43	3 55	2 57 ℔.	2 36 ℔.
2.	Donnerstag		7 44	3 54	4 05 ℔.	2 55 ℔.
3.	Freitag		7 46	3 54	5 16 ℔.	3 17 ℔.
4.	Sonnabend		7 47	3 53	6 28 ℔.	3 44 ℔.
5.	Sonntag	2. Advent ☉	7 48	3 53	7 41 ℔.	4 17 ℔.
6.	Montag		7 49	3 52	8 51 ℔.	5 00 ℔.
7.	Dienstag		7 51	3 52	9 56 ℔.	5 54 ℔.
8.	Mittwoch		7 52	3 52	10 49 ℔.	7 01 ℔.
9.	Donnerstag		7 53	3 52	11 32 ℔.	8 16 ℔.
10.	Freitag		7 54	3 51	12 07 ℔.	9 36 ℔.
11.	Sonnabend		7 55	3 51	12 34 ℔.	10 56 ℔.
12.	Sonntag	3. Advent ☽	7 56	3 51	12 58 ℔.	12 00 ℔.
13.	Montag		7 57	3 51	1 19 ℔.	12 16 ℔.
14.	Dienstag		7 58	3 51	1 40 ℔.	1 36 ℔.
15.	Mittwoch		7 59	3 51	2 02 ℔.	2 55 ℔.
16.	Donnerstag		8 00	3 51	2 26 ℔.	4 15 ℔.
17.	Freitag		8 01	3 52	2 55 ℔.	5 34 ℔.
18.	Sonnabend		8 01	3 52	3 29 ℔.	6 50 ℔.
19.	Sonntag	4. Advent ☽	8 02	3 52	4 12 ℔.	8 01 ℔.
20.	Montag		8 03	3 53	5 05 ℔.	9 02 ℔.
21.	Dienstag		8 03	3 53	6 03 ℔.	9 53 ℔.
22.	Mittwoch		8 04	3 54	7 09 ℔.	10 33 ℔.
23.	Donnerstag		8 04	3 54	8 16 ℔.	11 04 ℔.
24.	Freitag	Christabend	8 04	3 55	9 33 ℔.	11 28 ℔.
25.	Sonnabend	1. Weihnachtstag	8 05	3 55	10 29 ℔.	11 49 ℔.
26.	Sonntag	2. Weihnachtstag	8 05	3 56	11 35 ℔.	12 07 ℔.
27.	Montag	☾	8 05	3 57	12 00 ℔.	12 24 ℔.
28.	Dienstag		8 06	3 58	12 40 ℔.	12 41 ℔.
29.	Mittwoch		8 06	3 59	1 47 ℔.	12 59 ℔.
30.	Donnerstag		8 06	3 59	2 56 ℔.	1 19 ℔.
31.	Freitag		8 06	4 00	4 07 ℔.	1 43 ℔.



Torgau s. Zöllitz, Blick ins Hofatal

W. Hoffmann - 18



Die letzte Sitzung des Ständigen Ausschusses des Landeskulturrats am 30. Juni 1925

Hintere Reihe von links nach rechts: Oek.-Rat v. Petrikowsky; Rittergutsb. Schober; Oek.-Rat Welde; Oek.-Rat Bühne; Gutsb. Friedrich, stellv. Vors.; Geh. Oek.-Rat Dr. Steiger, Vorsitzender; Hofrat Dr. Schöne, Direktor; Verw.-Ob.-Insp. Bieber; Ob.-Ldw.-Schul.-Rat Dr. Höfer; Ob.-Ldw.-Rat Dr. Lenhard; Ldw.-Rat Markwald; Ob.-Ldw.-Rat Dr. Bruchholz; Ldw.-Rat Dr. König.
Vordere Reihe: Gutsbesitzer Schönfeld; Oek.-Rat Richter; Ob.-Ldw.-Rat Dr. Ritter.

Der glückliche Bauer.

Frühmorgens, wenn der Tau noch fällt,
Geh' ich, vergnügt im Sinn,
Gleich mit dem Nebel 'naus aufs Feld
Und pflüge durch ihn hin.

Und sehe, wie er wogt und zieht
Kund um mich her und fern,
Und sing' dazu mein Morgenlied
Und denk' an Gott den Herrn.

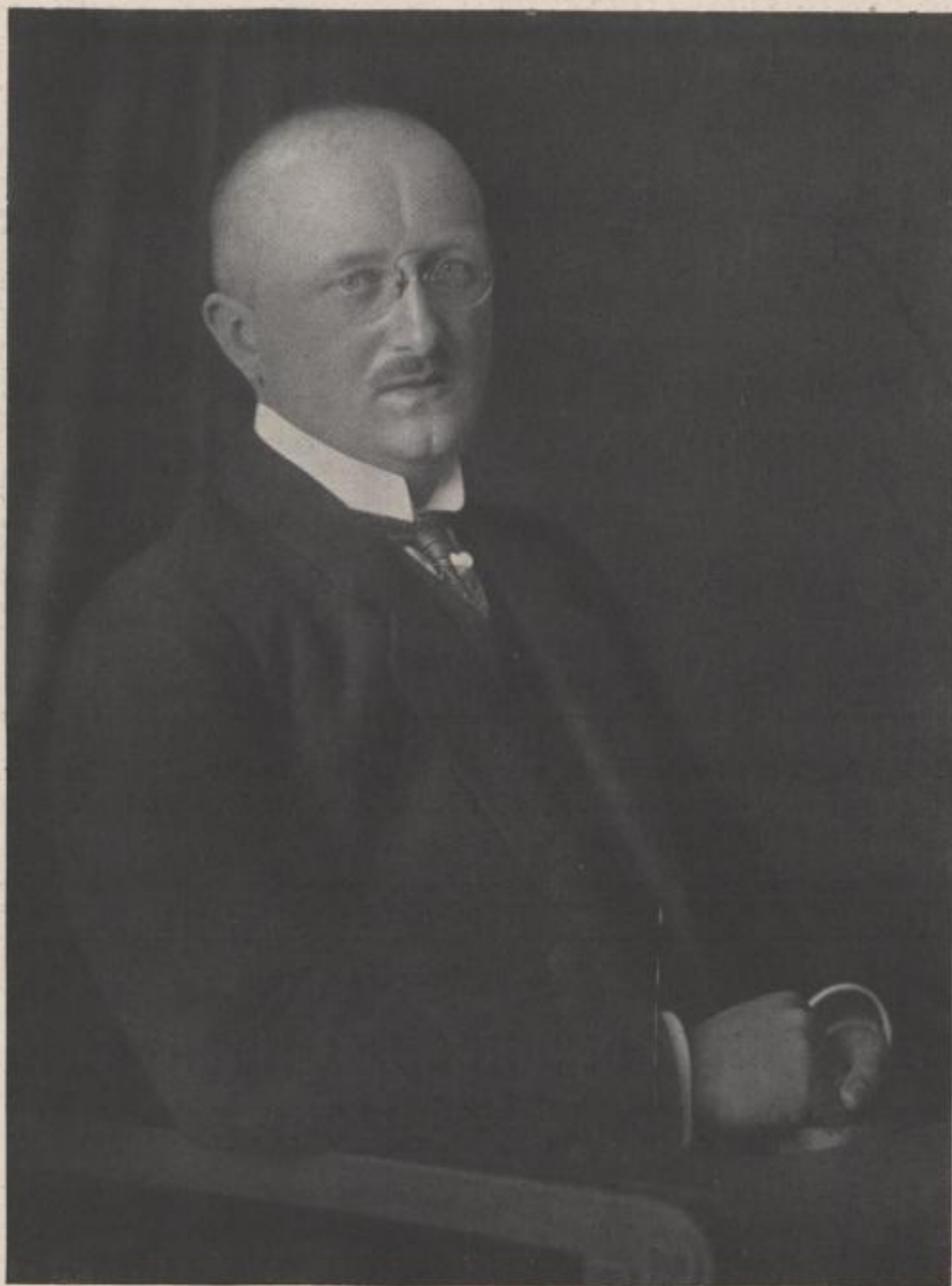
Die Krähen warten schon auf mich
Und folgen mir getreu,
Und alle Vögel regen sich
Und tun den ersten Schrei.

Indessen steigt die Sonn' herauf
Und scheint hell daher;
Ist so was auch für Geld zu Kauf
Und hat der König mehr?

O, wer das nicht gesehen hat,
Der hat des nicht Verstand.
Man trifft Gott gleichsam auf der Tat
Mit Segen in der Hand.

Und sieht's vor Augen, wie er frisch
Die volle Hand ausgestreckt,
Und wie er seinen Tisch
Für alle Wesen deckt.

Matthias Claudius.



Hermann Vogelzung

Hauptmann a. D. Hermann Vogelzung auf Ebersbach bei Döbeln.
Erster Präsident der Landwirtschaftskammer für den Freistaat Sachsen.



Besuch der Vertreter der nord- und mitteldeutschen Landwirtschaftskammern
auf dem Rittergut Stockhausen bei Döbeln, am 20. Mai 1925.

Die Vereinigung der nord- und mitteldeutschen Landwirtschaftskammern.

Während der Tagung des Deutschen Landwirtschaftsrats traten am 24. Oktober 1924 im Gebäude des Vorläufigen Reichswirtschaftsrats zu Berlin auf Einladung des Landes Kulturrats Sachsen eine Anzahl Vertreter der nord- und mitteldeutschen (nicht preussischen) Landwirtschaftskammern zusammen, um über die Frage zu beraten, in engere Verbindung miteinander zu treten. Das Bedürfnis hierzu wurde von allen Seiten anerkannt im Hinblick darauf, daß die preussischen Kammern in der Hauptlandwirtschaftskammer einen Stützpunkt haben und die süddeutschen Berufsvertretungen regelmäßige Zusammenkünfte abhalten.

Aufgabe der Vereinigung soll sein, Gelegenheit zu geben, zu wichtigen Tagesfragen gemeinsam Stellung zu nehmen, Erfahrungen über besondere Einrichtungen der einzelnen Kammern wie Versuchsanstalten, landwirtschaftliche Fachschulen, Ausstellungen usw. auszutauschen sowie Besichtigungen vorzunehmen, um die Landwirtschaft der einzelnen Bezirke kennen zu lernen.

Eine Satzung ist nicht aufgestellt worden, auch werden Beiträge nicht erhoben. Der Vorsitz und die Geschäfts-

führung wurden dem Landes Kulturrat Sachsen übertragen. In jedem Sommerhalbjahr findet eine ordentliche Tagung statt; weitere Zusammenkünfte werden nach Bedarf vereinbart.

Die zweite Tagung der Vereinigung wurde am 19. Mai 1925 in Dresden abgehalten. Den Vorsitz führte Geheimer Ökonomierat Dr. Steiger. Behandelt wurde zunächst die Steuergesetzgebung; den Bericht erstattete das geschäftsführende Vorstandsmitglied des Deutschen Landwirtschaftsrats, Regierungspräsident a. D. Dr. Rutscher. Nach einer sehr ergiebigen Aussprache, an der sich alle Kammern beteiligten, wurde nachstehende Entschliessung einstimmig angenommen, die, wenn sie auch durch die Ereignisse überholt ist, bei dem Chronikcharakter des Kalenders, im Druck festgehalten zu werden verdient:

„Die in Dresden versammelte Vereinigung der nord- und mitteldeutschen Landwirtschaftskammern gibt ihrer Auffassung zur Aufwertungsfrage dahin Ausdruck, daß schleunigst endgültige Regelung der Vorbedingung für die Wiedergesundung der landwirtschaftlichen Kreditverhältnisse erfolgt. Sie tritt hinsichtlich der Höhe der



Aufwertung dem Gutachten des Reichswirtschaftsrats bei und befürchtet, von den weitergehenden Beschlüssen im Reichstage die künstliche Schaffung von Werten, deren Realisierung sich bei der Fälligkeit nicht ermöglichen lassen wird.

In der Aufwertung von Hypotheken, die zufolge der Kündigung des Gläubigers gelöscht sind, erblickt sie eine wirtschaftlich nicht gerechtfertigte Maßnahme.

Sie legt gegen den Gedanken einer darüber noch hinausgehenden Besteuerung der Vermögenserhaltung entschiedene Verwahrung ein. — Selbst wo sich der Kapitalwert der Belastung gegenüber der Vorkriegszeit vermindert hat, sind heute schon die Zinsenlast und die Kosten der Sozialversicherung weit über den Vorkriegsstand gestiegen. Soll der Grund und Boden für laufende Steuereinnahmen, die stets nur aus dem Ertrage gedeckt werden können, eine Gewähr bieten, so muß von jeder weiteren Kapitalbelastung für Steuerzwecke Abstand genommen werden. Für die gesamte Wirtschaft ist die schleunigste Verabschiedung der dem Reichstag vorliegenden Steuergesetze erforderlich, damit endlich eine den tatsächlichen Verhältnissen entsprechende Veranlagung des Einkommens eines Vermögens erfolgen kann."

Hieran schloß sich eine Beratung über die Handelspolitik an, über deren Stand Dr. Schindler aus Berlin berichtete. Seine Ausführungen wurden ergänzt durch Graf Keyserlingk. Die Ansicht der Vereinigung fand ihren Niederschlag in nachstehendem Beschluß:

"Die in Dresden versammelten Vertreter der nord- und mitteldeutschen Landwirtschaftskammern bedauern, feststellen zu müssen, daß es der Regierung mangels eines geeigneten Rüstzeuges nicht gelungen ist, die Interessen der deutschen Landwirtschaft in den Handelsverträgen so zu

wahren, wie es für den raschen Wiederaufbau erforderlich ist. Wichtige landwirtschaftliche Betriebszweige sind einer übermächtigen ausländischen Konkurrenz völlig preisgegeben, andere nicht in dem Maße gesichert worden, wie es die Voraussetzung für die Ernährung des deutschen Volkes aus eigenen Quellen bilden muß.

Handelsabkommen, die diesem Gesichtspunkte Rechnung tragen, können nur geschlossen werden, wenn eine einheitliche Verhandlungsgrundlage in Form eines lückenlosen Zolltarifes vorhanden ist. Diese ist alsbald zu schaffen. Die nord- und mitteldeutschen Landwirtschaftskammern erwarten von der Reichsregierung, daß in der „Kleinen Zollvorlage“ endlich ein angemessener Ausgleich zwischen den Zollsätzen landwirtschaftlicher und gewerblicher Produktion geschaffen wird."

Die anwesenden Vertreter nahmen schließlich einen Bericht über die Einrichtungen des Landeskulturrats zur Förderung der sächsischen Landwirtschaft durch den Direktor des Landeskulturrats, Hofrat Dr. Schöne, entgegen.

Der nächste Tag war Besichtigungen der Rittergüter Leutewitz, Stockhausen und Ebersbach gewidmet. In Leutewitz lernten die Teilnehmer die weltberühmte Merinoherde kennen, außerdem die weithin bekannte Saatzuchtwirtschaft. Rittergutsbesitzer Kühne in Stockhausen zeigte seine hochgezüchtete Kinderherde, außerdem eine größere Zahl von Zuchtpferden. In Ebersbach erregte die Schweinezucht besondere Aufmerksamkeit, aber auch die dort musterhaft betriebene Ackerwirtschaft.

Mit hoher Befriedigung kehrten die Teilnehmer in ihre Heimat zurück.

Dr. Schöne.



Seit seinem Bestehen mußte der Sächsische Bauernkalender schon wiederholt hervorragender Männer gedenken, deren Tod schwere Lücken in die Reihen der Vorkämpfer unserer heimischen Landwirtschaft gerissen hatte. Standen bisher diese Männer an der Grenze des Greisenalters oder hatten sie die Grenze bereits überschritten, so ist in diesem Jahre eines Mannes zu gedenken, der auf der Höhe seiner Schaffenskraft und seltener Erfolge, mitten aus einer rastlosen Tätigkeit, durch den Tod abgerufen wurde.

Wohl war Vertrauten nicht unbekannt, daß schweres Leiden diesen rüstigen Mann seit Monaten befallen hatte. In weiten Kreisen löste aber die Kunde von dem am 4. Oktober 1924 eingetretenen Tode schmerzliche Bestürzung aus.

Max Schmidt, geboren am 15. Februar 1878, stammt aus alter Bauernfamilie. Väterlicherseits lassen sich Voreltern bis 1769 nachweisen. Die Urgroßeltern mütterlicherseits besaßen ein Gut in Omschwitz bei Dresden und hatten später das Kammergut Gorbig in Pacht. Der Vater Schmidt's und seine Ehefrau, geborene Ludwig, waren Besitzer eines Gutes von nur geringem Umfange im heutigen Dresdner Stadtteil Cotta. Der Vater erfreute sich wegen seiner in sich gefestigten Persönlichkeit eines besonderen Ansehens. Wegen der mäßigen Ausdehnung seines Besitzes, der die Haltung fremder Arbeitskräfte in nur beschränkter Masse zuließ, mußten sich die Eltern Max Schmidt's das Leben durch schwere Arbeit reichlich hart werden lassen. Arbeiten und Sparen war auch hier der erste Grundsatz; der Erziehung und Ausbildung des einzigen Sohnes waren aus diesen Gründen enge Grenzen gezogen. Nach Besuch der Bürgerschule des Ortes und nach Betätigung in der väterlichen Wirtschaft besuchte Max Schmidt die landwirtschaftliche Schule in Baugen und kam nach dieser Zeit zur Erweiterung seiner praktischen Kenntnisse Ostern 1895 als Scholar in die Wirtschaft des Unterzeichneten. Großer Wissensdrang und tiefes Eindringen in die Materie besetzte schon damals den jungen Schmidt, und mancher bemerkenswerte Zug aus dieser Zeit ist hier in guter Erinnerung geblieben.

Um fühlbare Lücken seines formalen Bildungsganges rascher auszugleichen und um seiner Militärdienstpflicht als „Einjähriger“ genügen zu können, war es notwendig, den äußerst sparsamen Vater Schmidt nach mehrfachen Schwierigkeiten dahin zu bringen, dem Sohne einen nochmaligen Schulbesuch beim Direktor Professor Pollatz in Dresden zuteil werden zu lassen.

Nach Beendigung seiner Militärdienstzeit beim 2. Grenadierregiment Nr. 101 finden wir Max Schmidt in verschiedenen Wirtschaftsbetrieben Sachsens und Schlesiens, um überall offenen Auges und Blickes aus den Vorzügen und Fehlern dieser Betriebe zu lernen.

25 Jahre alt, übernahm Max Schmidt die Bewirtschaftung des Ritterguts Ebersbach bei Döbeln als selbständiger Inspektor, bis er im Jahre 1907 in die Pachtung des Rittergutes Gödelitz, an der Kleinbahnlinie von Döbeln nach Lommatzsch gelegen,

eintrat. Obwohl mit hinreichenden Mitteln zur Übernahme des Gutes ausgestattet und von aufsteigender Richtung der landwirtschaftlichen Produktions- und Preisverhältnisse begünstigt, stellte die nicht leichte Bewirtschaftung dieses Gutes bei den hochgesteckten Zielen ungewöhnliche Ansprüche an die Tatkraft des jungen Pächters. Die Umstellung und der Ausbau des Betriebes wurde auf weite Sicht bemessen und eignete sich mehr für den Besitzer als für einen Pächter. Nicht nur die Tierzucht und der Pflanzenbau erfuhren zeitgemäße Wandelungen und

Verbesserungen, auch die ausgedehnten Obstanlagen und Gebäudeeinrichtungen wurden grundlegend verbessert. Kein Betriebszweig wurde vernachlässigt und dabei noch vergleichende Sortenanbau- und Düngungsversuche durchgeführt. Wenige Jahre nach der Übernahme der Pachtung war Gödelitz der Ausflugsort vieler landwirtschaftlicher Schulen und Vereine. Männer der Wissenschaft und Praxis fanden Anregung in dem vielseitigen Betriebe. Im Jahre 1917 ging Gödelitz durch Kauf in das Eigentum des Pächters Schmidt über.

Nach Ausbruch des Weltkrieges mußte Max Schmidt wie andere Tausende seine Familie verlassen und den Beruf mit dem Waffenhandwerk vertauschen. Monatelang stand er vor dem Feinde an der Westfront.

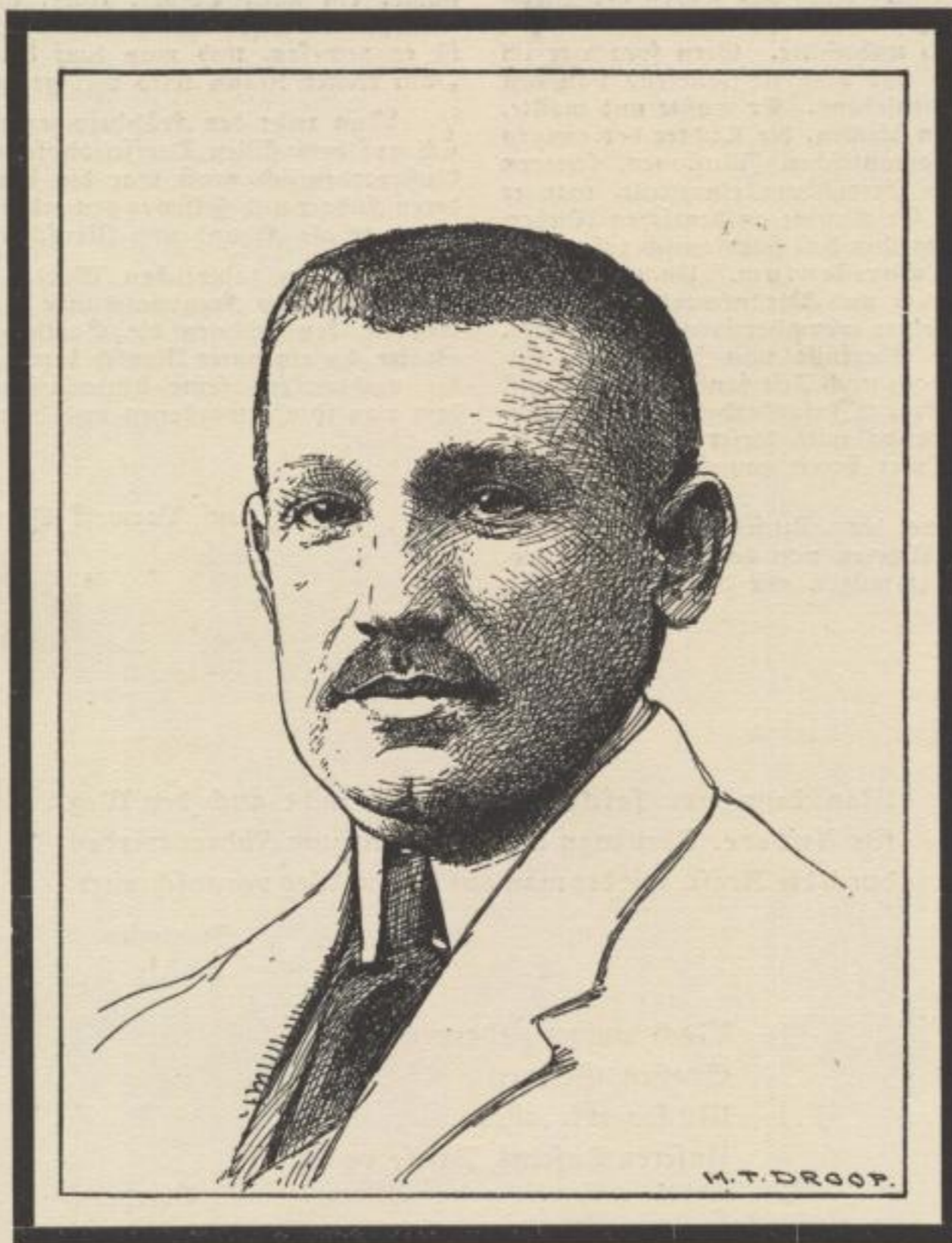
Man hat Max Schmidt hier und da nachgesagt, daß er sich in seinen Unternehmungen zu sehr zersplitterte, aber tatsächliche Beweise sind für diese Behauptung nicht erbracht worden. Er war durchaus der Mann, um Fehler im Betriebe bald zu erkennen und sofort zu beseitigen.

Bei aller anstrengenden Tätigkeit in der eigenen Wirtschaft fand Schmidt Zeit dazu, sich in der Öffentlichkeit, namentlich

in Züchtervereinigungen, und auch genossenschaftlich zu betätigen. Politisch ist er nicht hervorgetreten, dafür hat er sich aber in seiner näheren und weiteren Umgebung für Gemeinde-, Schul- und Kirchenwesen eingesetzt. Ein Mann von tiefem Gemüt und festem, aber duldsamem Charakter, hat er im Kreise seiner Berufsgenossen nur selten Undank erfahren. Schmerzlich für ihn war es aber, als seine, durch die Wellen der Revolutionszeit erfasste Arbeiterschaft in der Erntezeit des Jahres 1923 in den Streik trat. Wie ein Vater für seine Kinder, sorgte Max Schmidt für das Wohl der bei ihm Beschäftigten und er mußte trotzdem erleben, mit wie wenig Dank und Anerkennung sein soziales Denken gewürdigt wurde.

Um Max Schmidt's Leben als Mensch und Christ zu schildern, soll sein langjähriger Freund, Dr. A. Schröder, Pfarrer in Leipzig, vormals in Beicha, unweit Gödelitz, das Wort nehmen. Er sagt über den Heimgegangenen folgendes:

Es ist schwer, in der Seele eines Menschen zu lesen, aber manchmal leuchtet's einem so unmittelbar aus einem innersten Leben und Willen entgegen, daß man nur einfach dankbar feststellen kann: Dieses Menschendasein hat seinen besonderen seelischen Wert! So ist's bei Max Schmidt gewesen. Und seine gemütvollte Charakterhaftigkeit war immer zugleich eine schlichte, treue Christlichkeit, die sich auswirken wollte für die Anderen und vor Allem auch für den nächstliegenden Lebenskreis,



Schmidt in Gödelitz †

für die Gemeinde, die sich um das Wahrzeichen der Landschaft schart, die freundliche, kleine Dorfkirche. Wie manches Mal lautete er dort in Beicha den Worten des Predigers! Er hielt auf regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes und ging selber mit bestem Beispiel voran. Es war ihm eine Freude, Patronats herr zu sein, und er nahm diese Ehre als eine heilige Aufgabe und Verpflichtung. Immer war er zu haben, wenn es galt, das kirchgemeindliche Leben zu fördern. Nicht das Plötzliche und Gelegentliche war auch hier seine Sache, sondern das Dauernde und Bodenständige. Auch das Leben der Kirchengemeinde stand ihm in einem tiefsten Zusammenhange mit Heimat und Volkstum, Brauch und Sitte. Gern sprach er im engeren Freundeskreise einfach und doch tiefschürfend von den ewiggroßen Fragen des Menschenlebens. Er wußte und wollte, daß sie unserem Volke erhalten bleiben, die Lichter der ewigen Heimat. Kein Freund der romantischen Illusionen, sondern immer auf das Mögliche und Erreichbare eingestellt, war er doch ein Mann der Hoffnung. Er glaubte an deutschen Wiederaufbau, und dieser Glaube klang ihm hell harmonisch zusammen mit einem lebendigen, tätigen Christentum. Unaufbringlich, aber mit aller Überzeugungskraft und Verantwortungsfreudigkeit ging er voran, im Geiste einer warmherzigen Führerschaft, als einer, der inmitten einer Überfülle von beruflichen Geschäften und Verpflichtungen doch noch Zeit fand für den Dienst am Allerinnersten seines Volkes. Insonderheit auch bei der Kirch- und Schulgemeinde Beicha wird dieser frische, gerade, allzeit zur Arbeit und zum Opfer bereit gewesene Mann unvergessen bleiben.

Es wäre nicht im Sinne des allzufrüh heimgesunden Freundes, wenn in tönenden Worten von der stillen, wunder-vollen Herzensgüte groß geredet würde, mit der Max Schmidt

so vielen sorgenden und bittenden Mitmenschen begegnet ist. Aber ganz unerwähnt darf es doch nicht bleiben, dieses gütige, helfende Menschentum, das ihm einfach ein Gebot christlicher Nächstenliebe war. Selber ein ehrlicher, reiner Charakter, vertraute er gern auf das Gleiche bei den Anderen. Daß der echten Treue auch wieder Treue zuteil werde, war ihm ein Selbstverständliches, und innerlich trug er wohl schwer daran, wenn ihm einmal hinsichtlich des alten guten „Auf Treu und Glauben“ eine Enttäuschung wurde. Jedenfalls war er selbst immer und immer ein ganz Treuer, einer, auf den man sich unbedingt verlassen konnte. Ein innerlich vornehmes und reiches Leben ist es gewesen, und man darf da an das Bibelwort denken: „Ein treuer Mann wird viel gesegnet!“

Nun ruht der frühheimgegangene an der Stätte, die er sich auf dem stillen Dorffriedhofe zu Lebzeiten selbst bereitete. Außerordentlich groß war die Teilnahme der Vereinigungen, deren Führer und Helfer er geworden war, und der Leidtragenden, denen er als Freund und Mensch nahegestanden hatte.

Von den zahlreichen Worten des Dankes und der Teilnahme, die aus Freundesmunde dem Verblichenen nachgerufen wurden, kennzeichnen die Goetheworte aus dem Tasso: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweicht“, den Segen, der nachwirkend seine hinterlassene, frühverwaiste Familie in dem von ihm erworbenen und betreuten Besitze umgeben wird.

Oskar Welde

auf Vorwerk Oberhäslich bei Dippoldiswalde.

* * *

Man kann nur seinen Weg gehn, nicht auch den Weg für Andere. Aber man kann Anderen zum Führer werden durch die Kraft, mit der man auf seinem Weg voranschreitet.

Stammler.

Nach ewigen, ehernen
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins Kreise vollenden.

Goethe.





Die Genossenschaftsweide zu Wendisch-Carsdorf.

Von Friedrich Wilhelm Ulrich auf Freigut
Wendisch-Carsdorf.

Sachgemäße erfolgreiche Rindviehzucht ist ohne Weidebetrieb schwer durchzuführen. Die durch die intensive Stallhaltung und Stallfütterung ständig überhandnehmende Tuberkulose drängte immer mehr zur Wiederaufnahme des früher schon von unseren Vorfahren gehegten Weidebetriebes; doch stellten sich der Einführung desselben große Schwierigkeiten entgegen. Es mußten große Flächen für ihn bereitgestellt werden. Dann stieß die umfangreiche Einzäunung der großen Flächen sowie die Schaffung von Tränkgelegenheit mit gutem Wasser auf scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten, besonders im intensiv bewirtschafteten Sachsen.

Bei der großen Ausdehnung, die das Genossenschaftswesen in den letzten Jahrzehnten auch in Sachsen nahm, kam man auch auf die Einführung von Genossenschaftsweiden. Als eine der ersten in Sachsen wurde die Weidegenossenschaft Ehrenberg bei Schandau gegründet. Da in unserer Gegend auch Bedürfnis nach Weidegelegenheit vorhanden war, hatte man im Landwirtschaftlichen Verein Possendorf angeregt, die Genossenschaftsweide Ehrenberg zu besichtigen. Dies geschah auch am 18. Juli 1907. Man war von dem Gesehenen in Ehrenberg sehr befriedigt. Bei dieser Gelegenheit kam von mehreren Mitgliedern des Vereins der Wunsch zum Ausdruck, auch in unserer Gegend eine Weidegenossenschaft zu gründen. Als passendes Grundstück kam ein größeres Gut in Wendisch-Carsdorf von 84 Acker (davon 70 Acker Feld und Wiese und 14 Acker Wald) in Frage, das, da der Besitzer verstorben war, von den Erben verkauft werden sollte. Es wurde sofort mit den Vormündern der Erben in Verbindung getreten, nachdem vorher um Unterstützung der Gründung beim Verband der

landwirtschaftlichen Genossenschaften, beim Kreisverein Dresden und bei der Rgl. Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde nachgesehen und diese zugesagt worden war. Am 3. August 1907 wurde die Weidegenossenschaft Wendisch-Carsdorf gegründet und sofort das Gut gekauft. Dieses hatte schon länger zum Verkauf feilgestanden, doch hatte es keinen Käufer gefunden, da die Baulichkeiten ziemlich mangelhaft und mit Strohdach versehen waren. Das Gut ist nach der am Tore befindlichen Jahreszahl 1699 erbaut worden und soll früher eine Försterei gewesen sein. Die jetzigen Felder und Wiesen waren ohne Zweifel damals meist noch mit Wald bestanden. Für unsere Zwecke paßte das Gut sehr gut, da zu unserem Weidebetrieb naturgemäß fast nur der Grund und Boden, weniger die Gebäude in Frage kamen. Infolge der mangelhaften Gebäude war das Gut auch entsprechend preiswert. Es hat guten Boden mit tonigem Untergrund, weshalb später verschiedene Stellen noch drainiert werden mußten. Verschiedene einfache, alte Drainagen waren schon vorhanden. Die Felder bilden einen ebenen, etwa 1 1/2 km langen und 1/2 km breiten, rechteckigen Streifen, von West nach Ost, nach einer Seite hin mit einem Seitenstreifen hinten quer vor. An den Seitenstreifen stößt der Wald. Besonders günstig sind die Wasserverhältnisse auf dem Gute. Es hat nämlich eigene, aushaltende Wasserleitung mit gutem Quellwasser. Diese Leitung ist bei Anlage der Weide erst mit Chamottetrohren, die sich aber nicht bewährten, und dann mit Mannesmannrohren so ausgebaut worden, daß zwischen je 2 Roppeln Tränkgelegenheit mit einem Tränktrog angebracht ist. Dahinein läuft das Wasser durch eigenen Druck, und durch Schwimmer wird der Zufluß zu dieser Selbsttränke geregelt.

Die Genossenschaft wurde von 28 Mitgliedern mit 120 Anteilen gegründet, später traten noch 40 Mitglieder mit 110 Anteilen hinzu. Es wurde dann der Genossenschaftsvorstand mit 4 Mitgliedern und der Aufsichtsrat mit 6 Mitgliedern gewählt. Als Weidewärter wurde der Sohn des früheren Besitzers angestellt. Die Finanzierung des Unternehmens und die Bezahlung des Gutes konnte dadurch günstig geregelt werden, daß das Gut mit lebendem und totem Inventar gekauft worden war. Es konnte davon verkauft werden, ebenso von der anstehenden Ernte. Außerdem war Holz zur Anlage des Zaunes und der Schutzhütten schlagbar. Da das Gut wenig hypothekarisch belastet war, konnten zur Weideeinrichtung noch Hypotheken aufgenommen werden.

Nun galt es, an die Einrichtung der Weide zu gehen. Im Mai des nächsten Jahres sollte der erste Auftrieb stattfinden. Es war viel Arbeit zu bewältigen, aber wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Das Wetter war den Einrichtungsarbeiten günstig. Eine Hauptaufgabe lag in der Ausführung des Zaunes, von dem über 10000 m (reichlich 10 km) nötig waren. Es wurde deshalb eine Fläche von etwa 1 ha Holz geschlagen. Die schwachen Stangen und Stämmchen wurden zur Zaunherstellung benutzt, die starken Stämme dagegen zu Klößen und dann zu Brettern geschnitten, und zwar für die Schutzhütten. Von den Brettern konnte noch ein Posten an die Genossenschaftsmitglieder verkauft werden. Um von vornherein eine richtige Zaunanlage zu erhalten, wurden solche erst auf anderen Weiden besichtigt. Die Pfähle sind 2,5 m voneinander entfernt und 1,5 m hoch über dem Erdboden und durch glatten Draht, Stacheldraht und Stangen miteinander verbunden. Die Unterhaltung des Zaunes kostet jährlich eine ziemliche Summe. Es wäre wohl ein solcher mit Stein-, Zement- oder Eisensäulen vorteilhafter, aber auch bedeutend teurer gewesen. Es wurden dann noch 4 Schutzhütten gebaut, 2 große (je 27 m lang und 9 m breit) und zwei kleinere. Obgleich öfters betont wird, daß die Tiere auf der Weide keinen Schutz und keine Schutzhütten brauchen, werden sie von den Tieren bei großer Hitze, Kälte und Nässe doch gern aufgesucht, zumal da in den Hütten Raufen angebracht sind, die stets mit Stroh vollgesteckt sind, das bei nassem Wetter von den Tieren gern genommen wird.

Eine weitere Hauptsache für das Gedeihen der Weide war eine starke Grunddüngung. Sie bestand in 1400 Ztr. Kalksteinmehl, 550 Ztr. Kainit, 400 Ztr. Thomasmehl, 70 Ztr. Chilisalpeter, d. i. je Acker 20 Ztr. Kalk, 8 Ztr. Kainit, 6 Ztr. Thomasmehl, 1 Ztr. Chilisalpeter. Zum Streuen des Düngers wurde eine Westphalia-Düngerstreumaschine beschafft, die sich gut bewährte. Die Ansaat der Feldflächen erfolgte im Frühjahr. Wiesen wurden nicht besät. Die Kleeschläge wurden noch mit Grassämereien besät.

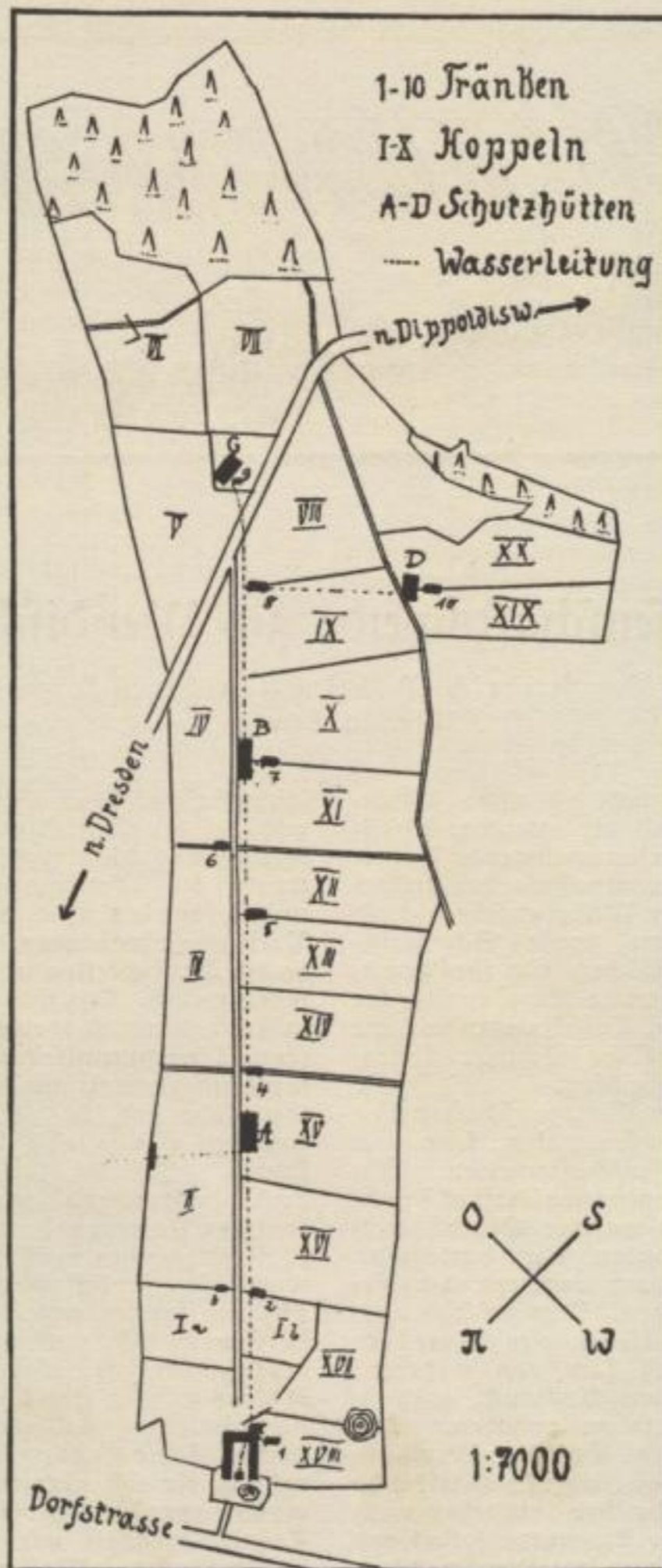
Die praktische Einteilung der Weideflächen in genügend Koppeln, wobei berücksichtigt werden mußte, daß der Weg mitten durch das Grundstück als Verbindung von vorne nach hinten freibleiben mußte, machte ziemliche Schwierigkeiten, ist aber gut gelöst worden. Besonders mußte auch berücksichtigt werden, daß zwei quer durch das Grundstück gehende Wassergräben Koppelgrenzen bilden mußten. Es wurden 20 Koppeln von je 3 1/2 Ackern, teils größer, teils kleiner, angelegt.

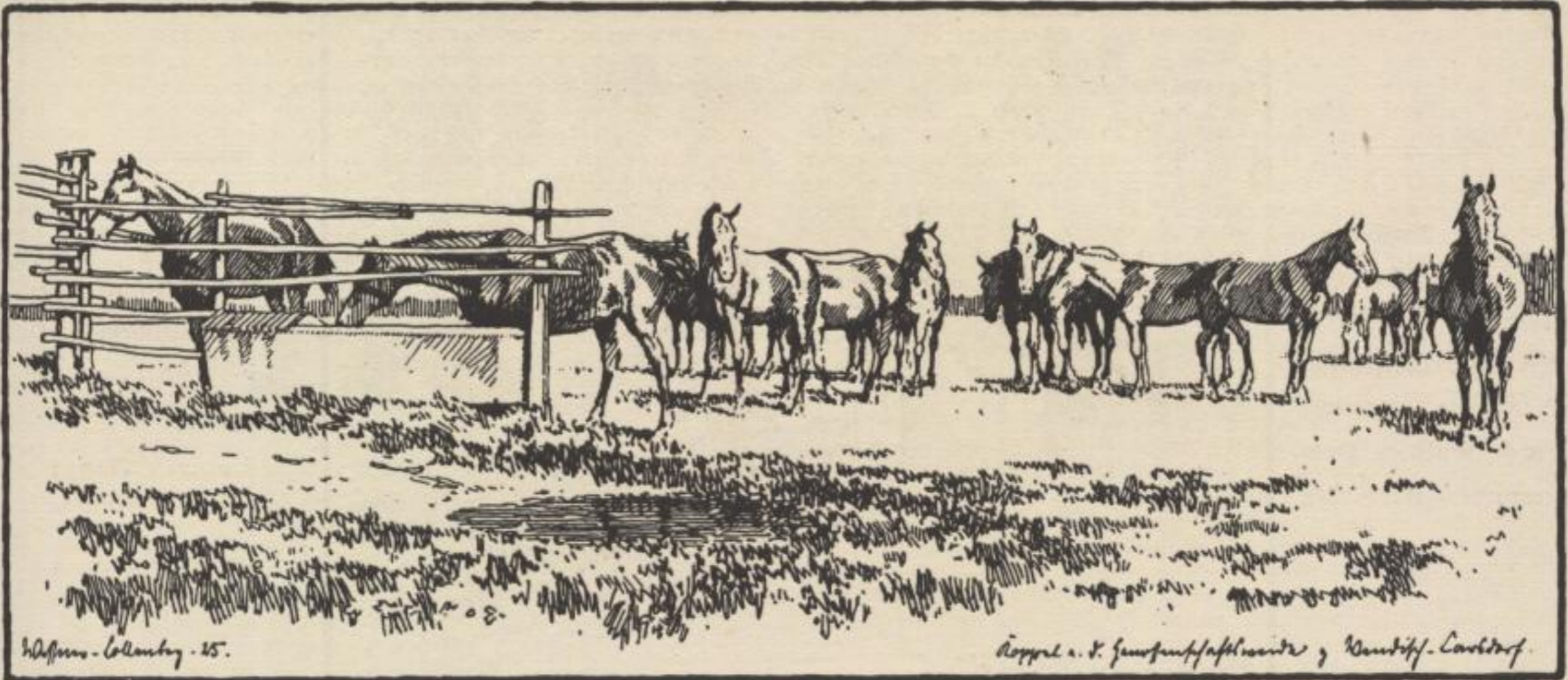
Bis Mai 1908 mußten alle diese Arbeiten beendet sein. Am 19. Mai fand der erste Auftrieb mit 130 Tieren statt. Bei den späteren Auftrieben wurden dann etwa 200 Tiere aufge-

trieben, da nunmehr die neu eingesäten Koppeln betriebsfertig geworden waren. Es war bei diesem ersten Auftrieb interessant, zu beobachten, wie die einzelnen Genossen der Entwicklung entgegenzogen; die meisten und auch der unterzeichnete Vorstand hegten die besten Erwartungen, und die anderen wollten auf jeden Fall erst beobachten, wie sich die Sache gestalten würde; nach kurzer Zeit waren aber fast bei allen Mitgliedern alle Bedenken geschwunden; denn das Wohlbefinden der Tiere auf der Weide war offensichtlich. Bezeichnend für die Unglücklichkeit verschiedener Besitzer, die Tiere aufgetrieben hatten, war der Fall, daß, als in der ersten Nacht ein starkes Gewitter auftrat, Verschiedene aus dem Orte mit der Laterne nach der Weide gingen, um nach ihren Tieren zu sehen, die sich glücklicherweise alle wohl befanden und sich den warmen Gewitterregen als eine angemessene Dusche mit Behagen gefallen ließen. Die Unglücklichkeit schwand daher sehr bald, wußte doch bald Jeder, daß die Tiere nirgends besser aufgehoben waren als auf der Weide.

Eine Hauptbedingung für den Übergang zum Weidebetrieb ist jedenfalls die, daß die aufzutreibenden Tiere schon lange vor dem Auftrieb viel im Freien sich aufhalten; sonst wird der Übergang zu schroff. Besonders ist es auch nötig, daß die Tiere während des Winters nur mäßig gefüttert werden, damit sie nicht fett auf die Weide kommen, wo sie in diesem Falle erst wieder abnehmen würden. Junge Tiere, Kinder unter 4 Zentnern, und besonders Fohlen unter einem Jahre auf die Weide zu bringen, ist nicht ratsam; dieselben müssen im ersten Jahre besonders gut und mit Kraftfutter (Säfer) gefüttert werden, außerdem müssen sie aber ständigen Auslauf im Freien haben. Da der Futterwuchs im Frühjahr stark ist und die Weidetiere nicht alles Futter vertilgen können, wird zumeist Ende Mai ein Teil Koppeln zu Heu gemäht und geerntet. Dieses Heu wird dann zum Teil im Winter an die Zugochsen der Weide verfüttert, zum anderen Teil bei eintretender Futterknappheit an die Weidetiere, da naturgemäß der Futterbedarf der Tiere bei schnellem Wachstum immer größer wird, der Futterwuchs aber später abnimmt. Die Höchstzunahmen der Tiere werden etwa Ende Juli bis Anfang August zu verzeichnen sein; die Gewichtszunahme der Tiere ist zu dieser Zeit festgestellt, die größte, während sie nach dem Herbst zu, bis zum Abtrieb, oft wieder zurückgeht. Der Hauptzweck der Weide ist jedoch nicht nur die Zunahme, sondern es sollen gesunde, widerstandsfähige Tiere herangezogen werden; ganz besonders soll die Tuberkulose unter den Rindviehbeständen verschwinden. Ganz läßt sich dies natürlich nicht erreichen. Oft zeigt es sich schon nach kurzem Auftrieb, daß sich tuberkulöse Tiere immer abseits für sich halten, teilnahmslos, ohne zu fressen, dastehen, während die anderen gesunden Tiere immer mehr ihr Wohlbefinden zeigen. Die ersteren Tiere müssen sofort von der Weide entfernt werden, und es hat sich der Tuberkuloseverdacht meist bestätigt.

Auf unserer Weide werden immer die großen Kalben, die kleinen Kalben, die Bullen, die eigentlich nicht auf die Weide gehören, und die Fohlen in je einer Koppel für sich aufgetrieben. In die Koppeln, in denen erst Kinder waren, werden dann meist hinterher die Fohlen getrieben, da diese gerade das Futter, welches Kinder oft stehen lassen, nachweiden. Es geschieht dies jedoch nicht immer, da auch die Fohlen öfters in frische Koppeln getrieben werden müssen. Zuchtbullen auf die Weide zu bringen, ist ohne Beifutter nicht immer ratsam. Da jedoch einmal ein Deckbulle auf der Weide gehalten werden und





dieser für sich weiden muß, so werden oft noch einige Bullen mit aufgetrieben. Einen anderen Bullen dann noch später nach dem Auftrieb mit auf die Weide zu bringen, ist ausgeschlossen, da die schon anwesenden Bullen den anderen so abtreiben würden, daß er zugrunde gehen müßte.

Um den Futterwuchs zu fördern, muß auf der Weide mit künstlichem Dünger reichlich nachgeholfen werden, obgleich schon viel natürlicher Dünger durch die Weidetiere erzeugt wird. Allerdings ist künstliche Düngung kostspielig, doch ist sie nicht zu umgehen. Ihre Wirkung zeigt sich besonders bei günstiger Witterung, bei trockenem Wetter jedoch nicht immer in erwarteter Maße.

Der Grasbestand auf der Weide ist von ausschlaggebender Bedeutung. Es wachsen auf verschiedenen Bodenarten auch verschiedene Grasarten. Das muß bei Neuansaat besonders berücksichtigt werden. Ungeeignete Grasarten würden, obgleich angesät, auf den Weiden nach und nach verschwinden.

Von allergrößter Bedeutung für die Weiden und den Futterwuchs sind die Niederschlagsmengen während der Weideperiode. Sie betragen im Durchschnitt der letzten 13 Jahre

im Mai . . .	47,9 mm	} = 68,3 mm je Monat.
" Juni . . .	83,5 "	
" Juli . . .	64,8 "	
" August . . .	79,8 "	
" September . . .	65,5 "	

Besonders für unsere Weide ist, außer reichlichen Niederschlägen, infolge des kalten, tonigen Untergrundes genügend Wärme erforderlich. Um die Weiden, die durch den Betrieb fest werden, zu lockern, sind in letzter Zeit die Koppeln zumeist mit dem Wieserziger aufgerissen worden; es wird hiervon bessere Erwärmung und Aufschließung des Bodens erwartet. Außerdem wird die Weide zum Frühjahr aufgeeggt.

Während der letzten 14 Weidejahre sind auf unserer Weide folgende Durchschnittszahlen aufs Jahr erreicht worden:

Weidedauer	125 Tage,
Auftriebszahl	199 Tiere,
Zunahme je ha	353 kg,
Zunahme je Tier	64 kg,
Ges. Zunahme auf der Weide	13061 kg.

An Weidegeld wurde für Rinder erhoben je Weideperiode 35 bis 50 Mk., für Fohlen 50 bis 85 Mk. Das Weidegeld wurde nach dem Auftriebsgewicht errechnet. Gegen Unfälle und Todesfälle während der Weideperiode waren alle Tiere bis 1921 durch eigene Rinder- und Pferdeversicherungen versichert. Gegen Diebstahl waren und sind jetzt noch alle Tiere versichert. Durch die Inflation sind die angesammelten Versicherungsfonds

wertlos geworden, und es hat deshalb vorläufig jeder Tierbesitzer seine Tiere außer gegen Diebstahl selbst zu versichern. Seit Beginn der Weide 1908 sind 6 Kalben infolge Lungenentzündung, Darmentzündung, Tuberkulose, Herzschlag, Blizschlag, 2 Bullen durch Herzschlag und Beinbruch eingegangen, außerdem 7 Fohlen durch Blutvergiftung, Herzschlag, Hitzschlag, Kolik und Beinbruch.

Wenn man bedenkt, daß während der 17 Weidejahre insgesamt rund 3500 Tiere aufgetrieben wurden und nur 15 Todesfälle eintraten, so ist dies doch ganz unbedeutend.

Besondere Merkwürdigkeiten zeigen sich alljährlich während des Weidebetriebes: so gibt es auf verschiedenen Koppeln hier und da Stellen, die von den Tieren total abgefressen werden, während gleich daneben hohes Futter steht, das von den Tieren stehengelassen und nicht beachtet wird. Es liegt dies sicher an dem verschiedenen Geschmack des Futters.

Da viele Tiere mehrere Jahre hintereinander aufgetrieben werden, so halten sich bestimmte Tiere mit bestimmten anderen Tieren immer zusammen, auch wenn sie aus verschiedenen Ställen stammen und während des Winters voneinander getrennt waren. Tiere aus einem Stalle halten sich auf der Weide meist zusammen.

Von den Kalben, besonders aber von den Fohlen, übernehmen zumeist die ältesten und stärksten Tiere die Führung. Es folgen die Jüngeren ihren Führern willig überall hin.

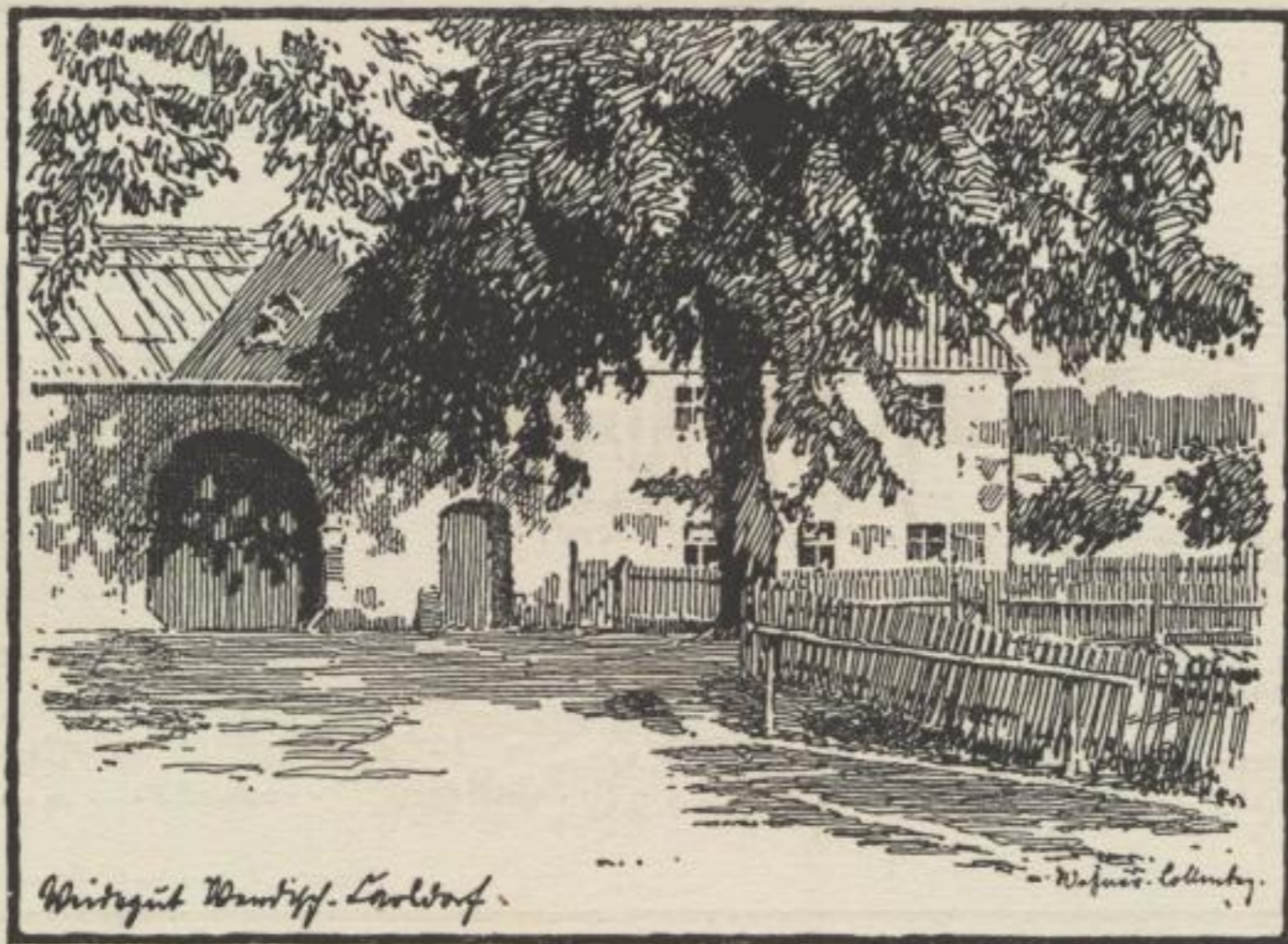
Da die Staatsstraße Dresden-Dippoldiswalde unsere Weide durchzieht und hierauf immer viel Autos bei Tag und Nacht verkehren, so gewöhnen sich die Tiere, besonders die Fohlen, schnell an den Autoverkehr; sie weiden ja oft direkt in den Koppeln an der Straße. Für Pferde, die später viel auf die Straße kommen, ist dies entschieden von Vorteil.

Daß es den Tieren auf der Weide gut gefällt und sie sich dort wohl fühlen, wird dadurch am besten bewiesen, daß es öfters vorgekommen ist, daß beim Abtrieb etliche ihrem Treiber ausgerissen sind und zurück auf die Weide kamen, wo sie nur sehr schwer wieder einzufangen waren.

In Vorstehendem ist über die Entstehung, Einrichtung und den Betrieb der Weidegenossenschaft Wendisch-Carsdorf berichtet worden. Es soll aber durchaus nicht alles für andere Genossenschaftsweiden ohne weiteres maßgebend sein. Jede muß bei Einrichtung ihrer Weiden selbst ihre Erfahrungen machen. Auch liegen die Verhältnisse überall anders, und es muß jede Weide mit ihren Verhältnissen rechnen.

Vorstehende Ausführungen sind hauptsächlich für Viehzüchter bestimmt, die keine Weide oder keine Weidegelegenheit haben. Es kann ihnen nicht dringend genug angeraten werden, ihr Jungvieh auf Weide zu bringen. Wenn auch von den selbst aufgezogenen Tieren nicht alle einschlagen, so weiß doch jeder

„Nicht durch tageslanges Schwägen über die Notwendigkeit der Produktionssteigerung, nicht durch wulstige Programme wird die



Wirtsgut Wendisch-Carsdorf.

Produktion der Landwirtschaft gesteigert, sondern einzig und allein durch die Tat.“

Ludwig Niggel in „Das Grünland.“

Züchter, daß er gesunde, widerstandsfähige und leistungsfähige Tiere herangezogen hat, besonders, wenn er noch einer Herdbuchgesellschaft und einem Milchkontrollverein angeschlossen ist. Andererseits sind vom Händler gekaufte Tiere vor allen Dingen stets teuer, und man weiß beim Kauf trotzdem nicht, ob und wie die Tiere einschlagen werden.

Es soll nun zum Schluß noch betont werden, daß sich die Einrichtung unserer Weide infolge der geeigneten Lage der Flächen und der günstigen Wasserhältnisse recht praktisch durchführen ließ. Daß die Durchführung sich so gestalten konnte, ist aber besonders den übrigen Vorstandsmitgliedern sowie den Aufsichtsratsmitgliedern und dem Weidewärter zu danken, die mich jederzeit mit Rat und Tat unterstützten. Daß

zwischen Vorstand und Aufsichtsrat und den Genossenschaftsmitgliedern jederzeit gutes Einvernehmen bestand und noch besteht und daß Differenzen kaum vorgekommen sind, soll hier ebenfalls hervorgehoben werden. Das wird am besten dadurch bewiesen, daß Vorstand und Aufsichtsrat noch aus denselben Herren bestehen, die 1907 bei Gründung der Weide gewählt wurden. Möge das gute Einvernehmen auch fernerhin bestehen zum Wohle und Gedeihen der Weidegenossenschaft Wendisch-Carsdorf!

Es grüne die Weide,
Es wachse das Vieh,
Gott schütze und segne
Des Landmannes Müß!



Randell an der Hauptstraße Tschandorf - Vippelschmalte



Einsicht.

Ich bin heut morgen aus der Stadt gefahren
 Ins frühlingsbraune, flache Land hinein . .
 Da ist noch Alles wie vor tausend Jahren,
 Ja, anders kann es nie gewesen sein.

Die gleichen Pflüger gehn, die gleichen Pferde,
 Hier tut ein Jeder, was er immer tat.
 Es ist ja auch die gleiche dunkle Erde,
 Und sie empfängt die eigne, alte Saat. . .

Was wir in unsern großen Städten meinen —
 All unser rascher Witz und rascher Mut,
 Will mir ein Wellenkräuselspiel erscheinen,
 Darunter unbewegt die Tiefe ruht.

Bruno Frank.

Wer die materiellen Genüsse des Lebens seinen idealen Gütern vorzieht,
 gleicht dem Besitzer eines Palastes, der sich in den Gesindestuben ein-
 richtet und die Prachtsäle leer stehen läßt.

Die Vergnügungssucht frisst Alles, am liebsten aber das Glück.

Marie von Ebner-Eschenbach.



Tier-Geschichten und -Beobachtungen.*)

*) Folgendes ist eine Lesefrucht aus Stuger's „Lebenserinnerungen“ und paßt gut zu vorstehendem Aufsatz. Stuger hat lange als Theologe in Deutschland gewirkt und ging dann mit 46 Jahren als Ansiedler nach Südbrasilien. Er kehrte später wieder nach Deutschland zurück, wo er hochbetagt starb.

Voran mögen wieder meine guten Kühe gehen.

Um 6 Uhr morgens wurden sie auf die Weide gebracht, wo sie sich selbst überlassen blieben. Mit einer merkwürdigen Pünktlichkeit kamen sie zurück, wenn die Sonne in der Mittagshöhe stand. Um 3 Uhr wieder hinausgetrieben, wiederholte sich dieselbe Pünktlichkeit, wenn die Sonne im Westen tief stand; also fast das ganze Jahr hindurch um 5 Uhr. Nur die melancholischen blieben allemal zurück. Die Rückkehr gegen Abend ließe sich einfach durch das Verlangen nach Futter erklären; aber weshalb kamen sie dann nicht früher? Besaßen sie so etwas wie Zeitsinn? Etwa wie die Hähne, die morgens krähen, auch wenn es noch ebenso dunkel ist wie am Abend vorher? — Warum nicht? da doch ihr Ortsinn sehr scharf ist.

Man muß dabei nur nicht an Stallkühe denken, die dumm geboren sind und in ihren vier Wänden nichts hinzugelert haben. Bei der früher von mir beschriebenen Raumverschwendung waren unsere drei Ställe sehr lang und enthielten, ohne die besonderen Ställe für die Aufzucht, einige 90 einzelne, durch hölzerne Querwände getrennte Buchten, eine genau wie die andere. Nur die Eingangstüren zu jeder Bucht waren wohl etwas verschieden. Kehreten die Kühe von der Weide zurück, so machte es immer Mühe, sie einzeln in den Torweg des Hofes eintreten zu lassen. Dann aber ging jede in ihren Stall und in ihr, sozusagen, Privatzimmer. Nur die neugekauften mußten einigemal dahin geführt werden. Man versuche es einmal, in einem Hotelkorridor mit 20 nebeneinander liegenden Türen die seinige wiederzufinden, ohne nach der Nummer zu sehen! Von meinen Kühen ging eine ebenso sicher etwa in Nr. 42 des größten Stalles, wie eine andere in Nr. 2. Alle Tage habe ich mich darüber gewundert. — Ein Stalljunge, der vom Lesen keine Ahnung hatte, meinte einmal: „Die Kühe müssen die Zahlen lesen können“, — die nämlich an jeder Tür angeschrieben waren.

Wir Kulturmenschen mit unseren hundertfachen Interessen haben für den Ortsinn kein rechtes Maß. Alle Naturvölker übertreffen uns darin; am meisten aber manche Tiere. Es bleibt uns rätselhaft, daß die Jungvögel über tausend Meilen zu Land und zu Wasser fliegen und auf der Rückreise nach einem halben Jahre unser Dach oder unsern Garten wiederfinden. Sie müssen einen besonderen Orientierungssinn besitzen, der uns ganz fehlt. Und davon mögen wohl die Kühe auch etwas haben.

Auch ein Verständnis für ihre Namen besitzen sie, aber nicht so entwickelt, wie es Hunde und Pferde zeigen. Wie oft habe ich einzelne inmitten der Herde auf der Weide mit ihren hochtrabenden Namen Aurora, Olympia, aber auch Lisa, Preta, Branka usw. angerufen, und sie hörten darauf, kamen auch wohl heran!

Der Sinn für Musik fehlt ihnen gleichfalls nicht. Schon als Junge brachte ich unruhige Kühe dazu, beim Melken still zu stehen, wenn ich ihnen ein Stückchen vorpfeif. Meine Knechte in Pires waren anfangs nicht für dieses Beruhigungsmittel zu haben und konnten vor Lachen nicht pfeifen. Bald aber merkten sie, daß es wirklich half, und von da an erschollen il Trovatore und andere Verdische Melodien am Euter der Kühe, auch bei solchen, bei denen es gar nicht nötig gewesen wäre. Ich dachte dann wohl an Arion und seine Delphine.

Meine Ställe waren überhaupt die reinen Musikhallen, in denen es sogar unter den Mitwirkenden harmonisch zuging, was bekanntlich nicht immer der Fall ist. Es durfte kein hartes Wort fallen, nie durfte ein Tier angefahren oder sonst wie erschreckt werden; nur freundliche Zureden waren gestattet. Und die Wirkung dieser Behandlung war erstaunlich. Nicht nur die Kälber und Kinder, sondern auch die Alten wurden ganz zutraulich. Doch auch die Musik selbst stand in höchster Blüte. Das Konzert hörte nie auf. Jedes Tier (Kuh wie Kalb) trug nämlich eine Glocke, alle melodisch abgestimmt, vom tiefsten Bass bis zum hohen Diskant. Die Ställe und die Weiden hallten davon wider. Wir bezogen sie aus Tirol, und sie erfüllten einen praktischen Zweck. Die Wälder an den Weideplätzen waren ein-

gezäunt und mit Eingangstüren versehen. Wir begriffen erst nicht, wie es zuging, daß trotzdem einige Kühe hineindrangten und dann schwer zu finden waren in dem dichtverwachsenen Urwalde, bis wir in einem verborgenen Tale entdeckten, daß eine Kuh es meisterhaft verstand, den breiten Riegel nach und nach zurückzuschieben. Sie liebten die jungen Palmen, die in unzähligen Mengen jedes Jahr auf Manneshöhe aufschossen. Die konnten wir aber als Winterfutter nicht entbehren. Zu größerer Sicherheit wurden deshalb die Glocken angeschafft. Auch waren wir damals noch in der Meinung befangen, daß das Geräusch der Glocken die Schlangen auf der Weide vertriebe. Ein Irrtum, da die Schlangen kein Gehör zu haben scheinen, was ich öfter probiert habe. Sie fliehen vielmehr vor der Erschütterung des Bodens. Nicht ein einziges Mal ist ein Pferd, Maulesel oder Rindvieh von einer Schlange gebissen worden.

Romisch war es, daß jede Kuh auf ihre Glocke stolz zu sein schien. Wenn eine Flickerei an den mit blanken Messingschnallen gezierten Tragriemen vorgenommen und die betreffende Kuh ohne Glocke auf die Weide getrieben werden mußte, drehte sie sich um und um, kehrte auch allein von der Weide zurück. Es fehlte ihr der Schmuck.

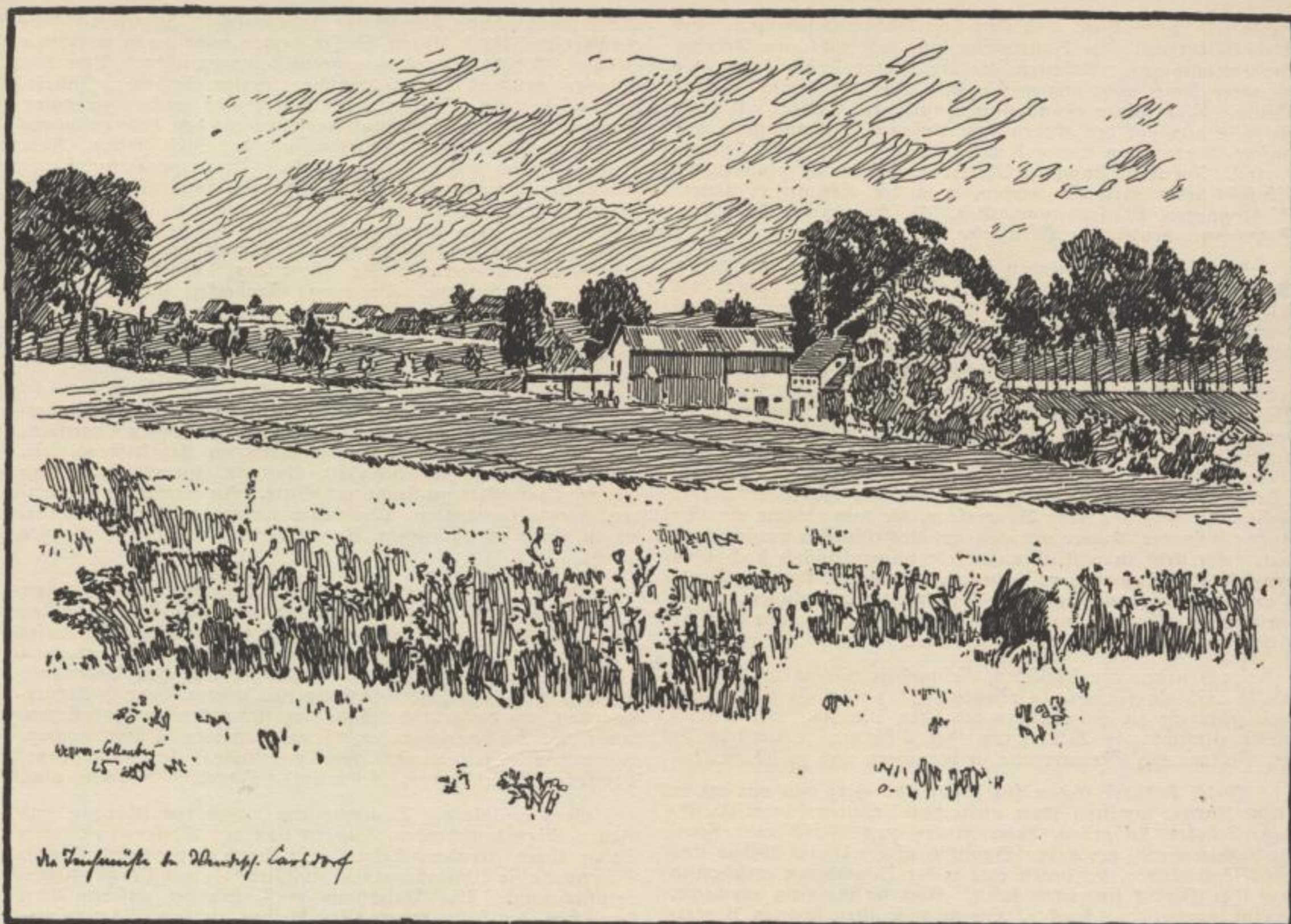
Nur einmal und nie wieder habe ich die Probe gemacht, die Glocke von mehreren zu verwechseln. Das gab gleich vor dem Stalle ein böses Gestöse der sonst so friedlichen Tiere. Jede wollte ihre Glocke wiederhaben, und sobald wir dafür gesorgt hatten, war der Friede hergestellt.

Die Temperamente sind so verschieden wie bei den Menschen; unvermischt interessant, aber selten angenehm. Unsere reinen Rassistiere waren richtige Cholikerer, wie es sich gehört. Aber cholische Kühe mochte ich nicht leiden. Ich verstehe darunter nicht störrige, das ist ein Erb- und Erziehungsfehler, sondern solche mit aufleuchtenden Augen oder schnell emporgeredtem Halse, wenn ihnen etwas in die Quere kam. Sie gaben je nach den empfangenen Eindrücken heute mehr und morgen weniger Milch. Noch unangenehmer waren mir die nicht infolge Leibscherzen, sondern von Natur melancholischen. Sie gingen immer allein und hatten keine Liebhabereien für bestimmte Futterforten, gaben deshalb auch weniger Milch. Die besten waren die sanguinisch-phlegmatischen.

Indem ich dieses niederschreibe, sehe ich ein ironisches Lächeln im Gesichte mancher Leser. Der Alte schwärmt, denken sie. Wie kann man so menschliche Ausdrücke auf ein Stück Vieh anwenden! Geduld! Es wird noch ganz anders kommen, wenn ich von meinen Beobachtungen an Insekten berichte. Ich will ja keinen Menschen belehren, sondern nur wirklich Gesehenes und Erlebtes zur Unterhaltung erzählen, allenfalls um den Leser zum eigenen Beobachten von Gottes Kreaturen zu reizen. Es wird keinen Hirten oder Jäger geben, der mir nicht zustimmte und leicht Anziehenderes zu berichten hat, als ich's vermag.

Von den Kühen nur noch einen Zug. Jede, außer den melancholischen, pflegte eine besondere Freundin zu haben, mit der sie zusammen ging. Sie beleckten sich gegenseitig mit Behagen und brüllten im Stalle einander zu, wenn sie nicht Nachbarinnen waren. Wenn aber das Kalb der einen — bald nach der Geburt von der Mutter getrennt und nicht wieder von ihr gesehen — nach zwei Jahren mit auf die Weide der Alten kam, dann war jene Freundschaft zu Ende. Die Mutter erkannte ihre Tochter fast jedesmal sofort, das Kind die Mutter nie. Wie oft habe ich auf diese Szene gewartet! Es war menschlich rührend, zu sehen, wie die Alte ihr Kind mit Lecken förmlich liebte, und es ist mir nie als ein Unrecht erschienen, dabei an das biblische Wort zu denken: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen?“ — Die Liebe fand keine Gegenliebe. Jung hielt sich zu Jung. Dann sah ich bald die alten Freundinnen wieder beieinander.

Wenn man nur weit genug abseits lebt, kann man auch auf einer Kuhweide Seelenkunde treiben.



Na Trümpfen in Wandsp. Carl Dief

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

Von Schuldirektor Uhlig in Lauter (Sa).

Wie jetzt allenthalben besteht auch im Bauernstande die Gefahr, das rein Wirtschaftliche zu überschätzen und anderes Wichtige zu vernachlässigen oder ganz zu versäumen. Jesu Wort: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein!“ mahnt uns nicht nur in religiöser Hinsicht. Es ruft uns auch warnend und wegweisend zu: Vergiß nicht deine Pflichten gegen Volksgesundheit, Volkstum, Familie, Heimat, Vaterland, Volk und Persönlichkeit.

Zwar weiß ich, daß leider viele Bauersfrauen in dieser Notzeit steuerlichen Druckes unter einer übergroßen Arbeitslast seufzen und so stumpf und gleichgültig, so menschenscheu und weltfremd werden, daß man sie nur beklagen kann. Gefesselt an das Tretrad der harten Alltagsarbeit, leben sie nur noch dem rein Wirtschaftlichen, nicht mehr imstande, auch ihren vaterländischen und volkerzieherischen Pflichten nachzukommen. Und doch ist vor allem die deutsche Bauersfrau berufen, Hüterin heiligster Volksgüter zu sein.

„Was dem Volk soll frommen,
Muß vom Lande kommen!“

Mögen die folgenden Hinweise ein Spiegel sein, der die Frage beantwortet, ob die deutsche Landfrau so ist, wie es die harte Gegenwart fordert.

Das Bauernhaus ist der Born leiblicher Volksgesundheit. Aus ihm stammen gesunde, festknöchige, muskel- und nervenstarke Sproßlinge. Es lieferte die strammsten Rekruten, es stellte die Arbeiterbataillone und tüchtigen Beamte

und Staatsmänner. Ist es noch allenthalben so? Wird nicht ein schwächliches Geschlecht gezüchtet durch dörfliche Inzucht, durch Verwandtenehe, durch Ein- und Zweikinderehe, durch ungesunde Lebensweise besonders auch während der Schwangerschaft? Versteht es die Bauersfrau, gesundheitsgemäß zu kochen, Kinder richtig zu ernähren, Kranke recht zu speisen? Fallen uns in der Schule doch wider alles Erwarten gerade die Bauernkinder durch ihr schlechtes gesundheitliches Aussehen auf. Erfolgt auch im Bauernhause die Säuglingspflege nach den neuesten gesundheitlichen Forderungen? Vielfach kommt man noch nicht los von Wiege, Lutcher, Schnuller, von Quacksalbereien und Aberglauben? In schlechter Luft und Tabaksqualm kann kein kleines Kind gedeihen. Das Stillen darf auch auf dem Lande nicht aus der Mode kommen; denn dadurch raubt man dem Kinde das wertvollste Gesundheitsgut.

Unsere Landmädchen können gar nicht genug lernen, um sich für den verantwortungsvollen Beruf einer deutschen Landfrau recht vielseitig vorzubereiten. Es erben sich leider auch im Bauernstande veraltete, überlebte, ja schädliche Ansichten fort. Da wird hastig und heiß gegessen, schlecht gekaut, eintönig gekocht. Was der Bauer nicht kennt, das ißt er nicht. Auf Zahnpflege und Zahnbehandlung und -ersatz wird nichts gegeben. Die vier großen Sanitätsräte „Licht, Luft, Wasser und Bewegung“ schätzt man noch nicht gebührend. Auch unsere Bauernkinder sollen Schwimmen, Schneeschuhlaufen, Turnen und Wandern lernen, daß sie gelenkig, mutig und gewandt werden. In Krankheitsfällen gehe man vor die richtige Schmiede und

verbuttere nicht Geld und Zeit mit Schwindelanzeigen und Quacksalbereien. Die Bauersfrau lasse sich nicht zum Arbeitstier entwürdigen. Arbeiten, die der Motor leisten kann oder die ihrer Kraft nicht angemessen sind, verrichte sie nicht auf die Dauer. Was nützen denn zusammengesparte Gelder? Werden sie nicht zunächst den Erben zum Unsegen? Erzüchtigen wir unsere Kinder zum Lebenskampf! Das ist das beste Anlagekapital. Zur Entlastung der Mutter muß schon in erzieherischer Einsicht alles geschafft werden, was die Gegenwart bietet: Elektromotor, Wasserleitung, Gas, Waschmaschine, Badeofen, Sigwanne, neuzeitliche Öfen usw.

Drei furchtbaren Feinden suche die Bauersfrau nach besten Kräften den Eintritt ins Bauernhaus zu verwehren: dem Alkohol, der Tuberkulose, den Geschlechtskrankheiten. Es ist betrüblich, wie wenig aufgeklärt man auch in bäuerlichen Kreisen über die Abwehr dieser Zerstörer des Volks- und Familienglücks ist. Was nützt aller wirtschaftliche Wohlstand, wenn der Nachwuchs kränkelt, entartet, wegstirbt? Berufsschule, Vorträge, Bücher und eigenes Nachdenken mögen die Bauersfrau zu der schweren, vaterländischen Heldentat des Abwehrkampfes ausrüsten. Sei! jeder Bauersfrau, von der in Hinsicht auf ihren zahlreichen, gesunden Nachwuchs das Psalmwort gilt: „Deine Kinder stehen wie Palmbäume um dich her!“ Wir ziehen den Hut vor jeder Bauersfrau, die dem Staate ein Geflüge gesunder Kinder geboren und rechtschaffen großgezogen hat. Sie steht in völkischer Hinsicht unvergleichlich hoch über den Modedämchen, die ihr Leben in kinderloser Ehe, im Tand, Pug, Vergnügen und anderen Nichtigkeiten verbringen. Ehre unseren fruchtbaren, ländlichen Müttern! Sie sind ernste deutsche Heldinnen und die besten Patriotinnen.

Doch neben der leiblichen Gesundheit gilt es in unserem Volke auch die geistige zu pflegen. Herz und Gemüt galten von jeher als die Herzwurzeln deutschen Wesens. Kennt nach dieser Hinsicht jede Bauersfrau ihre Pflichten? Versteht sie es, Geistes- und Gemütswerte zu bewahren und zu schaffen?

Welch kostbare Güter für Kopf und Herz gab mir meine selige Mutter inmitten ihrer vielfachen Arbeiten: beim Waschfaß, bei der Feldarbeit, beim flicken und Wäscheausbessern, nach Feierabend, am lieben Sonntag usw. Unaufzählbar sind die Möglichkeiten, bei denen eine rechte Bauersfrau erzieherisch auf ihre Kinder einwirken kann. Was sie ins Herz gepflanzt, bringt wundersame Früchte. Sie gibt die alten schönen Kinder- und Volksreime, die Sprichwörter und Redensarten an ihre Kinder weiter. Rätsel, Märchen, Sage, Vorlesestunden schlingen ein Rosenband der Liebe um sie und ihre laufenden Kinder. Immer weiß sie ein passendes Volkslied in die Seele ihrer Kinder zu singen. Ihren Kindern schenkt sie Gitarre, Geige u. a., damit die Hausmusik gepflegt werden kann. Sie lehrt ihre Kleinen den ersten Spruch sagen, das erste Gebet lallen. Durch gute Jugendschriften und -Zeitungen fördert sie ihr junges Volk. Schund-schriftthändlern verbietet sie ihr Haus. Gute Buch- und Abreißkalender spenden geistige Tagesspeise. Mit Kirche und Schule hält sie treue Freundschaft, eingedenk des Wortes:

„Willst gute Frucht am Kind du sehn,
Mit Kirch und Schul mußt einig gehn.“

An Schulwanderungen, Aufführungen, Lichtbildabenden u. a. dürfen sich auch die Bauernkinder beteiligen. Sie sollen und brauchen nicht beschämt hinter den Kindern anderer Kreise zurückstehen. Mit feinem, empfindsamem Herzen sucht die rechte Bauernmutter ihren Kindern eine sonnige Jugend zu bereiten durch Verständnis der kindlichen Eigenart, durch Anteilnahme an kindlichen Freuden und Leiden, durch Feriengäste, durch erhoffte Geburts- oder Weihnachtsgeschenke, durch Gewöhnung an Ordnung und Tätigkeit usw. Wieviele große Männer erkennen es lebenslang dankbar an, wie ihnen ihre Mutter ein sonniges Jugendparadies zu bereiten gewußt hat!

So wird die Bauersfrau zur Hüterin der deutschen Familie. Sie ist der gute Geist der Bauernfamilie, der Stern, um den sich alles dreht, der Kern, um den sich alles kristallisiert. Welch eine Bedeutung! Die Familie ist ja die Urzelle des Staates. Wehe dem Volk, dessen Familienleben krankt und zerfällt! Deutsche Landfrau, hüte nach alter Germanenart den Sinn für Familie und Sippe! Mache die kerndeutschen Reime wahr:

„Mein Haus ist meine Welt, darin es mir gefällt!“ und
„Mag draußen die Welt ihr Wesen treiben,
Mein Heim soll meine Ruhstatt bleiben!“

Die Bauernstube behalte ihr anheimelndes Aussehen. Alt-ehrwürdige Möbel, Uhren, Sessel werden nicht gegen modernen Schund, Kitsch, gegen „Hausgreuel“ umgetauscht. Von den Wänden grüßen christlich-deutsche, sinnige Bilder. Inhaltreiche Hausfegen, Inschriften, Wandsprüche werden zu guten Engeln, die uns im Tageslaufe begleiten und den Bauernkindern in der Fremde draußen lebenslang vor der Seele stehen. Zum Fenster hinaus lachen Blumenstöcke. Vor dem Bauernhause grüßt das Bauerngärtchen mit seinen Pfingstrosen, mit der Jelängerjeliher-Laube, mit seinem Levkoien-, Reseda- und Fliederduft. Jedes bäuerliche Anwesen gleiche einem Schmuckkästchen, das sofort die umsichtige, ordnungsliebende, unermüdete Hausfrau verrät. Sie pflegt das Traute, Behagliche, Schöne, Kerndeutsche. Ordnung, Sauberkeit und Behaglichkeit schmücken ihr Heim. Möchten nur immer auch die Männer Sinn dafür zeigen und die Bauersfrau in ihrem löblichen Bestreben unterstützen, statt sie durch Rücksichtslosigkeit gleichgültig zu machen!

Ohne viel Worte erziehe die Bauersfrau mit feinem, erzieherischem Takte ihre Kinder zu all den unerläßlichen Tugenden, die leider heute immer mehr schwinden, zu Arbeitsfreudigkeit, Fleiß, Ausdauer, Bescheidenheit, Anstand, Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit, zu Fucht und Sitte. Sie gleiche der belebenden, Freude spendenden, Wachstum fördernden, lieben Sonne, die in ihrer majestätischen Ruhe wärmt, belebt und Großes schafft.

Wenn ich an die vielseitigen Aufgaben der deutschen Bauersfrau denke, werde ich immer an die kostbaren Bilder unseres Ludwig Richter erinnert. Aus dem stillen Zauber dieser Bilder möchte die deutsche Bauersfrau herausfühlen, was zu pflegen sie berufen ist. Wir brauchen im deutschen Vaterlande in dieser nüchternen, gemütsarmen Zeit wieder Ludwig-Richter-Stunden, um die deutsche Seele neu zu wecken und zu pflegen, wie z. B. Kirchgangszauber, Sonntagstrieden, Pfingstmorgen, Kinderspiel, Jugendlust, Familienbesuche, Feldspaziergänge, Dorffeste, Bästelstunden, Feierabend, Schweineschlachten usw.

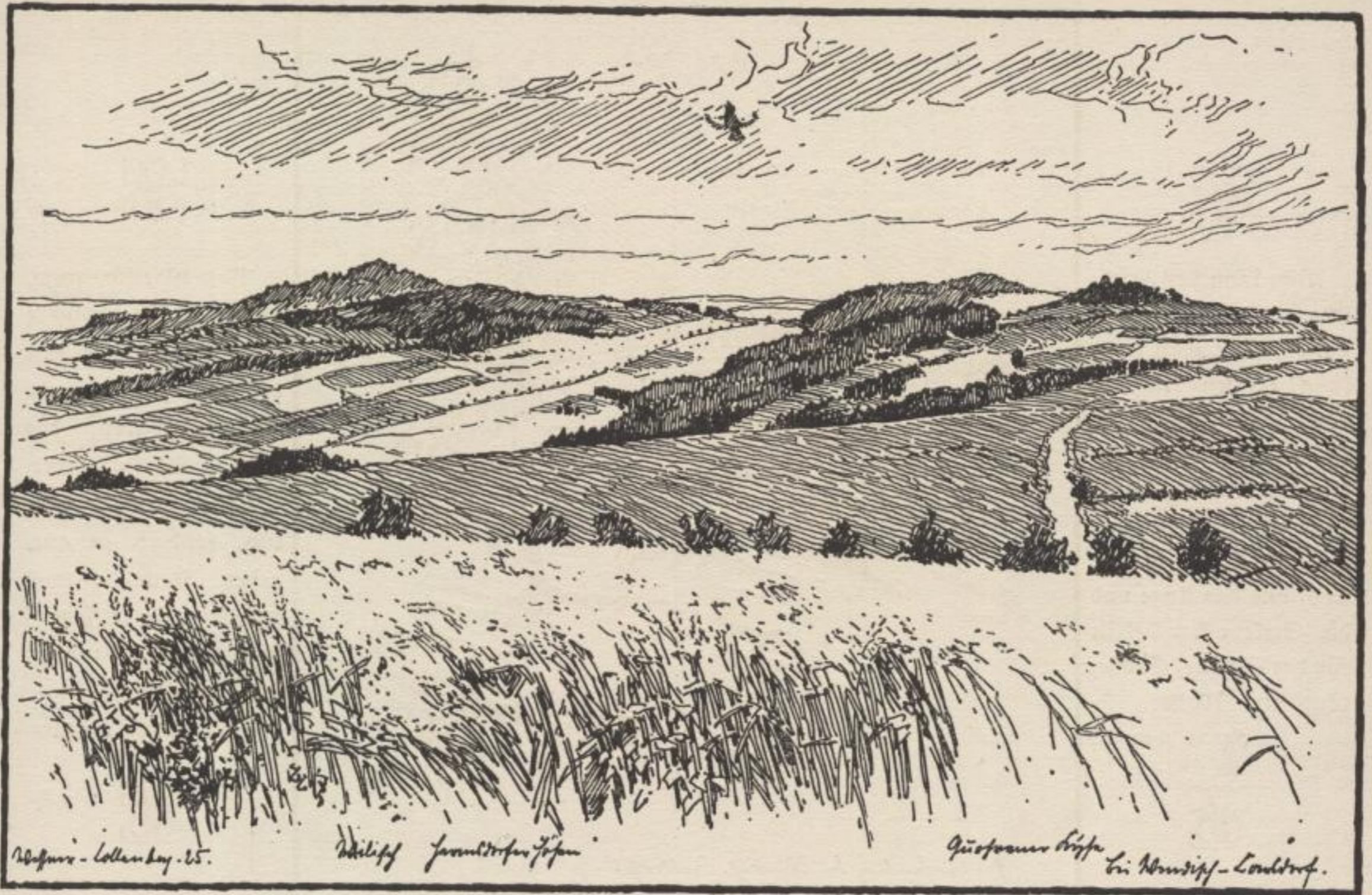
Gern erzähle die Bauernmutter außer den Märchen und Sagen ihren laufenden Kindern von den Ahnen, von ihren Taten, ihren Freuden, Leiden, von ihrem Sorgen und Hoffen. So erwecke sie Ahnenkenntnis, Familienstolz und Nachkommenverpflichtung. Das Vaterhaus muß, wie bei unseren alten Deutschen, das liebe, traute Nest bleiben, zu dem alle gern einmal besuchsweise zurückfliegen, um im Kreise der Lieben und durch Jugenderinnerungen die Kräfte zum Lebenskampf in der fremden Welt draußen aufs neue zu stärken.

„So leuchten in der Ferne
Mir noch der Heimat Sterne.“

Solchen Heimatzauber wecken vor allem auch die schönen, guten, alten Sitten und Bräuche, zu deren Pflege sich die deutsche Landfrau ganz besonders verpflichtet fühlen muß. Schon vor 2000 Jahren sagt der Römer Tacitus rühmend von unseren Vorfahren:

„Gute Sitten sind bei ihnen mächtiger, als anderswo
Gesetze.“

Es liegt ein tiefer Sinn in alten Bräuchen, man soll sie ehren. Beginnen wir die Arbeit mit „Walt's Gott!“, halten wir darauf, daß jeden Sonntag wenigstens ein Familienmitglied den Gottesdienst besucht u. a. m. Lassen wir die alten, sinnigen Festgebräuche zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten nicht einschlafen. Vergessen wir auch nicht die entsprechenden Festgerichte. Bei unseren Vorfahren galt die Hausherrin als Priesterin des häuslichen Herdes. Ihr Wort und Rat zählte. Sie gab den guten Ton an für alles, was lieblich und wohl lautete. Nichts duldete sie, was undeutsch, unschicklich und deshalb zersetzend wirkte. Sie war die Sonne und Seele der Familie. Würde und Hochachtung machten sie zur Herrin des Hauses, zu der Herr und Gesinde in Ehrfurcht und Dankbarkeit aufschauten. Sie war die Herzensvertraute ihrer Söhne und Töchter, der man Sorgen, Freuden und Geheimnisse offenbarte. In Summa: Die deutsche Landfrau war das A und O des Familienglücks. Obwohl Haus und Familie der Landfrau Wirkungsbereich sind, so bewahre sie sich doch auch den Blick für ihre Dorfheimat, um der Heimat Ehre mit mehrern zu helfen. Singt sie auch nicht mit in der Gemeindevertretung, so „wird doch ein weiser Mann durch ein gutes Wort der Frauen weit geführt“. Für Klatsch, Tratsch und Dorfgewäsch ist sie



Waldemar - Lohmeyer - 25.

Waldemar - Lohmeyer - 25.

Waldemar - Lohmeyer - 25.

nicht zu haben. Sie entschuldigt, redet Gutes und versucht, alles zum Besten zu kehren. Wie Goethes Mutter hat sie von Gott die Gnade erhalten, daß sie überall um sich her Sonnenschein und Fröhlichkeit verbreitet. Getreue Nachbarn und dergleichen rechnet sie zum täglichen Brot. Gegen würdige Arme, gegen die alternden Schwiegereltern ist die Bauersfrau auch um des guten Vorbildes für ihre Kinder willen der allzeit gute, hilfsbereite Engel. Für die Freuden ihrer Kinder und deren Spielgefährten zeigt sie feines Verständnis. „Schön ist die Jugend, sie kehrt nimmermehr!“

Wie gern hat meine selige Mutter uns Jungen unterstützt beim Sternschießen, Uniformbeschaffen, bei Rockenstubenfesten u. a. m. Manchen Bauernhof mieden wir der zankenden und schimpfenden Bäuerin wegen wie Feuer. In diesen Gütern war auch seltsamerweise kein Segen, keine Freude, kein Glück, kein Erfolg in der Kindererziehung. Es liegt ein großer Unterschied darin, ob Bauernkinder stumpfsinnig und scheu aufwachsen oder durch guten Umgang angeregt und gewizigt werden. Wohlgeratene, geistig geweckte Kinder sind viel, viel wertvoller als Sparkassenbücher, Bankguthaben und Erbtaler.

Ihren Dienstboten unterbinde die Bauersfrau die Gedanken an „Landflucht“ durch liebevolle und gerechte Behandlung. Sie weiß, daß man von Bediensteten nicht nur immer verlangen darf, sondern auch fragen muß: Was sind wir denen, die für uns arbeiten, schuldig? Auch unsere Dienstboten leben nicht vom Brote allein. Ein gutes Wort findet eine gute Statt. Ein verschließbares, traulich ausgestattetes Gesindestübchen fesselt mit seiner Behaglichkeit an die Dienststelle.

Für alles Wahre, Gute und Schöne, was in der Dorfgemeinde angestrebt wird, zeigt die neuzeitliche Bauersfrau Sinn und Verständnis. Bei volkserzieherischen Veranstaltungen, Schulaufführungen, Dorffesten u. a. fehlt sie nicht. Wie ihr Mann ist auch sie bestrebt, die besten Dinge der Gegenwart mit

dem ländlichen Leben zu vereinigen. Sie wird zur Mitarbeiterin, zur Schicksalsgefährtin ihres Mannes. Auf verantwortlichen Posten gestellt, hält sie es auch in den gegenwärtig schweren Zeiten des Bauernstandes mit dem alten Sprüchlein:

„Fall's süß oder sauer,
Steh' fest, Bauer!“

Zwanzig Millionen Landdeutsche sind eine Macht, die recht bald zur Erneuerung unseres Volkes sich beweisen möchte. „Wir vom Lande“ werde auch zum stolzen Bekenntnis der deutschen Bauersfrau. Front gegen den Großstadtrummel unserer Tage!

„O, wie glücklich sind zu nennen
Die Bauersleut, die ihr Glück erkennen!“

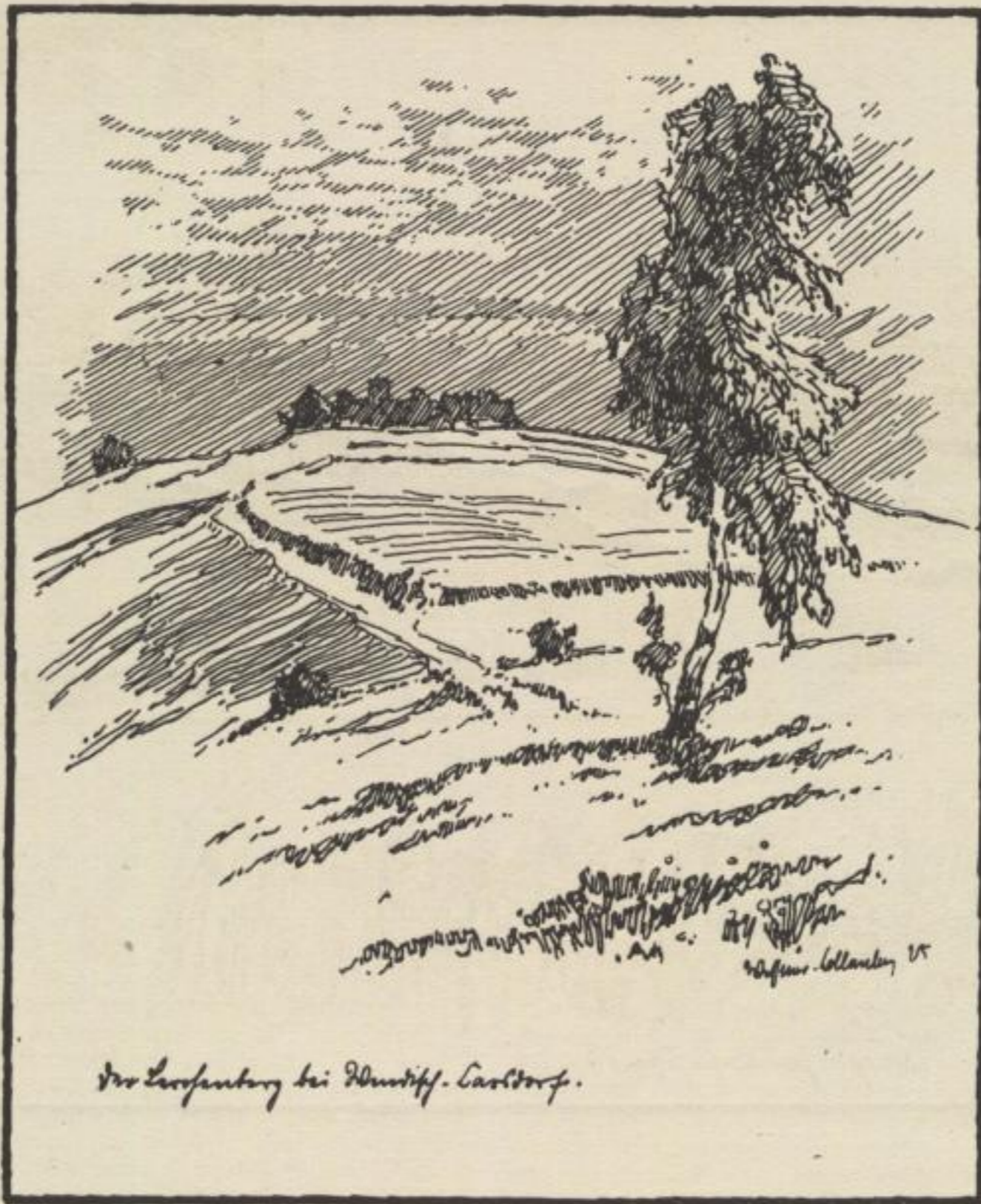
Ja, möchte die deutsche Bauersfrau nicht immer nur die Mühen des Bauernstandes sehen, sondern sich auch Augen und Sinn bewahren für die vielen Freuden des Landlebens. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Mich erfaßt auf den Asphaltstraßen der Großstadt nach kurzer Zeit eine heisse Sehnsucht nach der ländlichen Heimat. Wieviel höher stehen, wieviel schwerer wiegen doch statt des vielbegehrten Großstadtrummels die Freuden, die beschlossen liegen in den Erlebnissen: Sonnenaufgang, Lenzweben, Sommerreifen, Herbstgaben, Winterzauber, Bleeduft, Ährenrauschen, Taubenflug, Hahnenschrei, Sternennacht u. a. m. Die Bauersfrau kehre ihnen gegenüber nicht immer nur die Schattenseiten des Bauernstandes heraus.

„Beklage nicht den Morgen,
Der Müh und Arbeit gibt;
Es ist so schön zu sorgen
Für Menschen, die man liebt!“



Man kann den Frühling im Jahre nicht festhalten, aber man kann jung bleiben in der Seele bis an sein Ende, wenn man die Liebe lebendig erhält in seinen Herzen für die Menschen, die der Liebe würdig sind, und das Auge und die Seele offen behält für das Schöne, Große, Gute und Wahre.

Fanny Lewald.



Der Lössentberg bei Hundsf. Carlberg.



Man ist reich, wenn man ein freundliches Herz hat. Was Sie draußen gesehen und erfahren haben, das müssen Sie nicht verschließen, wie es viele tun, sondern es ausgeben. Freundlich muß man sein, Interesse muß man haben, dann ist man reich.

Gustav Frenssen.



In den Notzeiten des Krieges und der Revolution erwies es sich aufs Neue, daß der Bauernstand doch der erste und schönste im Vaterlande ist. Unsere Zukunft liegt auf dem Lande. Notzeiten wie die jetzige gehen auch wieder vorüber. Laß dich, deutsche Bauersfrau, von ihnen nicht entwurzeln.

„Fest in der Heimat auf eigener Scholle,
Das ist das Glück, das reine, volle!“

„Bauernleben ist fröhlich und voller Hoffnung“, sagt schon Dr. Martin Luther. Wenn nach Vater Arndt der Bauer des Vaterlandes erster Sohn ist, so muß die Bauersfrau als des Staates erste Tochter gelten.

Landfrau, erwache! Laß dir durch die Last des Alltages nicht den Sinn für die hohen Aufgaben der Gegenwart rauben. Gehe mit der Zeit. Halte fest am guten Alten, aber freue dich

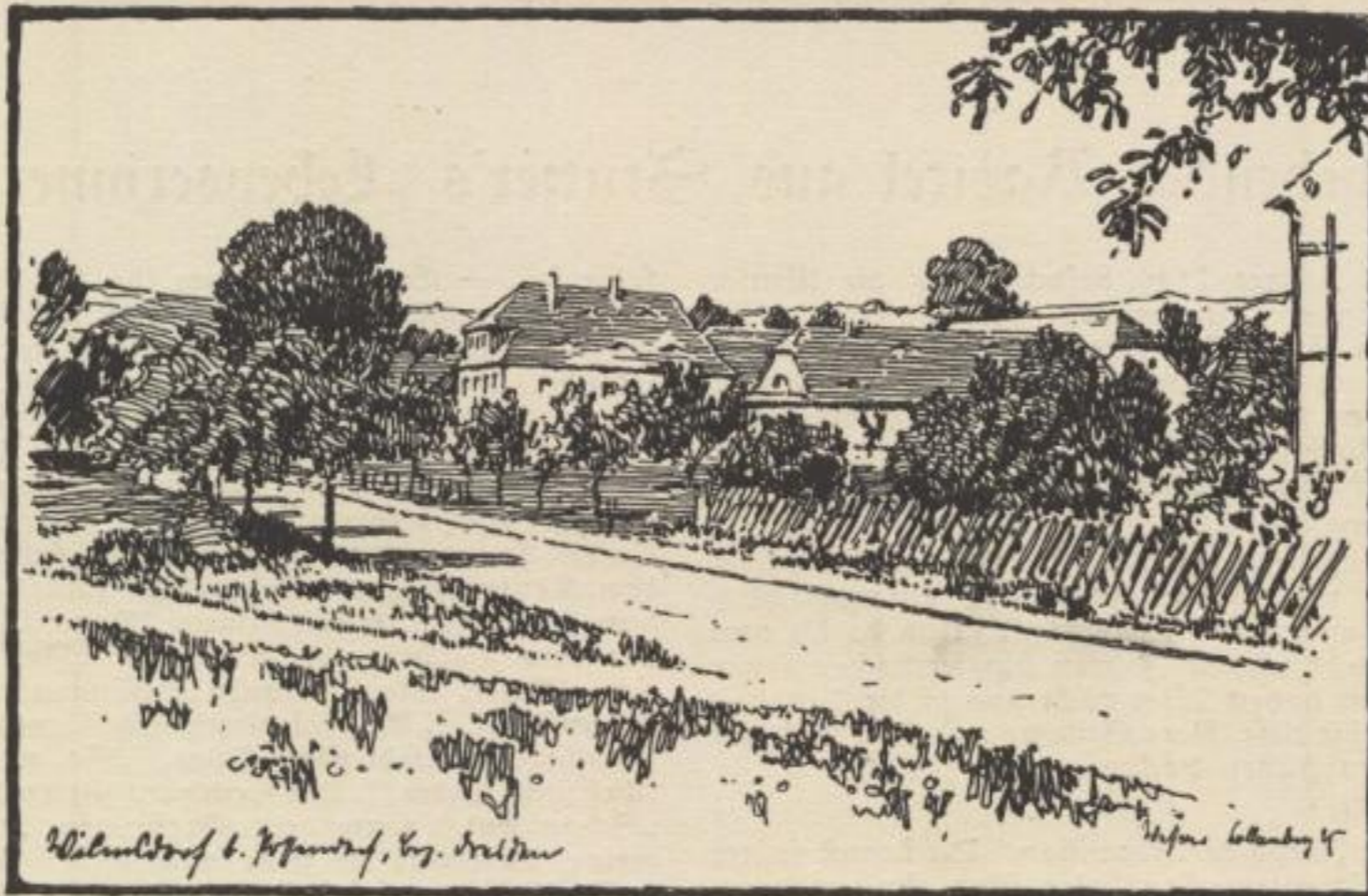
auch am kräftigen Neuen. Halte zu deiner Standesvertretung, besuche die Landfrauenitzungen, die Kreistagungen, genüge deiner Wahlpflicht und scheue dich nicht, allezeit dich zu Christentum und Deutschtum zu bekennen. Bestrebe dich, nach jeder Hinsicht eine Bauernpersönlichkeit zu sein, wie sie sein soll. Sie und da das Grapschen, Geizen, Wuchern, das Milchfälschen u. a. der letzten Jahre haben dem Ansehen des deutschen Bauernstandes sehr geschadet. Zurück von diesem Irrweg! Wenn auch Ehrlichkeit und Unbescholtenheit immer seltener werden, im Bauernstande soll man sie allezeit finden. Deutsche Bauersfrau, hüte das kostbare Gut deiner Standesehre! Erhebe dich von der Sorge ums tägliche Brot zu höheren und weiteren Gesichtspunkten. Große, vaterländische Aufgaben sollst du lösen. Dazu mahne dich jeden Tag Christi Wort: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein!“



Es gibt eine Menge kleiner Unarten und Rücksichtslosigkeiten, die an und für sich nichts bedeuten, aber furchtbar sind als Kennzeichen der Beschaffenheit einer Seele.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Exoriare
aliquis nostris ex
ossibus ultor!



Immer
daran denken,
niemals
davon reden!

Wilmsdorf bei Pörsdorf.

Das Rittergut Wilmsdorf bei Pörsdorf in der Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde, bis zur Revolution zu den Rittergütern des Meißner Kreises zählend, ist Geburtsstätte des Majors von Schill. Eine schlichte Tafel an der Giebelseite des Herrenhauses meldet: „In diesem Hause wurde Major Ferdinand von Schill am 6. Januar 1776 geboren. Er fiel im Kampfe gegen die französische Fremdherrschaft am 31. Mai 1809.“

Dicht neben dem Rittergut hat der Militärverein „Kronprinz Friedrich August“ für Pörsdorf und Umgegend ein Denkmal errichtet, einen behauenen Sandstein-Obelisk, in den das Bronzebildnis des Majors an der Straßenseite eingelassen ist, mit der Inschrift: „Ferdinand von Schill, geboren am 6. Januar 1776 zu Wilmsdorf, gefallen am 31. Mai 1809 zu Stralsund. Großes gewollt zu haben, ist groß.“

Schills Vater war österreichischer Untertan und wohnte als polnischer Hauptmann und späterer Obristleutnant von 1773 bis 1780 bei dem damaligen Besitzer des Rittergutes Wilmsdorf, dem Rittmeister Herrn von Stauchitz, mit dem er befreundet war und dem er anscheinend größere Geldbeträge geliehen hatte. Man erzählt, daß Schills Vater ein abenteuerliches Leben geführt und gern Geldgeschäfte betrieben habe. Daher erklärt sich sein Aufenthalt in Wilmsdorf, seine Heimat war Oberschlesien.

Ferdinand von Schill trat 1788 in die preussische Armee ein, wurde als Dragonerleutnant bei Auerstedt verwundet, schleppte sich aber durch bis Kolberg. 1807 erhielt er die Erlaubnis zur Errichtung eines Freikorps, das in wenig Wochen

auf 1000 Mann anwuchs. Nach dem Frieden von Tilsit wurde er Major und Kommandeur eines Husarenregiments, zu dem sein ehemaliges Freikorps den Stamm lieferte. 1808 rückte er in Berlin ein. Seine Truppen und die Bürger von Berlin verehrten ihn. Das steigerte wohl sein ohnehin starkes Selbstbewußtsein. Durch eine kühne Tat hoffte er den König zu einem Entschluß fortzureißen und ritt auf eigene Hand mit seinen Husaren ins Feld. Nach einigen kleinen Erfolgen in Westfalen mußte er sich nach Mecklenburg zurückziehen und bahnte sich nach siegreichem Gefecht bei Damgarten, am 24. Mai, den Weg nach Stralsund. Am 31. Mai griffen ihn 5000 Mann Holländer und Dänen an. Die verfallenen Festungswerke waren nur mangelhaft instandgesetzt worden. Schill fiel im Kampfe mit den meisten seiner Gefährten. Elf seiner Offiziere wurden in Wesel von den Franzosen erschossen, darunter der tapfere Albert von Wedell. Die gefangenen Soldaten wurden auf französische Galeeren geschickt. Schills Kopf wurde — ein Einfall französischer „Esprits“ — vom Rumpfe getrennt und nach Leyden in das Naturalienkabinett gebracht. Erst 1837 wurde er in Braunschweig ehrenvoll bestattet. 1899 erhielt das I. Schlesische Husarenregiment seinen Namen. Auf Befehl des Kaisers nahm eine Abordnung des Offizierskorps und das Trompeterkorps des Regiments an der Enthüllung des Schilldenkmals in Wilmsdorf teil. Fouqué, Arnim, Arndt, Pfizer, Geibel, Fontane u. a. verherrlichten ihn in Gedichten.

Landwirtschaftsrat Reinhold Feller in Meissen.



Ein erhebendes Kapitel aus Stutzer's „Lebenserinnerungen“.

Im Sommer des Jahres 1849 besuchte uns die Mutter meines Vaters für längere Monate in Semmenstedt. Sie wohnte in der „Gelben Stube“ unseres alten Pfarrhauses und saß fast immer in einem hochlehnigen Korbsessel am Fenster mit dem Blick über den Garten bis zum fernen Harzgebirge. Trotz ihrer 70 Jahre ließ sie die Hände selten ruhen. Sticken war ihre Lieblingsbeschäftigung; doch strickte sie auch viel für arme Kinder.

Eines Abends bat ich sie, mir aus der Vergangenheit unserer Familie alles zu sagen, was ihr bekannt wäre. Unauslöschlich haben sich ihre Mitteilungen mir eingeprägt. Und da ich nun selbst ein Greis von mehr als 70 Jahren bin, erwachen sogar ihre Worte in mir. Im hohen Alter rückt uns ja die Kindheit wieder nahe. Ich höre die tiefe, klare Stimme und sehe mich auf einem Schemel zu ihren Füßen hocken.

Großmutter erzählte:

„Mein Vater hieß Jakob de Mauvillon. Du kannst später in jedem größeren Geschichtswerke Vieles über ihn erfahren, denn er war ein berühmter Schriftsteller. Als Oberstleutnant und Professor der Mathematik und Kriegswissenschaften am Collegium Carolinum in Braunschweig starb er 1794. Meine liebe Mutter war eine geborene Scipio de Moulant.“

Mein Mann, also dein Großvater, hieß mit seinem Vornamen Balthasar. Er war in Erfurt geboren im Jahre 1754 als Sohn eines Offiziers. Dieser, mein Schwiegervater, stand in kurmainzischem Dienste. Er starb 1780 als Oberst, und seine Frau, meine Schwiegermutter, starb etwa 20 Jahre später.

Als ich einmal meinen Mann nach seinen Eltern fragte, antwortete er nicht und schüttelte nur den Kopf. Deshalb berührte ich diese offenbar wundete Stelle nie wieder. So wußte ich nur, daß mein Schwiegervater durch seine Heirat vermögend geworden war, und hörte von anderen Seiten, daß er ein rücksichtslos harter Mann gewesen sei, in dessen Hause sich dein Großvater sehr unglücklich gefühlt haben muß.

Das war wohl auch der Grund, der ihn veranlaßt hat, unter die Hilfstruppen zu gehen, welche England gegen die Nordamerikaner warb. Nach militärischer Vorbildung ließ er sich als Fähnrich in der ersten Division der fürstlich Braunschweigischen Truppen 1776 nach Amerika schicken, wurde aber schon in einer der ersten Schlachten mit der Fahne in der Hand durch einen Lungenschuß sehr schwer verwundet. Erst nach jahrelanger sorgsamer Pflege in der Gefangenschaft konnte er ausgewechselt werden, erhielt wegen bewiesener großer Tapferkeit vorzeitig das Offizierspatent und kehrte 1783 nach Braunschweig zurück. Das Einzige, was er von Amerika mitbrachte, und was sich noch lange in unserer Familie erhalten hat, war ein glatter — Stein, den er dort zum Strümpfestopfen gebraucht hatte! — Sein Vater war inzwischen gestorben, und er lebte nur der Pflicht und der geliebten Musik in seinem bei der Andreaskirche belegenen Hause.

Er war schon 51 Jahre alt, ein großer, stattlicher Mann, Rittmeister bei den Dragonern und bald nachher Major. Ich stand im 24. Lebensjahre und soll (setzte sie schelmisch lächelnd hinzu) ein hübsches Mädchen gewesen sein.

Die dann folgenden Jahre waren schrecklich. Braunschweig bildete einen Teil des Königreiches Westfalen. Der lieberliche König Jerome, der Bruder Napoleons, residierte in Kassel, kam aber oft nach Braunschweig. Die einzigen deutschen Worte, deren er sich bediente, waren: „Immer lustig!“ — und danach lebte er auch, von charakterlosen deutschen Adligen und Beamten umgeben.

Im Jahre 1809 war dein Großvater Mitglied des Kriegsgerichts, das über 14 von Schill'schen Freiwilligen, die gefangen nach Braunschweig gebracht waren, urteilen sollte. Sie wurden unter der Anklage des Aufruhrs zum Tode verurteilt. Dein Großvater war der einzige Richter, der dem Urteil widersprach.

Als er aus der Sitzung nach Hause kam, erzählte er mir die ganze Verhandlung und weinte vor Empörung. Nur dieses eine Mal habe ich ihn weinend gesehen. Ich wiederholte immer wieder, daß er recht gehandelt habe. Und wenn es ihm das Leben kostete, wolle ich doch alles ertragen in dem stolzen Bewußtsein, daß er als ein tapferer Mann nur seiner Überzeugung ge-

folgt sei. — Endlich überkam ihn die Müdigkeit. Ich horchte auf seine ruhigen Atemzüge und saß in der Nebenstube bei unserem kleinen Benjamin, deinem Vater. Da geschah das Entsetzliche. Kolbenstöße gegen die Haustür. Schwere Schritte die Treppe herauf. Mich überkam eine völlige Starre der Glieder. Ich wußte, was geschehen würde. Die Tür zu meinem Zimmer wurde geöffnet. „Im Namen des Königs!“ rief ein junger Offizier, und mehrere Mann mit gezogenem Säbel traten ein. Da erst konnte ich mich erheben und stellte mich hochaufgerichtet dem Leutnant gegenüber: „Wie lautet Ihr Befehl?“ — In dem Augenblick erschien mein Mann in der Kammertür, nur mit dem Nachthemde bekleidet. „Im Namen des Königs! Herr Major, Sie sind mein Gefangener!“ rief der Führer der Mannschaft. „Erst salutieren Sie,“ antwortete dein Großvater in ruhigem, befehlendem Tone. „So, nun zeigen Sie mir Ihre schriftliche Ordre!“ Der Leutnant zitterte dabei am ganzen Leibe. „Schon gut,“ sagte dein Großvater, „treten Sie mit mir in meine Kammer; ich ziehe mich an.“ Kurz darauf kam er in voller Uniform zurück, schnallte den Schlepssäbel um und lockerte ihn mit der linken Hand. „Drei Schritt von mir ab!“ kommandierte er. Dann streckte er mir die Rechte hin: „Jetzt beweise, daß du eine Soldatenfrau bist! Gott schütze dich und unser liebes Kind!“

Aller Schrecken war von mir gewichen. Der Mann mit dem zärtlichsten Herzen hatte nicht mit der Wimper gezuckt, obgleich sein Todesurteil so gut wie sicher schien. Das machte mich stark. Ich rief die Diensthofen, ließ überall Lichter anzünden und setzte mich an das Bett meines dreijährigen Lieblings, meines Vaters.

Endlich dämmerte der Morgen des 18. Juli. Die Uhr auf dem nahen Andreaskirchturm schlug drei. Da trat unser alter Diener leise zu mir, sah im Gesicht, und stöhnte mir zu: „Verzeihung, Frau Major, aber der Hausflur ist von Soldaten besetzt; sie kommen schon leise die Treppe herauf.“ Ich trat sofort auf den Vorplatz und sagte laut: „Was wollt ihr? Der Herr Major ist nicht zu Haus!“ — Leutnant v. B. (eigens dazu ausgesucht, denn mein Mann mochte diesen seinen Untergebenen vor allen anderen gern leiden) antwortete mit bebender Stimme: „Ich habe Befehl, Frau Major, Sie bei Anbruch des Tages aus dem Hause zu führen und das Haus besetzt zu halten. Sie dürfen kein Schubfach öffnen. Ihre Diensthofen haben auch sofort das Haus zu verlassen, können aber mitnehmen, was ihnen gehört.“

Da erwachte in mir der Grimm einer Löwin, die ihr Junges und ihre Höhle verteidigt. Jornsfunkele sprang ich gegen den Sprecher vor, der zurückwich. Doch wie eine Vision stand plötzlich die Gestalt meines Mannes vor meinen Augen, und seine Ruhe kam über mich. Beweise, daß du eine Soldatenfrau bist, hatte er gesagt. „Ihr tut, was ihr müßt,“ sagte ich, „ihr habt keine Schuld. Ich folge euch.“ — Ich nahm sofort meinen Benjamin aus seinem Bettchen, wickelte ihn in einen Mantel und trat auf die noch menschenleere Straße.

Die Spitze des Andreasturmes erstrahlte von der aufgehenden Sonne. — Der Soldat, der mich hinausgeleitet hatte, stand regungslos in der Haustür. — Kein anderer Mensch war zu sehen. — Totenstille ringsum — da knatterte aus der Ferne, in der Richtung von St. Leonhard her, eine Gewehrsalve — die jungen Helden vom Schill'schen Korps! — ich fühlte, wie mein Haar sich sträubte. — Und mein Mann? — Vielleicht morgen schon —

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem, was uns begegnet war, durch die Stadt. Von allen Seiten kamen bald Befreundete, bittend, mich und mein Kind aufzunehmen. Ein treuer Wachtmeister aus unserem Regiment flüsterte mir zu, daß mein Mann unter starker Bedeckung in der Richtung nach Seesen — Kassel zu Wagen abgeführt sei.

Noch an demselben Tage reichte ich eine Vorstellung bei der Regierung ein, mir zu erlauben, wieder in unser Haus zu ziehen. Aber so groß war die Wut des erbärmlichen Wichtes auf dem Königsthron, und so sehr verlangte ihn danach, ein Exempel zu statuieren, daß die Antwort nach 14 Tagen lautete: „Seine Majestät habe den Allerhöchsten Befehl gegeben, alles Eigentum des ‚Verräters‘, weiland Major Stutzer, zu verkaufen und den Erlös der Staatskasse zuzuführen.“ Zu der Zeit gab es

kein Gesetz und Recht, sondern nur die Willkür der Machthaber. Diese barbarische Grausamkeit gegen meine Person hatte aber noch zwei besondere Gründe. Ich war ja die Tochter Mauvillons, des intimen Freundes von Mirabeau. Meines Vaters schonungslose Streitschriften für die Freiheit der Völker und gegen jede Tyrannei waren stark verbreitet. Dafür sollte ich büßen. Und der zweite Grund war noch schwerwiegender. Kurze Zeit vorher hatte mich die Geliebte des Königs, die im Schlosse wohnte, eine Frau v. L., besuchen wollen. Als sie bei mir angemeldet wurde, trat ich ihr gegen alle Etikette auf dem Vorplatze entgegen. Sie nahm das als eine besondere Hulldigung auf, redete mich in verbindlichster Form an, und ich? Nun ich drehte mich um und ließ sie stehen. — Das war dumm von mir, aber ich freue mich heute noch, daß ich's getan habe.

So stand ich denn bettelarm da, in den ersten Wochen auf die Barmherzigkeit unserer Freunde angewiesen. Die Schränke voll Leinen und Silberzeug, das Erbe von meiner Mutter und Schwiegermutter und zum Teil von uns selbst erworben, mein Stolz, waren verkauft. Im Schreibtische hatten über 1000 Taler in barem Gelde gelegen, denn in den Jahren gab es keine Sicherheit auf einer Bank. Von meinem Mann keine Nachricht. Ob er noch lebte? Wir hatten uns so unsagbar lieb gehabt! — Doch habe ich nicht geklagt und nicht — gebetet. Stolz bin ich gewesen, bettelstolz, vor den Menschen und vor Gott. Steif habe ich den Kopf gehalten. Die Abschiedsworte meines Liebsten: „Beweise, daß du eine Soldatenfrau bist!“ beherrschten mich. Aber mein volles, schwarzes Haar wurde grau, ganz grau, trotz meiner 28 Jahre. Ich hatte es nicht recht glauben wollen, daß Marie Antoinette im Kerker in wenigen Tagen grau geworden sei; nun erfuhr ich dasselbe an mir selbst in wenigen Wochen. Was wird Balthasar sagen, wenn er mich wieder sieht. Wenn er —

Es wird angeknöpft. Ich schreie auf. Beweise, daß du eine Soldatenfrau bist! Eine Ordonnanz tritt ein. „Der Herr Oberst v. Morgenstern lassen fragen, ob er der Frau Major gleich seine Aufwartung machen dürfe.“ — Herrgott, er will mir selbst die Todesnachricht bringen! Soldatenfrau —! Und in die Tür tritt der alte Freund mit leuchtendem Gesicht und ausgebreiteten Armen. „Er lebt und ist begnadigt!“ — Da bin ich in die Knie gesunken und habe gebetet. Lieber Gustav, da habe ich zum ersten Male in meinem Leben wirklich gebetet; glaube aber ja nicht, daß ich ohnmächtig geworden bin.

Und nun erfuhr ich, daß dein Großvater in die Kasematten von Metz gebracht sei, und daß der kommandierende General, nachdem er das Urteil des obersten Kriegsgerichtes eingeholt, die Begnadigung erwirkt hatte. Ein Offizier, der so tapfer für seine Überzeugung eingetreten sei, verdiene den Titel eines Ehrenmannes, so hat der General persönlich deinem Großvater erklärt. Ein reitender Bote des Kriegsministeriums in

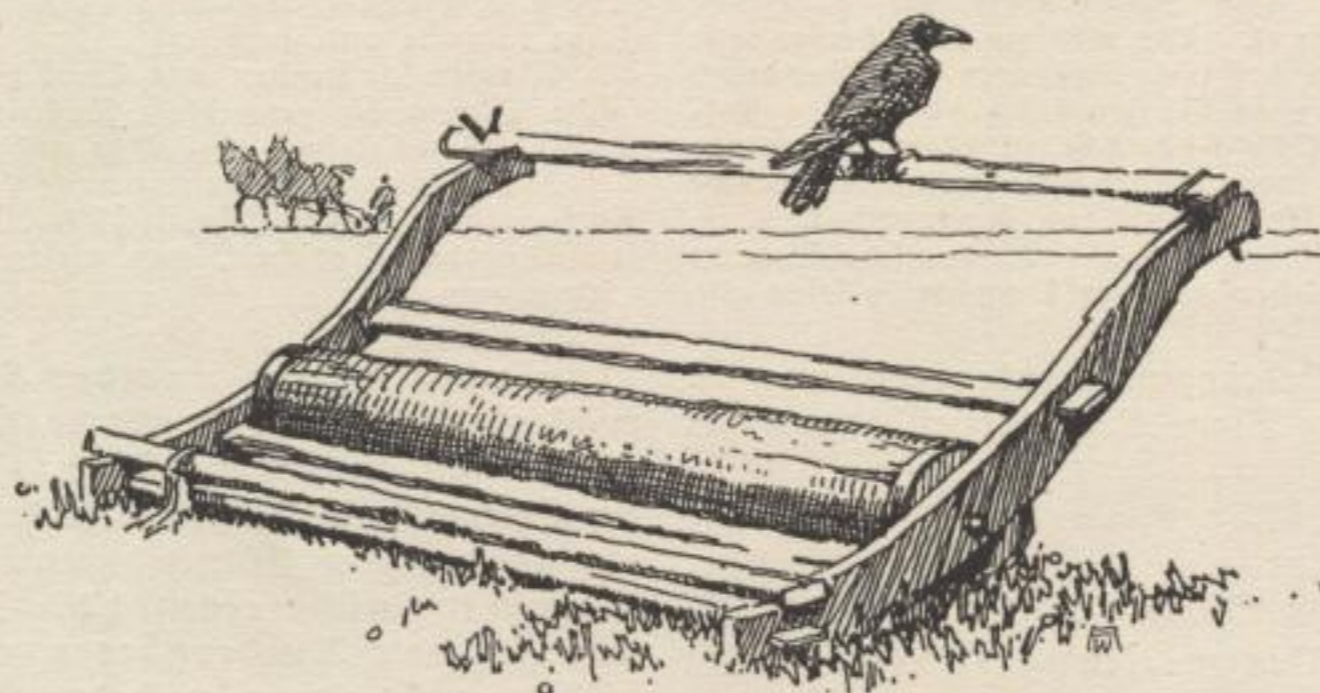
Kassel hat dem Stadtkommandanten, dem Oberst v. Morgenstern, unmittelbar vor dessen Besuche bei mir, den Bericht überbracht.

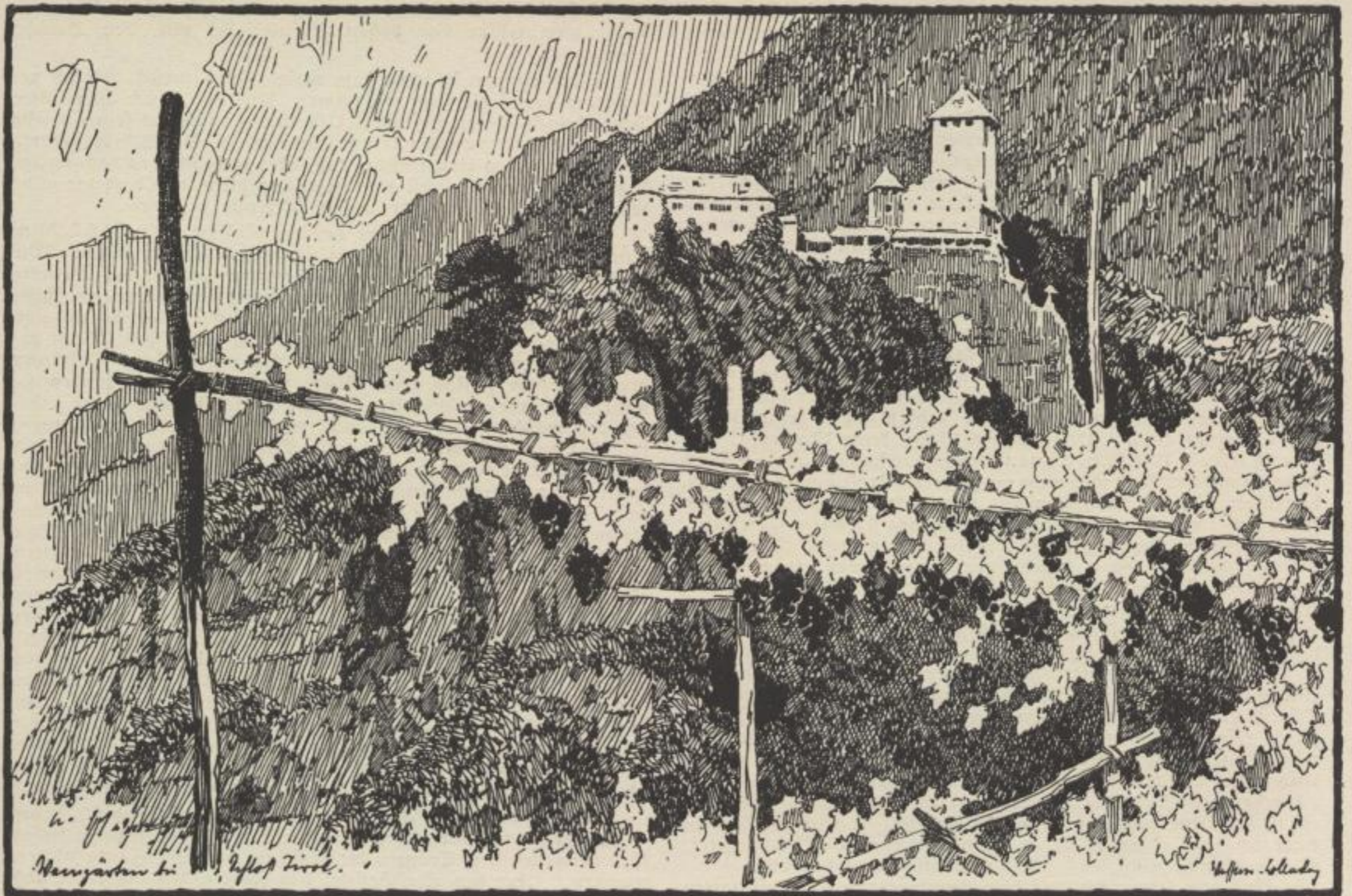
Nach einigen Wochen kam mein Mann zurück, leiblich gebeugt, in der Seele stark wie immer. Wie hat er sich über unser Kind, deinen Vater, gefreut! Wie hat er mich mit seiner Liebe umgeben! Doch von dem Allem schweige ich. Der König Jerome konnte gegen das Urteil nichts tun, aber er brachte es doch fertig, daß mein Mann zunächst ohne Stellung blieb, und daß wir nicht den geringsten Ersatz für unsere Verluste bekamen.

Da haben wir die Sorge um das tägliche Brot buchstäblich kennen gelernt, sind aber richtig vergnügt dabei gewesen. Wir hatten uns ja wieder. Das war die einzige Hauptsache. Behalte es für dein Leben, mein Junge, daß deine Großeltern ein Jahr lang von Kartoffeln, Brot und dünnem Kaffee gelebt haben, und daß wir sehr glücklich dabei gewesen sind. Auch dein Vater gedieh und sah aus wie ein Borstapfel. Für unsere kleine Wohnung brauchten wir freilich keine Miete zu bezahlen und fanden sie nicht nur, wie unser guter Freund entschuldigend sagte, „bescheiden möbliert“, sondern auch, zu dessen eigenem Erstaunen, mit Blumen geschmückt und mit Eßwaren aller Art reichlich versehen. Wir haben nie erfahren, wer das alles in jener geldlosen Zeit gestiftet haben mag. Gearbeitet haben wir dann Tag und Nacht. Ich strickte Strümpfe für ein Geschäft, das mir anfangs die Wolle dazu borgen mußte. Dann strickte ich für die Militärverwaltung. Am besten wurden meine Plattsticharbeiten bezahlt und die damals üblichen Jabots. Mein Mann schrieb für das Gericht und für einen Notar Akten ab und bekam für den Bogen zwei Gutegroschen. Tagsüber verließen wir nie das Haus; das erlaubten bei unserer „gesellschaftlichen Stellung“ schon unsere Kleider nicht. Aber fröhlich sind wir bei dem allen gewesen, wie die Kinder, und mit unserem Kinde! Es war das schönste Jahr unseres Lebens. Sogar ein paar Luxusausgaben haben wir uns gestattet. Eines Abends brachte mir dein Großvater diesen kleinen Korb mit, der nun seit 40 Jahren immer neben mir steht, sogar nachts neben meinem Bette; und ich schenkte ihm eine Flöte, die er so gern und meisterhaft spielte.“

Und die blizenden Augen der alten Frau, die noch 10 Jahre später ein wunderbares Licht ausstrahlten, füllten sich bei diesen Erinnerungen mit Tränen, die langsam auf ihre Hände niedertropften. Über das alte Gesicht, das sonst nichts als Geist und Willenskraft zeigte, breitete sich eine sonst nie gesehene Weichheit, der Abglanz des „schönsten Jahres“ ihres Lebens. Ihre linke Hand fuhr streichelnd über den Korb, die rechte krampfte sich in meinem dichten Haarschopfe zusammen.

„Dummes Zeug!“ sagte sie dann und entließ mich mit diesem ihrem Lieblingsworte.





Südtirols Leid.

Unsere Bauernschaft und insbesondere die bäuerliche Jugend ist großdeutsch gesinnt. Das will zunächst heißen: sie ist nicht gewillt, zu vergessen, daß viele Millionen Deutscher durch die Gewalt unserer Feinde vom Ganzen losgelöst worden sind. Der Kalender hat sich zur Pflicht gemacht, in jedem Jahrgange etwas von dem zu bringen, was einst heiße, freilich italienische Vaterlandsliebe Irredenta (Unerlöstes Land) benannt hat. Diesmal ist Südtirol an der Reihe, wo 250000 deutsche Bauern wohnen, und wo einst Walther von der Vogelweide lebte und

seine Lieder voll Natur- und Volksliebe sang, und wo Andreas Hofer kämpfte und starb.

Was im folgenden aus Tirol gekündet wird, ist nicht für solche Ohren, die gern bloß Angenehmes und Mildes hören. Es sind Schreie eines gequälten und geknechteten Volkes.

Zur Tagung des Deutschen Schutzbundes der Grenz- und Auslandsdeutschen im Mai 1925 in Münster i. W. traf folgender erschütternder Notschrei, von vielen Frauen Südtirols unterzeichnet, ein:

„In der bittersten Bedrängnis wenden wir uns an Euch, hoffend, daß unsere Klage Euer Herz rührt und das Mitgefühl weckt.

**Deutsche Schwestern!
Hört unsern Verzweiflungsschrei!**

Wir können das Übermaß der Unterdrückung, der Demütigung und Kränkung nicht mehr ertragen. Seit fast 7 Jahren hält ein grausamer Peiniger unser Land nieder. Jede Freiheit ist darin erstorben, jede Freude getötet. In dumpfer Trauer sehen wir fast Tag für Tag unser Deutschtum in Brauch und Sprache geknebelt, das Andenken unserer Helden verunehrt, das Erbe Tiroler Ruhmestaten geschändet.

Nun aber raubt uns der Feind unsere Kinder; ruchlos und schamlos reißt er sie von unserem Herzen und erfüllt sie in welschen Schulen mit dem Gift der Entfremdung und der Mißachtung der eigenen Nation, und wir deutschen Mütter haben keine Waffe gegen solches Verbrechen; nicht einmal die Zweijährigen dürfen wir in den Kindergärten nach unserem Sinne bilden, nicht einmal nach den Schulstunden dürfen wir unsere Kinder deutschen Lehrern zuführen, auf daß sie unsere Sprache lernen. Geistiger Versklavung und sittlicher Verderbnis ausgeliefert, sehen wir unsere lieben Kinder in den Händen der Feinde, und

Niemand von den Mächtigen der Erde schenkt diesen welschen Untaten auch nur leiseste Beachtung.

So hört wenigstens Ihr, unsere deutschen Schwestern, hört und merkt es gut, wie im deutschen Südtirol dem deutschen Volkstum die schwerste Schmach angetan wird, die es je erlitten hat, wie die verkommensten Sendlinge Roms am Fuße des Rosengartens Deutsche mißhandeln und zertreten dürfen, und wenn Ihr könnt, Schwestern, so ruft hinaus, daß es die Staatsbürger Deutschlands und Osterreichs vernehmen, und daß sie oder sonst Jemand im Namen der Gerechtigkeit

die Schande Italiens

in die Welt schreien, die taub und blind ist gegen die empörende Seelenverwüstung unseres Jahrhunderts."

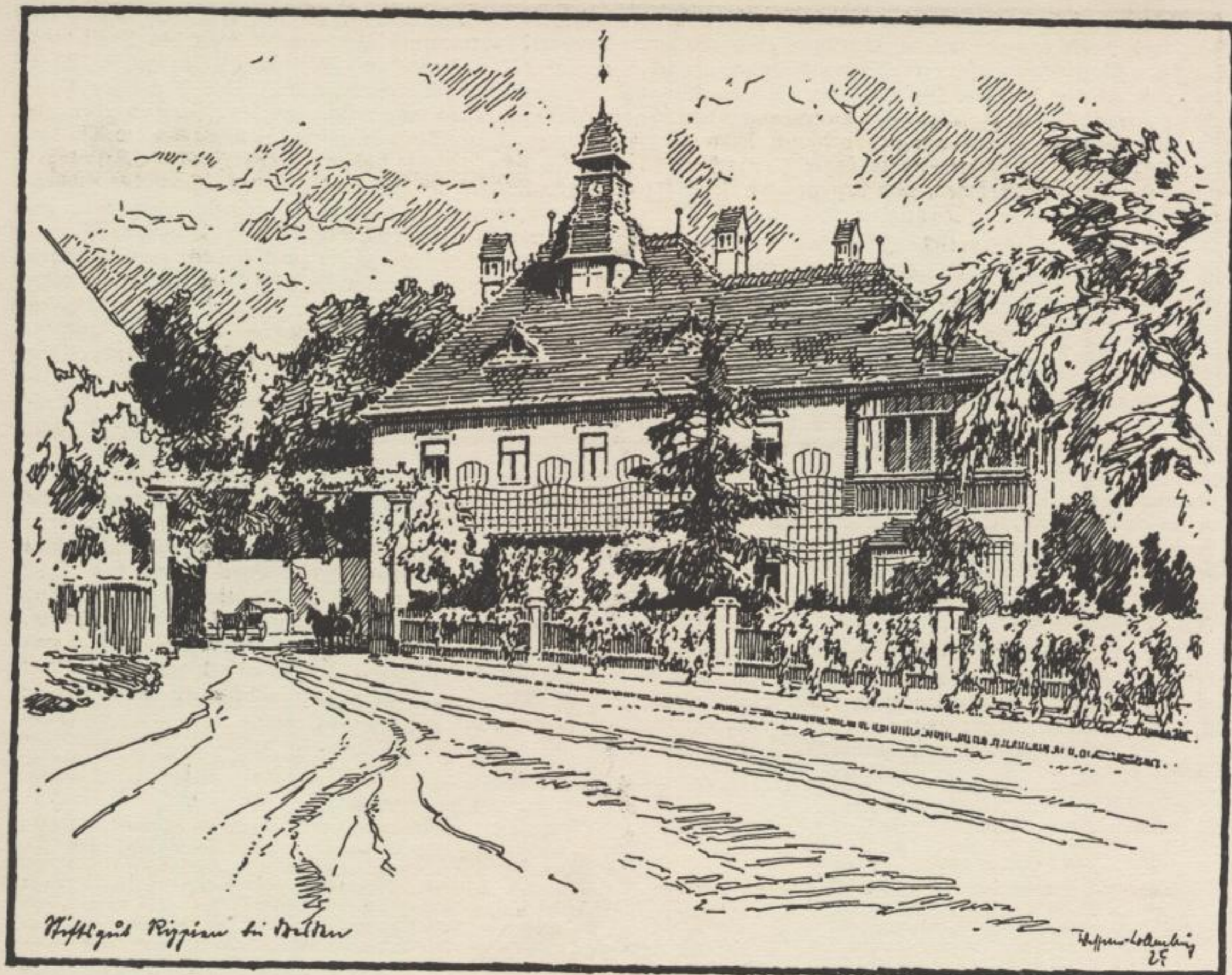
Ein Brief, an obengenannten Verein gerichtet, schildert zusammenfassend die Verhältnisse wie folgt:

"Wohl ist mancher Notschrei der unterdrückten Brüder in die Welt gedrungen, aber die Wirklichkeit spottet jeder Beschreibung. Unser Volk in Südtirol ist zur Sklaverei verurteilt, oder vielmehr zur Ausrottung verdammt. Der fanatische Feind unseres deutschen Brudervolkes in Südtirol, Tolomei, der die Haltung der italienischen Regierung in der südtiroler Frage vollständig bestimmt, hat offen erklärt, wir brauchen keine Deutschen mehr. Schritt für Schritt wird dieses satanische Programm durchgeführt.

Der Name Südtirol wurde verboten, die Amtssprache bei den Behörden darf nur die italienische sein, selbst die uralten Bauerndörfer Südtirols, in deren Bezirk nie ein italienischer Laut gehört wurde, müssen gemeindeamtlich

italienisch korrespondieren, die mit deutschem Gelde erbauten Alpenvereinslütten wurden von den Italienern geraubt, die Deutschen Alpenvereine aufgelöst, keine Versammlung wird geduldet, selbst die kirchlichen Prozessionen müssen angemeldet werden, sonst werden sie verboten, keine Schützen dürfen mehr nach alter Tirolerart feierliche Aufzüge halten, selbst unschuldige Faschingsunterhaltungen werden aus Gründen öffentlicher Sicherheit verboten, keine deutschen Vereine werden mehr geduldet und über die 400 Schulen Südtirols wird das Todesurteil gesprochen; in ein bis zwei Jahren gibt es keinen deutschen Kindergarten mehr und keine deutsche Volksschule und keine Mittelschule, es darf in den Schulen nur mehr die italienische Sprache gebraucht werden. Dabei wird das arme Südtirolervolk in der schandvollsten Weise vergewaltigt, es hat kein Recht mehr, keine Beschwerde findet Gehör, es muß sich von dem Faschistengesindel alles gefallen lassen, und wehrt sich der ehrliche deutsche Mann um sein gutes Recht, so wird er binnen 24 Stunden von Haus und Hof gejagt. Deutsche Beamte verlieren plötzlich ihre Stellen, ohne Grund werden sie entlassen, sie erhalten keine Pension, sie sind mit ihren Familien buchstäblich dem Hunger preisgegeben. Dabei herrscht noch ein entsetzlicher Steuerdruck, das Volk verarmt immer mehr, es ist der Verzweiflung nahe. Und doch führt es einen wahren Heldenkampf um sein Volkstum, es werden jetzt Notschulen in allen Dörfern errichtet und Lehrkräfte bestellt, aber das arme Südtirol kann das alles nicht leisten, wenn ihm nicht auswärtige Brüder Hilfe bringen."





Aus Sachsens Zuchtstätten.

IX.

Stiftsgut Rippian bei Dresden.

Von Ökonomierat Max Windler auf Stiftsgut Rippian.

Das Stiftsgut Rippian ist seit 1864 im Besitz der Familie Windler. Seinen Namen, den es durch Beschluß des Ministeriums des Innern erhielt, verdankt es seinen früheren Beziehungen zum Kloster Rabenau und zum „Stift“ Meissen. Es liegt auf der Hochebene südlich von Dresden, sein Hof, der zugleich den höchsten Punkt des ganzen Besitztums bildet, 285 m über Normal-Null (Höhe über dem Elbspiegel 175 m). Trotz der hohen Lage gehört das Klima mit zu den besten Sachsens. Der Boden besteht aus sogenanntem Gehängelehm, der in Lößlehm übergeht, er gehört mithin zu den bevorzugten Bodenklassen. Die Bodenschichten sind ziemlich mächtig, abgesehen von den Südlehnen, die ein Zehntel der Gesamtfläche einnehmen, wo man gar bald auf Pläneruntergrund stößt.

Die Gesamtgröße des Gutes ist 61 ha und setzt sich zusammen aus:

- 55,5 ha Pflugland,
- 3,5 „ Grasland mit Obstbäumen bestanden,
- 0,5 „ Johannisbeerenplantage,
- 0,5 „ Laubholz,
- 1,0 „ Hof, Wege, Garten.

Das Pflugland wird frei bewirtschaftet und in der Regel angebaut mit

17 ha	Weizen,
11—12 „	Roggen,
8—9 „	Safer,
6 „	Klee,
5 ¹ / ₂ „	Runkelrüben,
8—9 „	Kartoffeln.

Bereits zu einer Zeit, wo noch nicht so laut und nachdrücklich wie jetzt von der Dünnsaat gepredigt wurde, war ich Anhänger dieser Lehre durch die Tat, indem ich aussäte pro Hektar 100 kg Roggen, 135 kg Weizen und 100 kg Safer. Alles Getreide mit Ausnahme des meines Erachtens sich nicht zur Hackkultur eignenden Roggens habe ich schon seit 25 Jahren mit Maschine gehackt bei einer Reihenentfernung von 22 cm. Hand in Hand mit der Dünnsaat und Hackkultur lasse ich selbstverständlich eine starke Düngung gehen, die sich in den letzten Jahren erstreckte auf 125 dz Stickstoffdünger, 75 bis 100 dz Thomasmehl, 75 dz 40proz. Kalisalz und 100 dz Kalk.



In den Zeiten der Abmelkwirtschaft brauchte ich natürlich weit weniger Stickstoffdünger, da durch die eiweißreiche Fütterung des verhältnismäßig sehr starken Viehstandes eine große Menge stickstoffreichen Mistes erzeugt wurde.

Bei der intensiven Bewirtschaftung sind die Erträge als hohe zu bezeichnen; es wurden nämlich geerntet in günstigen Jahren je Hektar bis

43	dz Weizen (im Jahre 1912),
39,60	" Roggen (im Jahre 1913),
40	" Hafer,
1000	" Runkeln,
315	" Kartoffeln.

Im 10jährigen Durchschnitt der Vorkriegszeit wurden je Hektar geerntet:

33,5	dz Weizen,
32	" Roggen,
33	" Hafer,
800	" Runkeln,
234	" Kartoffeln.

Geerntet werden auf dem ganzen Gute durchschnittlich

550—600	dz Weizen,
350—380	" Roggen,
250—300	" Hafer,
4500—5000	" Runkeln,
2000	" Kartoffeln.

Vor dem Kriege bestand eine durch die Nähe Dresdens begünstigte Abmelkwirtschaft von 60 Milchtieren. Jetzt wird dagegen unter den veränderten Verhältnissen Rinderaufzucht getrieben.

Vorhanden sind ca. 900 Obstbäume (Birsen, Äpfel und Birnen), deren Nutzung alljährlich verpachtet wird.

Es werden gehalten 1 Bulle, ca. 40 Kühe und ca. 20 Stück Jungvieh des schwarzweißen Niederungsviehes.

Während vor dem Kriege eine große Schweinezucht (Stammzucht des großen weißen Edelschweines, s. Zt. anerkannt vom Landwirtschaftlichen Kreisverein Dresden) betrieben wurde, ist die Schweinezucht jetzt zurückgegangen. Es werden gehalten 2 Zuchteber, 15 Sauen, 50 bis 60 junge Zucht- und Masttiere, außer den Saugferkeln. Auch der Pferdezucht wird Beachtung geschenkt in dem Umfange, daß jährlich 2 bis 4 Stuten gedeckt werden. Im Übrigen ist der Pferdebestand: 8 Arbeitspferde und 2 Rutschpferde, die aber in der Bestellungszeit voll mit arbeiten müssen, ferner durchschnittlich 6 Fohlen. Zur Arbeit werden noch 2 Jugoche gehalten.

Das Hauptinteresse meiner landwirtschaftlichen Tätigkeit ist auf die Zucht einer Weizensorte gerichtet, die nach ihrer Anerkennung durch den Landeskulturrat im Jahre 1911 den Namen „Original Rippianer Brauner Dickkopfweizen“ führt. Nach unverbürgten Quellen soll in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Inspektor Leuteritz vom Kammergut Zauckerode in einem Squarehead-Weizenfeld auffallend braune Ähren gefunden und ausgeschnitten haben. Er hat diese Ähren auf seinem väterlichen Gute in Gostritz bei Dresden vermehrt, und von dort aus hat der Weizen sich in der Gegend verbreitet. So gelangte er auch bei mir zum Anbau. Hierbei erkannte ich seine Vorzüge und beschloß, das immerhin unausgeglichene und zur Ausartung neigende Zufallsprodukt einer planmäßigen



Züchtung zu unterwerfen. Wie alle Züchter begann ich damit, mir typisch erscheinende Ähren auszuscheiden und diese zu vermehren, was mehrere Jahre fortgesetzt wurde. Die bisher bevorzugten Weizenforten ließ ich fallen und legte mich ganz auf den Anbau der neuen, verheißungsvollen Sorte. Im Verlauf von etwa 10 Jahren war ich so weit, daß ich den Weizen beim Landes-Kulturrat zur Anerkennung anmelden konnte. Daraufhin besichtigte der damalige Leiter der Pflanzenphysiologischen Versuchstation Dresden, Professor Dr. Steglich, den Weizen alljährlich und veranlaßte mich, da er die Sorte als wertvoll erkannte, Pflanzenauslese und Stammbaumzucht zu treiben. Zu diesen schwierigen Selektionsarbeiten gewann ich den Landwirtschaftslehrer Grabl in Meissen, jetzigen Dozenten für Landwirtschaft an der Höheren Lehranstalt für praktische Landwirte in Schleswig. Ihm verdanke ich zum größten Teile den Erfolg meiner Bestrebungen.

Nachzuholen ist die Schilderung der Eigenschaften meines Weizens. Ich glaube, sie ohne Übertreibung wie folgt charakterisieren zu dürfen: Der Weizen zeichnet sich aus durch seine hohe Ertragsfähigkeit, seine Frühreife, seine Lagerfestigkeit,

seine Winterhärte, so daß er späte Aussaat verträgt und für hohe Lagen geeignet ist. Was seine Winterhärte betrifft, so hat sich diese gerade in solchen Jahren bewährt, wo andere Dickkopfsorten durch den Winter gelitten hatten. In dieser Beziehung hat er sich besonders ausgezeichnet auf den Versuchstationen in Pillnitz, Oberholz und bei den Anbauversuchen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Daß ich mit meiner Zucht auf dem richtigen Wege bin, beweist der wichtige Umstand, daß mein Braunweizen derartigen Absatz findet, daß er regelmäßig ausverkauft ist. Da meine Anbaufläche seit Jahren nicht mehr ausreicht, habe ich eine Vermehrungsstätte auf dem Rittergut Wohla bei Elstra eingerichtet. Ich habe Abnehmer in ganz Sachsen, besonders in der Gegend von Leipzig und Würzen (so auch den Ländlichen Wirtschaftsverein Rühren) und im Erzgebirge. Aus der näheren und weiteren Umgegend wird er meist mit Geschirr vom Hofe abgeholt.

Ich bin ernstlich bestrebt, mit Hilfe des Landwirtschaftslehrers Grabl an der Verbesserung meines Weizens weiter zu arbeiten und hoffe, damit nicht nur mir, sondern auch der Allgemeinheit zu dienen.



*Original Nippicus
Brauner Dickkopfsorten*

Sür das Können gibt es nur einen Beweis: Das Tun.

Wer nichts weiß, muß alles glauben.

Marie von Ebner-Eschenbach.



Die schweren Unwetter in Mittelsachsen und im Erzgebirge vom 22. und 23. Juli und der „große Regen“ in Westsachsen vom 14. und 15. August 1924.

Von Wilhelm Waegler, wissenschaftlicher Assistent der Sächs. Landeswetterwarte.

Das Jahr 1924 wird in der Statistik der Gewitter und Unwetter zu allen Zeiten ein besonderes Blatt einnehmen. Nicht nur aus unserem Sachsenlande, sondern aus allen Gegenden des Reiches häuften sich die Unwetternachrichten in geradezu auffallender Weise. So hatte beispielsweise Dresden von Mitte April bis Ende Oktober nicht weniger als 35 Tage mit elektrischen Erscheinungen zu verzeichnen. Dabei traten die Gewitter meist mit starken Regengüssen und schweren Hagelfällen auf. Von den zahlreichen Unwettern verdienen vor Allen die einer besonderen Erwähnung, welche am 22. und 23. Juli in Mittelsachsen und im Erzgebirge auftraten, und zwar wegen ihrer mächtigen Kraftentfaltung, der innerhalb kurzer Zeit niedergegangenen großen Regenmengen und nicht zuletzt wegen der angedeuteten schweren Schäden, ferner der große Dauerregen in Westsachsen vom 14. und 15. August, und zwar wegen der ganz außergewöhnlich großen Tagesregengmengen und der in den betroffenen Landesteilen verursachten Hochwasserschäden.

I. Die schweren Unwetter vom 22. und 23. Juli 1924.

Schon am 21. Juli lag über Westeuropa ein Tiefdruckgebiet, das seinen Bereich langsam ostwärts erweiterte. Von ihm aus verlief am 22. eine stark ausgeprägte Böen- und Gewitterfront weit nach Süden. Die Orte Aachen, Frankfurt a.M. und Karlsruhe hatten schon vor 8 Uhr morgens Gewitter gehabt, während Mittel- und Ostdeutschland noch unter dem Einfluß hohen Druckes im Osten standen. Demzufolge herrschte hier heiteres Wetter bei südöstlicher Luftströmung, gleichzeitig lagen die Morgentemperaturen bereits über 20° C (Dresden 22°, Berlin 23°). Eine in der 6. Morgenstunde in Dresden vorgenommene Höhenwindmessung ergab bis zu 1500 m schwachen Südost, in 2000 m schwachen Südsüdwest, in 2500 m bereits Südwest zu West von 5 Metern in der Sekunde.

In Anbetracht dieser Wetterlage waren auch für Sachsen alsbald Gewitter zu erwarten. In der Tat kam nach den eingelaufenen Meldungen das erste Unwetter in Nord-, West- und Mittelsachsen bereits am Nachmittag zum Ausbruch, überschritt in den Abendstunden die Elbe in Höhe Dresden und erreichte die nordöstlichen Teile des Landes in der Nacht. Ihm folgte gegen Mitternacht ein zweites Unwetter, das besonders die Amtshauptmannschaft Annaberg und eine Anzahl Orte in den Amtshauptmannschaften Schwarzenberg, Flöha und Freiberg durch Hagelschlag schwer heimsuchte. Es berührte Dresden in den ersten Stunden nach Mitternacht.

Nach einem heißen Tage, der den meisten Stationen des Landes die höchsten Temperaturgrade des ganzen Sommers brachte, begann es in der 7. Abendstunde in Dresden im SW. zu wetterleuchten. Infolge der hohen Dampfspeicherung der Luft herrschte drückende Schwüle. Nur ganz langsam zog das Unwetter herauf und stand volle 2 Stunden, ehe es zum Ausbruch kam. Während dieser ganzen Zeit aber kam es zu starken elektrischen Entladungen, und der Himmel stand ringsum fortwährend wie in Flammen, ohne daß es einen Tropfen regnete. Erst kurz vor 9 Uhr setzte eine Sturmböe ein und unmittelbar darauf ein wolkenbruchartiger Regen mit Hagel vermischt, der ungefähr 1½ Stunden anhielt. Noch bligte es nach Abzug des Unwetters im Nordosten gegen Mitternacht, als bereits das erwähnte zweite Unwetter heraufzog, das aber bei Weitem nicht so schwer auftrat wie das erste. Am Morgen des 23. Juli lag die ganze breite Gewitterfront östlich von uns, doch gab es noch einigermaßen ergiebigen Rückseitenregen. Gleichzeitig führte die einströmende Westluft eine starke Abkühlung herbei, so daß in Dresden die 2 Uhr-Nachmittags-temperatur gegen die des Vortages um 13° tiefer lag.

Wie sah es nun mit den am Morgen des 23. Juli gemessenen Niederschlagsmengen aus? Berücksichtigen wir nur die Regen

von mindestens 30 mm Ergiebigkeit, so kommen in der Hauptsache die Gebiete der mittleren und oberen Zwickauer Mulde, der Iſchopau und weiterhin der mittleren Freiburger Mulde mit fast 50 mm Niederschlag in Betracht, vor allem aber der eigentliche Unwetterherd mit über 70 mm bei Dresden. Dabei ist allerdings zu beachten, daß diese großen Regenmengen bei Dresden von zwei Unwettern stammen, während die in Südwestsachsen nur während eines Unwetters gefallen sind. Die größten Regenmengen treffen wir in Freital-Potschappel (77 mm) und Vorstadt Plauen (75 mm) an, und hier, also unmittelbar vor dem eigentlichen Stadtgebiet, ist das Unwetter tatsächlich zur vollsten Entladung gekommen, nachdem schon vorher auf der Linie Grumbach-Cosmannsdorf der wolkenbruchartige Regen mit besonderer Ergiebigkeit eingesetzt hatte. Da die Orte Kesselsdorf und Hainsberg weniger Niederschlag haben als die beiden erstgenannten, so möchte man sagen: Der Hauptstrom des Unwetters hat sich an dieser Stelle gewissermaßen hindurchgezwängt, um sich dann mit voller Wucht in den Plauenschen Grund zu ergießen. Das Stadtgebiet selbst hat er nicht gleichmäßig getroffen, ist aber bis über Hermisdorf hinaus (15 km nordöstlich Dresden) in unverminderter Stärke zu verfolgen. Wir haben übrigens auch hier wieder die Tatsache zu verzeichnen, daß die gegen Dresden von Westen heranziehenden Gewitterregengüsse ihre größte Ergiebigkeit unmittelbar vor dem Stadtgebiet zu haben pflegen und die Stadt selbst in geschwächtem Zustande erreichen, und daß nur wenige von ihnen erst über der Stadt ihre Hauptwassermengen entladen.

Auf Grund der Messungen des Tiefbauamtes der Stadt Dresden fielen in Vorstadt Plauen in 6 Minuten nicht weniger als 30 mm Regen, und man kann daher sagen, daß dieser Gewitterregen zu den ergiebigsten Regengüssen von kurzer Dauer in Deutschland überhaupt zu rechnen ist. Die Wassermassen aber, die über dem Plauenschen Grund, dem etwa 9 qkm umfassenden Niederschlagsherd, herabgestürzt sind, berechnen sich auf mindestens 600 000 cbm oder Tonnen Wasser.

Um sich von den Unwetterschäden einigermaßen eine Vorstellung zu machen, seien die wichtigsten Zeitungsnotizen des „Dresdner Anzeigers“ angeführt:

„Am schlimmsten haben die niederströmenden Wassermassen im Plauenschen Grund gewütet, wo in die Berghänge tiefe Gräben gerissen wurden. Die Wasser haben hier gewaltige Erdmassen und Geröll zutage gefördert und die Straßen verschlammt. Teilweise wurden die elektrischen Leitungsmasten seitlich abgedrückt. Im Plauenschen Ring konnte die Linie 15 die Endstation nicht erreichen, weil dort 1 1/2 m hohe Geröllmassen aufgeschichtet lagen. In der Kaiser Straße, wo die größten Zerstörungen am Straßenkörper vorgekommen sind, wurde ein Schleusendeckel ausgewuchtet, worauf das Wasser in die Höhe schoß. Auf der Freiburger Straße stand unter der Eisenbahnbrücke an der Glasfabrik Siemens das Wasser ziemlich 2 m hoch. An dieser Stelle befindet sich gerade die Straßenbahnstrecke im Bau. Die dazu angefahrenen Sandmassen wurden sämtlich fortgeschwemmt und verstopften die Schleusen. Starke Äste sind durch den Sturm abgebrochen und ganze Bäume entwurzelt worden. Schwerer Schaden ist in den Gärten angerichtet. Zahlreiche Kleingärtner sehen ihre Jahresarbeit vernichtet. Überall findet man durch den Hagel totgeschlagene Vögel. Auf dem Sternplatz allein hatten Kinder über 50 Vögel gesammelt, die wahrscheinlich in den dortigen Bäumen ein Nachtlager gefunden hatten. Verschiedentlich schlug der Blitz ein, und einige durch die Wassermassen unterspülte Häuser drohten einzustürzen. In dieser Nacht ist die Feuerwehr insgesamt auf 113 Alarme ausgerückt.“

Und dann noch über das Unwetter im Erzgebirge, das in der Schlettau-er Gegend am stärksten aufgetroffen zu sein scheint:

„Nach der drückenden Schwüle am Dienstag, dem 22. Juli, nachmittags, brach im Iſchopau- und Schmatal gegen 10 Uhr abends ein starkes Gewitter mit Regengüssen aus, dessen Gewalt erst kurz vor Mitternacht seinen Höhepunkt erreichte. Die wolkenbruchartigen Wassermassen waren von einem Hagelwetter begleitet, wie man es seit 1879 im Erzgebirge nicht mehr erlebt hatte. Die Schloßen erreichten zum Teil die Größe von kleinen Hühnereiern. Sie waren 5 cm lang, 2 cm dick und lagen stellenweise am nächsten Morgen noch 25 cm hoch. Besonders betroffen wurden Schlettau, Hermansdorf, Sehma und Crotten-dorf, die sämtlich in der Amtshauptmannschaft Annaberg liegen. Die gesamte Getreide-, Kartoffel- und Krauternte ist vernichtet. Fast sämtliche Fensterscheiben in den genannten Orten wurden zertrümmert. Die Gewalt der niedergehenden

Schloßen war so groß, daß Dächer von Fabriken durchschlagen wurden. Der angerichtete Schaden ist außerordentlich hoch und läßt sich noch nicht übersehen. Betroffen sind namentlich kleine Bauern, die vor dem Ruin stehen, wenn nicht sofort umfassende Hilfsaktionen eingeleitet werden. Der Hagelbruch dauerte etwa 1/4 Stunde lang. In Schlettau schlug der Blitz in einen Leitungsmast, sprang dann zu einem Wohngebäude über und betäubte dort sämtliche Insassen.“

II. Der „große Regen“ vom 14. und 15. August 1924.

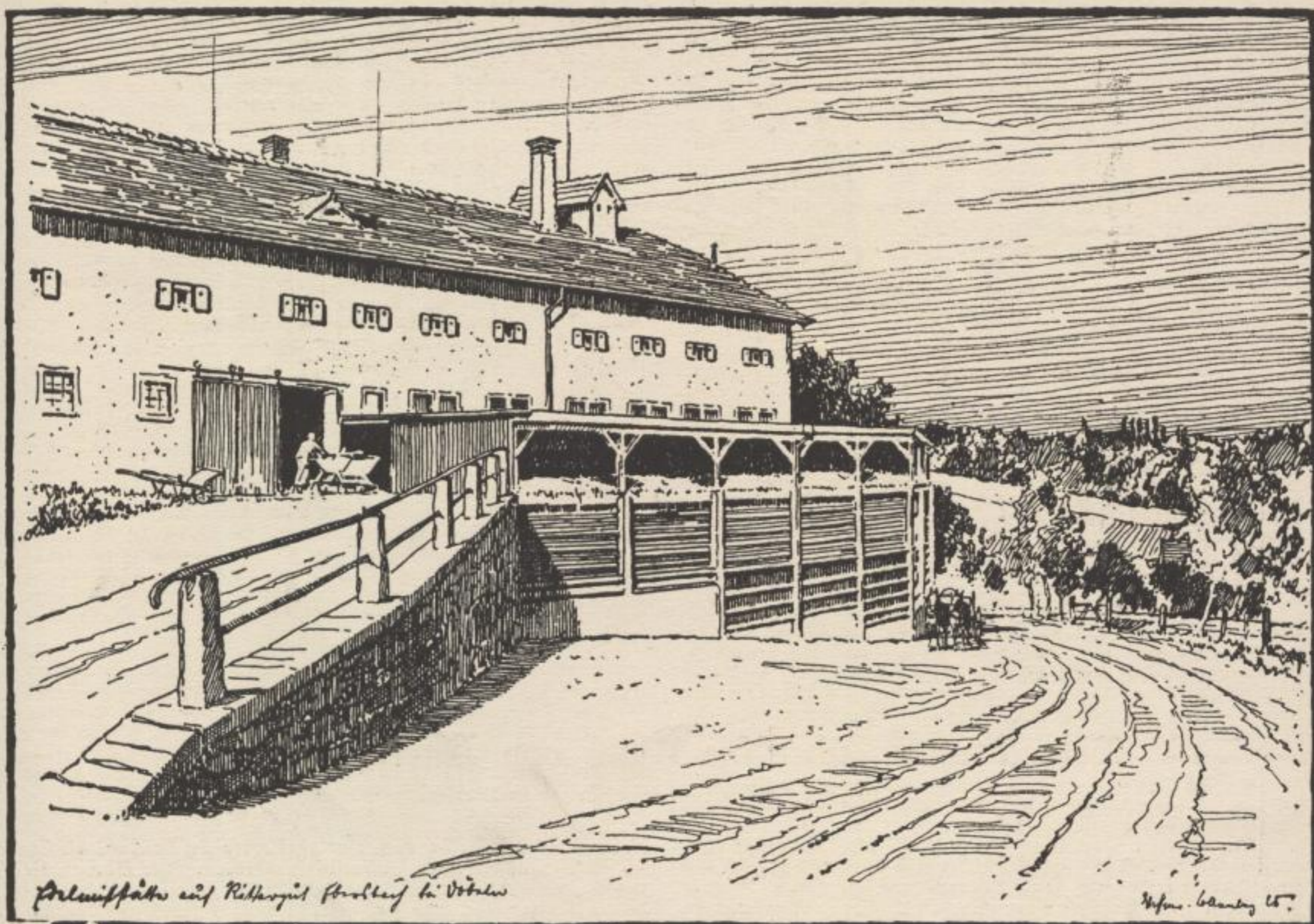
Diese Wasserkatastrophe unterscheidet sich von der unter I beschriebenen dadurch, daß sie sich nicht nur auf unser Sachsenland beschränkte, sondern einen großen Teil Mitteldeutschlands umfaßte. Es handelt sich hier um einen Dauerregen, der teilweise ganz außergewöhnlich große Regenmengen ergab, wie sie seit Jahrzehnten nicht mehr vorgekommen sind. Verfolgt man an der Hand der täglichen Wetterkarten den Witterungsverlauf, so zeigt sich, daß bereits am 13. August ein Teiltief von Westdeutschland nahte und uns in der folgenden Nacht und am 14. Gewitter und Regenfälle mit starker Abkühlung gebracht hatte. Neue Störungen folgten unmittelbar nach und führten zu diesem großen Regen, der Thüringen und die ganze Westhälfte Sachsens in sich schloß. Es finden die starken Regenmengen ihre Erklärung in einer Luftscheide, die sich zwischen Elbe und Oder ausgebildet hatte. An ihr trieb von Osten her warme Luft über die kühleren von Westen herangewehte Masse empor und erzeugte dabei Wolken und Niederschlag. Da beide entgegengesetzt verhenden Ströme fast von gleicher Stärke waren, so verlagerte sich die Luftscheide nur langsam, und es erklärt sich so die lange Dauer des Niederschlages.

Nach den Aufzeichnungen der westsächsischen Stationen setzte daselbst der „große Regen“ in den Mittagsstunden des 14. August ein und dauerte ohne Unterbrechung bis zum Mittag des folgenden Tages. Vergleicht man die am 15. August früh 7 Uhr im Lande gemessenen Regenmengen, so ergibt sich, daß der stärkste Regen, und zwar mehr als 100 mm, in der Leipziger Tieflandsbucht, ferner im Flußgebiet der mittleren Zwickauer Mulde und angrenzend in einem Teile des Vogtlandes gefallen ist. Und hier treffen wir auch auf den Hauptniederschlagsherd im Flußgebiet der oberen Göltzsch und Mulde. In Falkenstein i. V. wurde die ansehnliche Regenmenge von 135 mm, ja in Grünbach i. V. eine solche von 164 mm gemessen. Letzterer Wert bedeutet für Sachsen einen neuen Höchstwert, der bisher bekannte betrug 156 mm und wurde am 10. Juni 1886 in Pirna festgestellt.

Der für die Regenstationen eingeführte Messungstermin reicht von 7 Uhr morgens des einen bis 7 Uhr morgens des anderen Tages. Würde man jedoch bei Feststellung der größten Niederschläge innerhalb 24 Stunden diesen Zeitraum stets mit dem Anfang der besonders ergiebigen Regenfälle beginnen lassen, so würde man zu noch größeren Mengen kommen. Beispielsweise beträgt im vorliegenden Falle in Zwickau die 24-stündige Regenmenge vom 14. August mittags 1 Uhr bis 15. August mittags 1 Uhr 124 mm, während die am 15. früh 7 Uhr gemessene Menge nur 104 mm erreicht. Von Grünbach liegen leider keine genauen Zeitangaben über Beginn und Ende des Dauerregens vor. Nehmen wir aber auch hier die obige Zeit an, so würde man sicher auf 200 mm kommen, denn am 15. fielen nach 7 Uhr morgens noch 39 mm Regen.

Um nun eine genauere Vorstellung davon zu geben, welche ungeheure Wassermassen in diesem Hauptniederschlagsherd im Vogtland bis zum 15. August früh niedergegangen sind, haben wir die Regenmengen in eine Karte eingetragen, die einzelnen Regenflächen ausgemessen und die auf sie entfallenden Wassermassen berechnet. Darnach fielen auf ein Gebiet von 209 qkm, eine Fläche, die etwa dem Dreifachen des gesamten Dresdner Stadtgebietes entspricht, mehr als 26 Millionen Kubikmeter oder Tonnen Wasser. Das ist mehr, als wenn die völlig gefüllten beiden Weißeritzalsperren Malter und Klingenberg ihren Gesamtinhalt (Fassungsraum 25 Millionen Kubikmeter) innerhalb etwa 18 Stunden auf die genannte Fläche ergossen hätten. Auf das kleine Gebiet von nur 3,2 qkm um Grünbach allein fiel mehr als 1/2 Million Kubikmeter Wasser herab. Dabei ist immer zu bedenken, daß der von 7 Uhr morgens bis zum Mittag des 15. August gefallene Regen gänzlich unberücksichtigt geblieben ist.

Seine größte Ergiebigkeit hatte der Regen in den Morgenstunden des 15. August, und zwar etwa zwischen 2 und 5 Uhr, aufzuweisen. Das ist um so auffälliger, als nachgewiesenermaßen im Binnenland die Regenergiebigkeit bei Dauerregen



Regenwetter auf Rittergut Ströben bei Völsau

gerade in den frühen Morgenstunden am geringsten zu sein pflegt. Die Aufzeichnungen der von den Städten Leipzig und Zwickau aufgestellten selbstschreibenden Regenmesser ergaben folgendes:

	Zeit der größten Ergiebigkeit d. Regens	Regenmengen in mm je Stunde je Min.
Leipzig, Karl Krause-Str.	1,30—4,05 Uhr	15,5 0,26
" Luttrischer Str.	1,40—2,55 "	16,0 0,27
Zwickau, Feuerwache	3,45—5,15 "	20,0 0,33

Es fielen also zur Zeit der größten Ergiebigkeit des Regens stündlich 15—20 mm, in der Minute rund 0,3 mm. Das sind Werte, die nur bei den ergiebigsten Landregen in Deutschland vorkommen.

Auch hier lassen wir noch einige Zeitungsberichte über die durch das Naturereignis angerichteten Schäden folgen. Die „Leipziger Neueste Nachrichten“ schreiben:

„Leipzig, 15. August. Der Dauerregen, der seit Donnerstag mittag über unsere Gegend niederging und in der Nacht zum Freitag wolkenbruchartigen Charakter annahm, hat auf der Eisenbahnstrecke nach Gaschwitz den Damm unterwühlt, so daß eine Senkung eingetreten war. Sie wurde dem am Freitag morgens die Stelle passierenden Güterzug 8071 zum Verhängnis. Während 2 Wagen aus den Gleisen gerissen wurden, stürzten 4 weitere Güterwagen über den zerstörten Damm hinab. Bei der Leipziger Feuerwehr liefen in der Nacht über 100 Meldungen von Wasserschäden ein. Erst im Laufe des freitags gewann man einen Überblick über die vielen Schäden, die der Regen durch Überschwemmungen in Kellern und Lageräumen verursacht hatte. In der Brüdergasse durchschlug ein

einstürzender Schornstein das Dach eines Hauses. Die meisten Wasserschäden hatten die Mitte und der Osten der Stadt.

Auerbach i. V., 15. August. Infolge wolkenbruchartigen Regens in der gestrigen Nacht und im Laufe des heutigen Tages ist im Gölschtal eine Wasserkatastrophe eingetreten, wie sie seit 21 Jahren nicht zu verzeichnen war. Das weite Wiesengelände zwischen Auerbach und Rodewisch bildet einen riesigen wogenden See. Die Brücke oberhalb der Meißelschen Fabrik in Elfeld wurde weggespült. Der im Sportpark und im Freibad in Rodewisch angerichtete Hochwasserschaden ist auf 1/4 Million Mark geschätzt.

Klingenthal, 15. August. Die Hauptwassermassen des hier niedergegangenen wolkenbruchartigen Regens traten in der 5. Morgenstunde auf, die Bewohner vollkommen überraschend. In der Morgendämmerung wurden ältere Leute und die Tiere in Sicherheit gebracht. Das Zwotal von oberhalb Klingenthal bis nach Graßlitz gleicht in seiner ganzen Breite einem reißenden Strom.“

Es liegt auf der Hand, daß dieser „große Regen“, der mitten in die Getreideernte fiel, in den von ihm betroffenen Gebieten schwere Schädigungen der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen zur Folge hatte. Namentlich wurde das noch auf dem Halme befindliche Getreide zusammengeschlagen und die Felder wurden verschlammt. Es lassen sich übrigens in Sachsen bestimmte Bezirke nachweisen, die von Unwettern besonders heimgesucht werden, und zwar sind dies folgende: Die Wurzenener Gegend, das Vogtland, das südöstlich Freiberg gelegene Gebiet, die Sächsische Schweiz und schließlich die Lausitz. Ohne Zweifel spielt hierbei die topographische Gestaltung des Geländes eine Hauptrolle.



Betrachtungen über die Wahl von Kartoffelsorten.

Von Professor Dr. Schellenberger in Meissen.

Das deutsche Volk kann die Kartoffel als Nahrungsmittel nicht entbehren. Die Kartoffel bildet eine wertvolle Ergänzung zum Brotgetreide; sie ist Bestandteil des „täglichen Brotes“ geworden. Ein Volk von ungefähr 60 Millionen Menschen bedarf, wenn es auf den Kopf der Bevölkerung und das Jahr 3 dz Kartoffeln rechnet, 18 Millionen Tonnen Kartoffeln. An Saatgut beanspruchen 2,8 Millionen Hektar Anbaufläche bei einer Aussaatmenge von 23 dz je 1 ha 6,5 Millionen Tonnen. Brennerei und Stärkefabrikation dürften höchstens $\frac{1}{2}$ Million Tonnen, die tierische Ernährung 2 Millionen Tonnen und der unvermeidliche Verlust 2,5 Millionen Tonnen in Anspruch nehmen, so daß sich ein Jahresergebnis von etwa 30 Millionen Tonnen Kartoffeln herausstellt. Diese Erntemenge ist oft genug ganz bedeutend überschritten worden; die Höchsternte vor dem Briege betrug 54 Millionen Tonnen. Im Jahre 1924 wurden 36,4 Millionen Tonnen geerntet. Oft ist aber auch eine hinreichende Ernte nicht erzielt worden. Die geringste Ernte brachte das Jahr 1916 mit nur 23 Millionen Tonnen. Es ist genügend bekannt, welche Not dem deutschen Volke daraus erwuchs. Man braucht nur den Namen Kohlrübe zu nennen, um jeden Städter an die Folgen der schlechten Kartoffelernte zu erinnern. Die deutsche Landwirtschaft muß daher dem Kartoffelbau ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden, wenn sie der hohen Aufgabe einer hinreichenden Volksernährung gerecht werden will.

Der Kartoffelbau hat mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Ein Heer von pflanzlichen und tierischen Feinden und die Ungunst der Witterung stellen sich dem Gelingen des Kartoffelbaues oft genug hinderlich in den Weg. Ganz besonders schädigend tritt ein unerklärlich rascher Abbau der Kartoffelsorten auf und macht das Streben des Landwirtes nach hohen, erfolgversprechenden Erträgen zunichte. Nimmt man hinzu die Rücksichtnahme des Kartoffelanbauers auf die Ansprüche des Kartoffelverzehrer hinsichtlich der Farbe, der Form, der Augenlage, der Haltbarkeit und des Geschmacks der Knollen, so hat der Landwirt dem Kartoffelbau ein nicht geringes Maß von Aufmerksamkeit zuzuwenden. In erster Linie muß er die für seinen Boden passenden Kartoffelsorten wählen, eine recht schwierige Aufgabe, zumal er sich einer nach Hunderten zählenden Fülle von Sorten gegenüber sieht. Einen gewissen Anhalt für die Sortenwahl findet der Landwirt aus den Erntergebnissen, die in den Betrieben mit regelmäßiger Saatenanerkennung gewonnen worden sind. Auf Grund dieser Erfahrungen sei im

folgenden eine Reihe von Kartoffelsorten beschrieben, die sich in Sachsen allgemeiner Verbreitung erfreuen. Die Sorten, die zur Saatenanerkennung kommen und bekanntgegeben werden, bedeuten bereits eine gewisse Auswahl der für sächsische Verhältnisse zweckmäßigsten. Vorausgeschickt sei aber noch, daß zwar der Kartoffelverzehrer weißschalige, gelb- und weißfleischige, längliche, flachäugige Kartoffeln bevorzugt, daß aber der Landwirt rote Sorten im Hinblick auf ihr Gedeihen bei Nässe und ihre gute Haltbarkeit nicht ganz außer Acht lassen darf.

Trotz auffallender Mannigfaltigkeit ähneln sich viele Sorten durchaus, so daß man sie in Typen oder Gruppen zusammenfassen kann, wenn sie innerhalb eines Types auch nicht immer gleichwertig sind.

I. Frühe Sorten.

I. Gruppe: Kaiserkrontypus: Ein dünner, danniederliegender Stengel, ein glattes, längliches Blatt, eine meist reiche, weiße Blüte und das Fehlen von Beerenfrüchten kennzeichnet diese Gruppe.

Kaiserkrone, eine Staudenauslese aus Early Puritan, eine allgemein beliebte, rundovale, etwas platte Knolle mit ziemlich flachen Augen, weißem Fleisch, weißer Blüte und schwach rotvioletttem Lichtkeim; sie gehört zu den frühreifenden und doch gut haltbaren Sorten. Hierzu gehören die Görsdorfer Lembles, Niederarnbacher und Trebitscher Kaiserkrone.

Thieles Früheste und Ruckuck sind krebsfeste Abkömmlinge der Kaiserkrone, beide plattrundoval, flachäugig und weißfleischig. Das Fleisch läuft auf der Schnittfläche braunrot an. Der Lichtkeim ist hellgrün.

Richters Zwickauer Frühe ist der Industrie ähnlich, gelbfleischig mit voller, runder, mitteltiefäugiger Knolle. Lichtkeim blauviolett. Sie ist eine der älteren Sorten.

Die Ersatz-Zwickauer Frühe ist ihr ähnlich, aber eine jüngere Züchtung.

2. Gruppe: Nierentypus: Staude mittelhoch, anfänglich aufrecht, erst später liegend, glattes, spitzulaufendes, in der Reife rollendes Blatt, blauviolette, nicht sehr reiche Blüte, keine Beeren.

Görsdorfer Königsniere, Staudenauslese aus Findlays Royal Kidney, langovale, etwas platte Knolle mit schwachrotvioletten Flecken, flachen Augen und weißem Fleisch. Eine Staudenauslese aus ihr ist die Klädner Allerfrüheste Juliniere.

Paulsens Juli und die aus ihr hervorgegangene Lembkes frühe Niere haben eine niereenförmige, volle weiße aber gelbfleischige Knolle mit flachen Augen. Lichtkeim blauviolett. Krebsfest. Auch die Ebstorfer Juli-Perle und Thieles Kaiseriniere sind Krebsfest.

Nierenähnlichen Typ hat auch v. Kamekes Goldball, hervorgegangen aus der Zwickauer Frühen, gekennzeichnet durch das breit eiförmige Blatt mit kurzer Spitze, die blauweiße Blüte, eine runde, volle, weiße, flachäugige, gelbfleischige Knolle mit blauviolettem Lichtkeim.

II. Mittelfrühe Sorten.

1. Gruppe: Ella-Typus: Nicht sehr hohe, aufrechte Staude mit reingrünen, dünnen Stengeln, breit eiförmigen, gerippten, hellgrünen Blättern und weißen, sehr reichen Blüten.

Böhms Heimat, eine Industrie-Kreuzung, langknollig, birnenförmig, weißschalig und weißfleischig mit flachen Augen. Lichtkeim hellgrün.

Richters Fürstenkrone, eine seit 20 Jahren beliebte langovale, weißfleischige und weißschalige und flachäugige Kartoffel, die einen rotvioletten Lichtkeim hervorbringt.

Richters Regent ist eine Kreuzung von Fürstenkrone und der Zwickauer Frühen. Die Knolle hat den rundlichen Imperator-Typ, ist also rundoval, weißschalig und weißfleischig und hat mitteltiefe Augen. Lichtkeim blauviolett.

Richters Prinzess, ebenfalls eine Kreuzung der Zwickauer Frühen, ist der Industrie ähnlich, daher schwach gelbfleischig, sonst rundoval und flachäugig.

Thieles Weiße Riesen, eine Kreuzung von Up to date mit Ruckuck, hat Imperator-Typ, ist rundoval, weißschalig und weißfleischig und rauh. Lichtkeim hellgrün.

2. Gruppe: Primel-Typus: Buschige, aufrechte Staude mit schwach rotbraunem Stengel, breit eiförmigem Blatt, das kleine Spitze und rotbräunliche Mittelrippe besitzt. Reiche, weiße Blüte.

Cimbals Primel, Iris und Kupferhaut entstammen der Ersten von Frömsdorf, sind blasrot, rundoval, flachäugig und weißfleischig. Ihr Lichtkeim ist rotviolett. Eine Staudenauslese aus der Cimbals Primel ist die Görsdorfer Primel.

Karz von Kameke, eine rundovale, schwach rote, flachäugige und weißfleischige Knolle mit roten Flecken. Lichtkeim rotviolett.

Zu den mittelfrühen Sorten müssen wir auch die beliebte Blaue vom Odenwald rechnen, eine runde, tiefäugige, blauviolette Knolle von gelbem Fleisch und mit blauviolettem Lichtkeim.

III. Mittelspäte Sorten.

1. Gruppe: Industrie-Typus: Kennzeichen dieser Gruppe sind eine hohe, aufrechte Staude, ein in der Jugend fast reingrüner später rotbraun anlaufender Stengel, matt dunkelgrüne Blätter, oft mit Verwachsungen, an der Stengelspitze gehäuft. Die Blüte ist klein, hellblauviolett oder weiß, nicht reich und bringt keine Beeren.

Modrows Industrie, seit 1900 im Handel, ist wohl der älteste Vertreter dieses Typus. Das gelbe Fleisch der runden, ziemlich vollen, weißschaligen, mitteltiefäugigen Knolle macht sie äußerst beliebt. Ihr Lichtkeim ist blauviolett.

Die Ebstorfer Industrieperle, die Friedrichswerther Industrie-Krone, die Görsdorfer Industrie, Lembkes Industrie sind Staudenauslesen aus Modrows Industrie. Der Industriotyp eignet sich ganz besonders für die bündigen Böden. Gelbfleischige Kartoffeln gewinnen immer mehr an Bedeutung, weil sich ihnen der Verbraucher mehr und mehr zuwendet.

2. Gruppe: Up to date-Typus: Die Staude ist nicht sehr hoch, der Stengel kurz, kräftig, aufrecht, grün, schwach rotbraun angelaufen, die hellrotviolette Blüte langstielig und reich.

Die alte Up to date Findlays, eine langovale, ziemlich platte, weiße, flachäugige, weißfleischige Knolle mit rotviolettem Lichtkeim war lange Zeit eine besonders in den leichten und trockenen Böden äußerst beliebte Kartoffel. An ihre Stelle sind infolge sorgfältiger Staudenauslese die Ebstorfer Heide-Perle, die Görsdorfer Up to date und Lembkes Auf der Höhe getreten; auch die Niederarnbacher Dr. von Schrank gehört hierher.

3. Gruppe: Imperator-Typus: Eine hohe, aufrechte Staude mit einem etwas rot angelaufenen Stengel, ein breites, starkgeripptes Blatt und eine kleine, hellblauviolette Blüte kennzeichnen den Imperator-Typ. Ohne Beerenansatz. Lichtkeim blauviolett.

Richters Imperator, seit 1875 im Handel, eine rundovale, volle, weiße, weißfleischige, mitteltiefäugige Knolle, ist eine Weltkartoffel von höchstem Ruf gewesen, die Jahrzehnte hindurch ausgehalten hat. Seine rundovale Juwel ist ihr ähnlich. Eine Imperatorkreuzung Richters ist Prof. Maercker, eine seit 1892 angebaute, neuerdings als Krebsfest erkannte Sorte mit runden, vollen Knollen, die zuweilen breiter als lang sind, weißes Fleisch und Kronenaugen mit blauviolettem Anflug besitzen. Auch Richters Weiße Riesen, eine sich mehr und mehr einbürgernde volle, runde, tiefäugige und weißfleischige Sorte hat den Imperator-Typ. Sie ist eine Kreuzung der Fürstenkrone und gilt als ziemlich Krebsfest.

4. Gruppe: Jubel-Typus: Der Stengel ist reingrün oder schwach rotbraun, das Blatt etwas eiförmig und die Blüte rotviolett.

Richters Jubel, eine seit 1908 bekannte, Krebsfeste Sorte mit langovaler, voller, weißer, flachäugiger, weißfleischiger Knolle, die einen rotvioletten Lichtkeim hervorbringt, zeichnet sich besonders durch ihre Schorf widerstandsfähigkeit aus. Sie blüht reich und setzt nur wenig Beeren an. Aus ihr sind viele neuere Sorten hervorgegangen, z. B. die jetzt noch gut aushaltende Deodara von Kameke, deren rundovale, etwas platte, weißfleischige Knolle den Imperator-Typ hat und die zu den besten heutigen Sorten zählt. Ferner die ihr ähnliche, aber in der Knolle etwas längere Parnassia, die zu den Krebsfesten Sorten gehört. Pirola, eine rundovale, volle, tiefäugige und weißfleischige Züchtung, die Krebsfeste Pepo, eine langovale, etwas platte, weiße, flachäugige und weißfleischige Knolle des Up to date-Typs, alles Züchtungen von Kameke. Auch die Magnum bonum-ähnliche Gratiola mit ihrem länglichen Knollentyp, die Marshall Hindenburg, in der Knolle die längliche Up to date-Form besitzend, sind weitverbreitete weißfleischige Sorten von Kameke. Als Krebsfest gilt auch von Kamekes Arnika, die die rundliche Maerckerform der Knolle aufweist.

Dem Jubeltypus gehört auch von Kamekes rote Fentifolia an, eine Kartoffel, die in ihrer Knolle der Wohltmann ähnlich und ein ausgezeichnetes Ersatz der alten Wohltmann ist. Ihre Haltbarkeit und Gesundheit, selbst in nassem, schwerem Boden, stellen sie unter den roten Kartoffelsorten an die erste Stelle.

Zu den mittelspäten Sorten ist endlich von Kamekes Tuno, eine runde, volle, oft blauviolett getönte, flachäugige, weißfleischige Knolle von der Form Maerckers, zu rechnen, die zu den ertragreichsten Wirtschaftskartoffeln gehört.

IV. Späte Sorten.

Die späten Sorten haben nicht die Bedeutung der mittelspäten. Im Gebirge und dort, wo man Wintergetreide nach Kartoffeln bringen will, räumen sie das Feld nicht immer zeitig genug. Indes liefern sie meist hohe Knollenerträge.

1. Gruppe: Silesia-Typus: Am weitesten verbreitet ist wohl Erfolg von Böhmen mit ihren geraden, aufrechten, fast reingrünen Stengeln, dem breit eiförmigen, matt dunkelgrünen Blatt mit kleiner Spitze, der weißzipfeligen, rotvioletten Blüte, die zu Beeren ausreift, und der runden, vollen, flachäugigen und schwach gelbfleischigen Knolle, deren Lichtkeim rotviolette Färbung hat.

Böhms Zeitgeist ist eine rötliche, weißfleischige, späte Sorte des Wohltmann-Typs.

2. Gruppe: Beseler-Typus: Die Blüte ist weiß, das Blatt rundoval mit kleiner Spitze.

Von Kamekes Beseler, eine Jubelkreuzung, gilt als Krebsfest. Sie hat in ihrer Knolle die Imperatorform, ist also rundoval, voll, weiß, mitteltiefäugig, weißfleischig. Ihr Lichtkeim ist rotviolett.

3. Gruppe: Belladonna-Typus: Genannt sei hier nur die nicht zu häufig anzutreffende Belladonna von Kamekes, eine Jubelkreuzung, mit später rotbraun anlaufendem Stengel, spitz eiförmigem Blatt, dessen Mittelrippe später rotbraun wird, dunkelblauvioletter, weißzipfeliger Blüte und einer vollen, runden, weißen, flachäugigen, weißfleischigen Knolle. Ihr Lichtkeim ist blauviolett.

4. Gruppe: Wohltmann-Typus: Ihr hoher, aufrechter, stark rotbraun anlaufender Stengel, ihr schmales bis breit eiförmiges, rollendes Blatt sind bekannte Kennzeichen.

Zu der schmalblättrigen Form gehört die in Sachsen gern gebaute Trebitscher Ertragsreichste, eine rote Staudenauslese aus einer 1906 aus Rußland bezogenen Sorte, und die Thielefchen roten Sorten Graf Dohna, Weddigen und Geheimrat Appel, Abkömmlinge der in Norddeutschland früher beliebten Daber.

Breitblättrig sind Cimbals Prof. Wohltmann, eine rotchalige, aber weißfleischige Knolle, Cimbals Prof. Gerlach, eine jetzt noch gern gebaute, langovale, rote, flachäugige, weißfleischige Sorte, von Kamekes Lotos, eine rundovale, schwach rote, weißfleischige, rotgemaserte Kartoffel, und von Kamekes Mirabilis, eine rundovale, weinrote, flachäugige, weißfleischige Sorte von vortrefflicher Haltbarkeit.



Morgen auf dem Acker.

Sei mir gegrüßt, du frischer Morgen,
 Der mir der Arbeit Segen bringt!
 Ein Schatz ruht dir im Schoß verborgen,
 Den sich so Mancher nie erringt.
 Das Gold der klaren Herrgottsfrühe
 Schlürf' ich in vollen Zügen ein;
 Leis legt sich auf den Pfad der Mühe
 Des Glückes wunderbarer Schein.

Die erste Lerche hör' ich steigen;
 Dem Lied lauscht zitternd Salm und Blatt.
 Fern träumt der Wald, sein Lied heißt Schweigen,
 Das stets mein Herz gefangen hat.
 Ich grüße dich, du klarer Morgen,
 Der mir der Scholle Frieden beut!
 Der wird sich keine Krone borgen,
 Der sich der Gunst der Stille freut.

H. Suggenberger.



Dorf und ehemaliges Kammergut Zadel.

So oft ich das stattliche Pfeiffer'sche Gut in Zadel über seinem verlassenen Steinbruch an der Elbe vom Dampfschiff oder von den linkselbischen Höhen aus sah, sagte ich bei mir: „Das muß mal in den Kalender!“ Ich hätte aber nicht gedacht, daß ich es schon für den 1926er Kalender einfangen würde. Es kam so: Ich hatte, um etwas über die Anfänge landwirtschaftlichen Schulwesens im ehemaligen Königreich Sachsen zu erfahren, die ersten Jahrgänge der „Landwirtschaftlichen Zeitschrift“ durchstudieren müssen. Gleich im 1845er, d. h. dem ersten Jahrgange dieser Zeitschrift, die damals „vom landwirtschaftlichen Hauptverein für das Königreich Sachsen in Gemeinschaft mit der Ökonomischen Gesellschaft zu Dresden und der Leipziger ökonomischen Societät“ herausgegeben wurde, stieß ich auf einen Aufsatz über das jetzt Pfeiffer'sche Gut, der mich aufs Höchste fesselte. Er ist von dem damaligen Besitzer dieses Anwesens, einem Herrn Palm, geschrieben. Dieser Aufsatz bietet für die Geschichte unserer heimischen Landwirtschaft so viel des Interessanten, daß es mich keine Papier- und Arbeitsverschwendung dünkt, ihn nach 80 Jahren nochmals drucken zu lassen. Seine Lektüre wird befriedigen, weil sie zeigt, welche gewaltige Fortschritte die Landwirtschaft in den letzten acht Jahrzehnten gemacht hat; sie wird aber auch trösten, weil nicht bloß zwischen den Zeilen zu erkennen ist, daß auch damals die Ausübung der Landwirtschaft kein ungetrübtes Vergnügen gewesen

ist. Sie wird anspornend wirken: dem Fortschritt, dem sich die Altvorderen hingaben, können wir Jungen uns erst recht weihen, nachdem uns Wissenschaft und Technik damals noch ungeahnte Möglichkeiten an die Hand geliefert haben.

Das Auffinden des Palm'schen Aufsatzes allein hätte aber seine Wiedergeburt im heurigen Bauernkalender noch nicht zur Folge gehabt. Es kam noch der glückliche Zufall hinzu, daß gerade an den in Frage kommenden Tagen der Maler Alfred Wessner-Collenbey bei mir weilte, um mit mir den weiteren Arbeitsplan für den Kalender und eine neue, damit zusammenhängende Studienreise zu besprechen. Es wurde also ein schöner Maiensonnentag zum Besuche von Zadel mit Bleistift und Skizzenbuch herausgeschunden. Herr Pfeiffer, bei dem angefragt wurde, hatte nicht nur „keine Bedenken“, wie man im Amtsstil sagen würde, sondern hieß uns samt zwei jungen Trabanten freundlichst willkommen.

Wir stöberten nach Herzenslust in der näheren Umgebung des Gutes herum: namentlich die Lehne nach dem Steinbruchrande hin mit ihren ehemaligen Weinbergsmauern, die jetzt Felder und Obstgärten unnötig eingrenzen, bot mit ihrer Baum- und Strauchumgebung, mit allerhand selteneren Pflanzen und mit einer kleinen Pforte des Malerischen verlockend viel.

Im Gutshof selbst umsäumen einen Tümpel fürs Wasser-geflügel der Hausfrau acht dickstämmige Rosskastanien, zu einem so engen Kreise gestellt, daß die ganze Gruppe zu einer Einheit verschmilzt. Unser Wessner-Collenbey war nicht der erste, den dieser Baumtempel zu künstlerischer Verarbeitung lockte: im guten Zimmer des Gutswohnhauses hängt ein Ölbild, das diese acht Bastanien zeigt und den Meißner Maler Rudolf Treuter zum Schöpfer hat, der ja den Kalenderfreunden vom 2. Jahrgang her nicht unbekannt ist.

Wie das so oft geht, wenn man sich mit einer Sache beschäftigt: man wird auf Weiteres geleitet. So war es hier; wir statteten dem sogenannten Götzenbild im Turm der nahen Kirche einen Besuch ab. Wessner-Collenbey war in seinem Leben noch nie in Jadel gewesen. Dieses steinerne Hockemännchen mit den fliegigen Froschaugen, dem breiten Maule und der übrigen, merkwürdig rohen Grimasse kam ihm aber bekannt vor. Solch ein ähnliches Gebilde hatte er, der Weitergeiste, schon irgendwo einmal gezeichnet. Richtig! Jetzt hatte er's: ein als Saingott an der Neuenburg bei Freyburg an der Unstrut benanntes Steinbild ähnelt dem Jadeler Götzen, und der als Saalaffe (wohl Saalalf, Saalelf = Saaledämon) früher in einem Saalebrückenbogen zu Halle eingelassene Kopf gleicht auffallend dem Kopf des Jadeler Kerls. Was die Gelehrten zu dem sogenannten Götzenbild von Jadel sagen, weiß ich leider nicht.

Dafür weiß der frühere Pfarrer von Jadel, Winkler, der jetzt in Dresden amtiert, allerhand von der Kirche und von dem Dorf zu erzählen. Er mag mir verzeihen, wenn ich, ohne erst lange zu fragen, als Ergänzung zum Palmfchen Bericht das abdrucken lasse, was er davon vor etwa 20 Jahren in einem Heft der „Neuen Sächsischen Kirchengalerie“ so anschaulich erzählt hat. Geradezu köstlich finde ich in seiner Schilderung die Stelle, wo berichtet wird, mit welcher Beharrlichkeit sich einst die Jadeler ihre zum Kirchenneubau gesammelten Kollektengelder und wertvolles Kirchengesetz stehlen ließen.

Doch lassen wir nunmehr endlich den Landwirt und dann den Pfarrer selbst zu Worte kommen:

I.

(Gedruckt in der Rechtschreibung der damaligen Zeit.)

Bei der im Jahre 1834 vom Staatsfiscus vorgenommenen parcellenweisen Veräußerung des damaligen Kammergutes Jadel ward ein besonderes Gut, unter dem Namen des Hauptgutes, welches die Qualität eines Bauerngutes erhielt, gebildet, und bestand dasselbe überhaupt in 81 Acker 219 Quadratrußen, nämlich:

— Acker	289	QR.	Gebäude und Hofraum,
29	"	52	" Feld,
19	"	232	" Weinberg mit Gräserei,
2	"	192	" Grasgarten mit Obstbäumen,
9	"	19	" Elbwiese,
16	"	262	" Lehden,
1	"	155	" Elbarm,
1	"	218	" Wasserloch mit Grasrand.

Hierauf wurden an Grundsteuer gelegt:

233³/₈ vollgangbare Schocke und
20 gültige Groschen 7³/₈ Pfennige zum einfachen Quatember.

In der Übergabe am 1. Juli 1834 wurde an lebendem Inventar mit übergeben:

4 Jugoehsen,
1 Bulle,
6 Kühe,
2 zweijährige Kalben,
4 St. Jungvieh,
200 St. Schaafvieh aller Sorten, incl. 40 Lämmer.

Schon beim Kauf dieses Grundstücks war es mein Plan, den bis zur Übergabe durch 28 Frohnwinzer bearbeiteten Weinberg, welcher durchgehends in bestem Getreideboden bestand, sogleich nach der im Herbst gehaltenen Weinlese, größtentheils auszuhacken und als Feld zu benutzen.

Nachdem im Herbst 1834 diese Arbeit noch geschehen, im Frühjahr 1835 die alten Weinbergsmauern, welche nebst Bäumen und Sträuchern nun mitten in der Feldflur als unnütz und Schaden bringend dastanden, entfernt, ein ganz neues Gehöft in freundlicher Lage während der Jahre 1835 und 1836

aufgeführt worden, ich auch noch ein Stück Feld gekauft, ein anderes umgetauscht, das Wasserloch zu einer ausgezeichneten Wiese, wengleich unter bedeutenden Kosten, umgewandelt, so ergab sich nach der letzten Landesvermessung nun ein Arealbestand von 80 Acker 142 QR., nämlich:

1 Acker	91	QR.	Gebäude und Hofraum,
43	"	173	" Feld,
11	"	145	" Wiese,
18	"	146	" Hutung (Lehde),
3	"	232	" Weinberg und Garten,
1	"	155	" Elbarm.

Nach der Bonitierung gehören die Felder unter Classe 2. 2 × 4. 4. 4 × 7, kleine unbedeutende Flächen des früheren Weinbergs unter die Feldclassen 3. 6. 6 × 9. Die Wiesenfläche ist in der 3. Classe angenommen, nur eine Kleinigkeit in der 7. Hutung unter Classe 12 und 10.

Die Gesamt-Steuereinheiten meines ganzen Besitzes zählen 1828,68.

Die Jahre 1835 und 1836 mit Baulichkeiten anhaltend beschäftigt, begnügte ich mich, meinen Feldern einen möglichst reichlichen Strohertrag abzugewinnen, der Körnerertrag war für einige Jahre mehr Nebensache, da ich für das aus dem ausgehackten Weinberg gewonnene Feld, welches sehr kraftlos und ohne Kultur, eine bedeutende Masse Dünger gebrauchte. Ich erreichte durch bedeutenden Strohgewinn, vieles Wiesenfutter, Mitankwendung von Kalk den nötigen Dünger, um in einigen Jahren das Feld durchaus stark düngen zu können, auch kam es mir sehr zu Statten, daß meine Wiese, an der Elbe gelegen, vom Winterwasser durchschnittlich alle 2 Jahre überschwemmt, keiner weiteren Düngkraft bedurfte.

Ein dreierartiges Feldsystem hatte auch ich, als hier landüblich, eingeführt, doch wollte mir solches nicht gefallen, da ich früher im Mittelgebirge gepachtet, dort der freien Wechselwirthschaft angehangen, mir nun für hiesige Bodenklasse und Klima die Dreifelderwirthschaft nicht geeignet erschien, zumal meine Felder in einer Flur lagen, und mich bei einem anderen Feldsysteme keine Beschränkungen trafen.

Wenn ich auch bei meiner starken Einsaat, im Weizen pro Acker 1¹/₄ Scheffel, im Roggen 1¹/₂ Scheffel, in der Gerste 1¹/₂ Scheffel, im Hafer 2 Scheffel, hauptsächlich auf Strohgewinn Rücksicht nehmend, vom Weizen das 11., vom Roggen das 10., vom Hafer das 9. Ertragskorn nach der Aussaat reichlich erbaute, so waren doch die Körner mehr flach als vollkommen, auch der Ertrag im Verhältnisse zur Feldgüte und jetzigen Bodenkraft meinen Anforderungen nicht mehr entsprechend.

Durch dünnere Saat hätte ich dem Lagern des Getreides schon etwas vorbeugen können, es schien mir aber auch nicht vortheilhaft, den Weizen in frisch gedüngtem Lande, die Gerste in Weizen- oder Roggenstoppel, den Klee in ausgetragenen Feld zu säen, und ich entschloß mich im Jahre 1838, eine Fruchtwechselwirthschaft einzuführen, wobei ich mir zum Grundsatz machte, nur zu solchen Früchten tüchtig zu düngen, bei welchen kein Lagern zu befürchten ist, auch möglichst Halm- und Blattfrüchte abwechseln zu lassen und jährlich immer etwas tiefer zu ackern.

Die von mir seit 1838 eingeführte Fruchtwechselwirthschaft ist zehnartig und folgende:

1. Jahr ²/₃ gedüngte Wicken, ¹/₃ gedüngte Kartoffeln, 24 Fuder Dünger pro Acker, a Fuder mindestens zu 25 Centner. Wenn die Wicken in voller Blüthe stehen und beginnen Schoten anzusetzen, werden dieselben gehauen und zu Heu gemacht, wenn solches eingebracht, das Feld nach Befinden 1 oder 2 mal gehackt und nun zum

2. Jahre Raps mit der Drillmaschine gesät. Im Herbst wird derselbe wenigstens 1 mal, wenn es die Witterung aber irgend erlaubt, 2 mal, und im nächsten Frühjahr zum dritten Male angefahren.

Bei meinem Verhältnisse von Wiese zu Feld bedarf ich des im 1. Jahre erbauten Wickheues eigentlich nicht, wählte daher früher als Vorfrucht zum Raps Staudenkorn in starkem Dünger, welches sich nur bei vieler Masse lagerte, mir auch eine bedeutende Masse Stroh, so wie hübsche Körner gab. Während 4 Jahren säete ich nun den Raps gedrillt in diese Kornstoppel, hatte hiervon 2 Jahre sehr gute Ernten, 2 Jahre ging aber der Raps sehr schlecht oder gar nicht auf, weil durch das mehrmalige Umarbeiten der Kornstoppel in der Erntezeit, um den Boden zur



Zur Hofe des span. Kammergrill Jordel u. d. Ulla
(Jahrg. Peter's Schiffer'sches Jnl.)

Aufnahme des Rapses tüchtig zu lockern und klar zu machen, die wenige, zu dieser Zeit im Boden sich befindende Feuchtigkeit entwich, der Raps also zu sehr ausgetrocknetes Feld vorfand, um schnell keimen, wachsen und zum Winter sich kräftigen zu können. Aus diesem Grunde nun nehme ich von 1845 an Wicken als Vorfrucht. Der Kartoffelacker wird im 2. Jahre mit Sommerrüben besäet, und nachdem abgeerntet, diese Stoppel sowie die des Rapses tief gehakt, später gut zusammengeeggt, dann das Land zur Saat geackert, und nachdem dieser Saatacker sich wenigstens 14 Tage gesetzt, als:

3. Jahre mit Weiß-Weizen, $\frac{3}{4}$ Scheffel pro Acker besäet. Spät im November wird die Weizenstoppel tief gestürzt und im

4. Jahre mit Erbsen angesäet, pro Acker wenigstens $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$ Scheffel, damit solche eine dichte Decke bilden, auch feines Futterstroh liefern. Der vorjährige Sturzacker wird mit eisernen Eggen tüchtig zusammengeeggt, die Erbsen aufgesäet, mit dem Erstirpator tief eingebracht, selbe dann mit 1 Eggenstrich aufgeeggt und hierauf sogleich gewalzt. Die Erbsenstoppel wird tief gehakt, in dieser Furche rauh liegen gelassen, bis kurz vor der Saatfurche das Eggen erfolgt, dann wenigstens 14 Tage vor der Einsaat geackert und gewöhnlich 8 Tage nach Michaelis zum

5. Jahre mit Roggen eingesäet, pro Acker 1 bis $1\frac{1}{2}$ Scheffel. Nachdem die Herbstsaat und Kartoffelernte beendet, wird diese Roggenstoppel mit 24 Fuder Dünger pro Acker befahren, und der Dünger sofort ziemlich tief untergeackert. Der siebente Theil dieser Art wird rechtzeitig gedüngt, sogleich geackert und sehr dicht mit Roggen besäet, damit hiervon, noch ehe der Klee im Frühjahr gehauen werden kann, ein zeitiges, dicht beständenes Grünfutter zu entnehmen ist. Sobald dieses Futter verthan, wird die junge Stoppel mit Jauche reichlich befahren, das Feld gehakt und zum Bepflanzen mit Kraut, Runkeln und Kohlrüben vorgerichtet. Die übrigen $\frac{6}{7}$ dieser Art werden im Frühjahr geeggt, dann tief gehakt und, sobald es zweckmäßig erscheint,

zum 6. Jahre mit Kartoffeln, ganzen von mittlerer Größe, belegt. Die nun folgende Bearbeitung der Kartoffeln geschieht mit der Egge, der Furchenegge und dem Häufelpfluge, welchen Herr Dr. Schweiger in dem 1. Hefte der Zeitschrift des Hauptvereins mit Recht so sehr empfiehlt. Nur in Jahren der größten Futternoth, wie 1842, wird bei mir das Kartoffelkraut grün abgeschnitten und dem Viehe als Futter gereicht, gewöhnlich wird es erst als abgestorben, wenn die Kartoffeln geerntet werden, aufgezogen, auf den jungen Klee breit gestreut und im folgenden Frühjahr zur Einstreu verwandt. Ich bin der Meinung, daß die Kartoffeln, beim Abschneiden des Krautes, so lange solches noch grün, in der Ausbildung und vollkommenen Reife Schaden leiden. (Da ich nun zum Betriebe meiner landwirthschaftlichen

Brennerei die nötigen Kartoffeln für 5 Monat Brennzeit, so wie zur Wirthschaft und Samen auf $\frac{6}{7}$ dieser Art nicht hinlänglich gewinnen kann, so wird, wie bereits unter Art. 1 angegeben, ein Teil der Wickenart noch zum Kartoffelbau benutzt.) Nachdem die Kartoffeln und Rüben aufgefahren und abgelesen, wird der Acker im Herbst nochmals tief gehakt, und wenn durch die Winterfeuchtigkeit der lockere Acker nicht zu sehr zusammengeschwemmt und derb geworden, derselbe im Frühjahr nur mit eisernen Eggen tüchtig geeggt, sonst aber im März nochmals gehakt und dann das

7. Jahre mit Jerusalemgerste, 1 Scheffel pro Acker besäet. Die Gerste wird mit dem Erstirpator etwas tief untergebracht und nur mit 1 Eggenstrich aufgeeggt, worauf teils grüner, teils roter Kleesamen eingestreut, derselbe mit 1 Eggenstrich eingekragt und dann niedergewalzt wird. Früher säete ich Chevalliergerste, mit deren Ertrag ich auch sehr zufrieden war, welche aber zu weich im Stroh in dem kräftigen Kartoffelacker sich leicht lagert und dann den jungen Klee erstickt. Die Jerusalemgerste lagert sich nur bei anhaltender Nässe und schweren Gewitterregen und dann noch nicht fest auf den Boden, sondern vermöge ihres starken Stalmes liegt sie auch dann noch hohl und läßt dem jungen Klee Raum und Licht zum Fortwachsen. Der nun im

8. Jahre als Kleebrache zu benutzende, junge Klee wird im Herbst des 7. Jahres, soweit es die Jauchenvorräthe erlauben, mit diesem Düngemittel überfahren, im folgenden Frühjahr hiermit fortgefahren, und wenn die Jauchenvorräthe erschöpft, die noch ungedüngt verbleibende Fläche des Klees mit Braun- oder Steinkohlenasche, Guano oder dergleichen überstreut. Nachdem nun diese Kleebrache höchstens bis Mitte September zu 2 Kleeschnitten und späterer Schaafbutung benutzt worden, wird dieselbe zur Saat tief geackert, wonach dieser Acker, wenn er nach 14 Tagen oder 3 Wochen sich gesetzt zum

9. Jahre mit Roggen auf die 1. Furche pro Acker mit 1 Scheffel Samen bestellt wird. Da es mir bei dem wenigen Felde nur an Land zum Möhrenbau fehlt, ich die Möhre als Futter aber sehr schätze, so will ich in diesem Frühjahr den Versuch machen und einen Theil dieser Roggenfaat noch mit Möhrensamen besäen, derhalben mit 1 Paar Eggestrichen einkragen, wenn der Roggen geerntet, die jungen Möhren bei passender Witterung mit Jauche überdüngen und dann mit der Hacke das Erdreich etwas aufllockern lassen. Gleich nachdem der Roggen eingeerntet, wird ein Teil dieses Feldes mit Herbstgemenge und Stoppelrüben besäet, und hierauf im Spätherbst diese Art tief geackert und im

10. Jahre zu Riesenhafer (Kamtschatkahafer) benutzt. Der Sturzacker wird im Frühjahr mit eisernen Eggen tüchtig geeggt, dann pro Acker $1\frac{1}{2}$ Scheffel Hafer gesäet, derselbe mit dem Erstirpator eingebracht, mit 1 Strich aufgeeggt und gewalzt.

Dies wäre nun mein Jehnfeldersystem, welches mir seit 1840 sehr zufriedenstellenden Ertrag gewährt.

Ich erlaube mir, nur noch einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Alle Früchte werden zeitig gehauen, die vollständige Reife nicht abgewartet. Alle Salmfrüchte werden gepuppt, doch ohne Saube, und hierin die Nachreife während 10 bis 14 Tagen erwartet.

Das Eggen der Sturzäcker im Frühjahr, welches in hiesiger Gegend leider gar nicht gebräuchlich, finde ich darum sehr nothwendig, weil durch das Auflockern der im Winter festgewordenen Oberfläche die Frühjahrswärme viel besser und schneller eindringen kann, dadurch nun auch eine zeitigere und bessere Saatebestellung möglich wird, zumal Früchte wie Jerusalemgerste, Riesenhafer, Kartoffeln von Mitte April an in Bodenklasse 2 x 4 am zweckmäßigsten einzubringen sein möchten. So dicht, wie ich bei Einrichtung der Dreifelderwirthschaft säete, so dünn säe ich jetzt und habe nun seit 1840 in den verschiedenen Früchten folgenden Körnerertrag nach der Aussaat gehabt:

im Weizen	1840 das 28. Korn
	1841 " 16. "
	1842 " 20. "
	1843 " 21. "
im Roggen	1840 " 24. "
	1841 " 15. "
	1842 " 14. "
	1843 " 18. "
in Chevaliergerste	1840 " 18. "
	1841 " 19. "
	1842 " 12. "
	1843 " 20. "

Von Erbsen hatte ich bei meiner starken Einsaat noch nicht über das 8., durchschnittlich nur das 6. Ertragskorn, nach der Aussaat erhalten.

Das Stroh des Riesenhafers, wenn gleich es stärker ist wie Weizenstroh, wird von den Schaafen dennoch lieber gefressen wie solches von Grau- oder Maihafer, und zeigte sich, daß von dem Riesenhafer, welcher mit der Maschine gedroschen, die Schaaf das Stroh ganz rein auffraßen, während solche, wenn derselbe mit der Hand gedroschen, einige grobe Stengel zurückließen.

Der jetzige Viehstand umfaßt

- 4 Pferde, incl. 2 Kutschpferde, welche letztere nur dann mit im Acker gehen, wenn sie längere Zeit zum Wegfahren nicht gebraucht worden.
- 25 Stück Rindvieh incl. Zugochsen, Winzerkühe und Jungvieh.
- 180 bis 200 Stück Schaaf aller Sorten.
- 7 bis 8 Schweine.

Die gewöhnliche Ackerfurche wird jetzt 8 bis 9 Zoll tief gehalten, ich hoffe aber, in einigen Jahren 12 Zoll tiefe, kräftig gedüngte Ackerfurche zu erlangen.

Von Ackerwerkzeugen gebrauche ich hauptsächlich den Ruchadlo so wie den Anebelhaken, gelegentlich an steilen Berghängen des früheren Weinberges den Wenderuchadlo. Zum Eggen werden die gewöhnlichen eisernen und hölzernen Eggen, zum Walzen die gewöhnliche Walze angewandt.

Zur Vorarbeit beim Ansäen eines neuen Luzerner-Feldes wird in diesem Frühjahr der Untergrundpflug benutzt.

An Dienstleuten werden für die Wirthschaft gehalten:

- 1 Schirrmeister oder Großknecht,
- 1 Mittelnknecht,
- 1 Schaafknecht,
- 1 Winzer mit Familie,
- 3 Viehmägde,
- 1 Hausmagd.

In der Heu- oder Grummeternte werden noch einige Tage Männer zum Grashauen gehalten, auch werden für die Getreidernte noch 2 Ernteknechte und 2 Erntemägde auf 4 Wochen angenommen.

Mit diesen wenigen Dienstleuten bin ich nun nicht im Stande, mein sämtliches Getreide während der Winterzeit mit der Hand auszudreschen, ganz abgeneigt bin ich aber auch den Scheffeldreschern, ich ließ daher eine Dreschmaschine aufstellen, vermöge welcher ich nun mit meinen 7 Dienstleuten und 4 Ochsenkräften das sämtliche geerntete Getreide in ganz kurzer Zeit auszudreschen kann.

Gegen 50 Schock Obstbäume, welche jährlich im Spätherbst umhackt und teilweise gedüngt, im Frühjahr ausgepugt, eingräumt und geraupft werden, verlangen einen bedeutenden Zeit- und Arbeitsaufwand. Bevor ich nun die Dreschmaschine hatte, mußte ich diese Arbeiten durch Tagelöhner ausführen lassen, doch jetzt gewinne ich durch Anwendung der Maschine so viel Zeit, daß meine Leute diese Verrichtungen bequem mit ausführen können.

Man ist hier noch vielseitig gegen allgemeinere Einführung der Dreschmaschinen und zwar aus folgenden Gründen:

1. weil man glaubt, den jetzigen Scheffeldreschern den Verdienst zu nehmen; hierauf erwidere ich, es können die jetzigen Scheffeldrescher mit der Maschine ja auch nach dem Scheffel dreschen;

2. bildet man sich ein, die Leute, denen man in größeren Wirthschaften als Tagelöhner das ganze Jahr hindurch Arbeit gibt, wenn so schnell ausgedroschen wird, nicht mehr hinlänglich beschäftigen zu können. Dieser Grund hat nun auch gar keinen Halt, denn Verbesserungen sind in jeder Wirthschaft, auch in der vorzüglichsten, stets anzubringen, sogar nothwendig, um die Vortheile der stets sich mehr ausbildenden Landwirthschaft mit genießen zu können. Bisher mußten viele Verbesserungen, oftmals sehr nothwendige Arbeiten, unterbleiben, weil die Zeit im Spätherbste und zeitigen Frühjahr noch zum Dreschen benutzt werden mußte, nach Aufstellung einer Dreschmaschine kann man sich aber ganz anders einrichten und mit Handarbeiten vielfache Verbesserungen vornehmen, welche sich, zweckmäßig ausgeführt, sehr bald und sehr reichlich durch sich selbst bezahlen,

3. stellt man auf, die Maschine dresche eben so wenig rein wie die Scheffeldrescher. Diese Ansicht ist nun ganz falsch, wie mir die Erfahrung bestätigt. Ist das Getreide feucht, entweder weil es nicht trocken eingeschauert oder weil es im Bansen noch im Schweiß liegt, so drischt sich solches weder mit der Hand noch mit der Maschine rein aus, ist aber das Getreide dürrer, wie ich es zum Handdrusche voraussetze, so muß und wird die Maschine stets rein dreschen, denn ist die Maschine einmal für die zu dreschende Getreidesorte richtig gestellt, so bleibt während des Dreschens diese Stellung sich stets gleich, nur in der Schnelligkeit der Umgänge in derselben kann eine Abweichung stattfinden, und solche Unregelmäßigkeiten liegen dann nicht in der Maschine, sondern in der dieselbe treibenden Kraft. Da nun diese Kraft verschieden, nach Localität und Umständen, durch Wasser, Dampf oder Thiere hervorgebracht wird, so muß auch darauf Bedacht genommen werden, daß die nöthige Kraft stets hinlänglich angewandt werden kann, daß zum Beispiel bei der Thierkraft Pferde oder Ochsen nicht kraftlos sind, oder der Treiber dieser dieselben in regelmäßigem Gange erhält. Aber auch angenommen, die Maschine sei richtig gestellt, die Triebkraft im richtigen Verhältnisse, so kann doch der Fall eintreten, daß dieselbe dennoch nicht rein drischt, dann liegt es aber nur daran, daß die Riemen, welche die Kraft fortführen und durch die größeren und kleineren Räder verstärken, nicht straff genug sind. Ist der Riemen zu schlaff, so dreht das Rad, worauf er gespannt, sich in demselben, ohne den Riemen mitzunehmen, es kann daher dieser nun auch die Schnelligkeit nicht dem nächsten Rade und so weiter mittheilen; die Maschine macht langsame Umgänge und drischt daher nicht zu rein.

Wer nun mit diesen Verhältnissen nicht practisch bekannt oder zu bequem ist, sich selbst um den regelmäßigen Gang der Maschine zu kümmern, wird auch die Vortheile derselben nicht richtig würdigen können.

Daß nun auch für meine kleine Wirthschaft die Anschaffung solcher Maschine Nutzen bringend ist, und nicht durch Liebhaberei an dergleichen Werke hervorgerufen ward, hoffe ich in Vorstehendem dargethan zu haben.

In der Heu- und Grummeternte kann ich nicht mit Gewißheit darauf rechnen, die nöthigen Arbeiter zum Dürremachen zu bekommen, da die Männer mit Schiffeziehen, als Schiffsknechte, Steinbrecher u. s. w., die Weiber mit Arbeit in den Weinbergen, Möhrenjäten, Kartoffelhaden u. s. w. beschäftigt sind, nur auf einige alte, gebrechliche Leute kann ich zählen. Dieß Übel nun veranlaßte mich, eine Heumaschine anzuschaffen. Dieselbe leistet im Wenden so viel wie 16—18 der besten Arbeiter, legt aber das Futter noch lockerer und gleichmäßiger hin, als es der geschickteste Arbeiter zu machen im Stande ist. Auf trockenen, mit wenigen Gräben durchschnittenen, ziemlich ebenen Wiesen, wenn solche auch nicht so eben wie ein Tischblatt, ist die Maschine



sehr empfehlenswerth. Eine kleine Veränderung, welche ich an derselben vorgenommen, die sich aber als sehr zweckmäßig bewährt hat, besteht darin, daß ich die Zwischenräume der Löcher, mittels welcher die Maschine höher oder tiefer gestellt wird, nochmals habe mit Löchern versehen lassen, wodurch nun eine ganz genaue Stellung möglich ist.

II.

(Stark gekürzt.)

Jadel ist Pfarrkirchdorf und besteht in der Hauptsache aus lauter stattlichen Bauerngütern, unter denen anerkanntermaßen das frühere Kammergut, jetzt Pfeiffer'sche Gut, der Bodenbeschaffenheit nach voran steht. . . . Fruchtbare Felder, guter Wiesenwuchs in den Vertiefungen und an den Abhängen schöne Weinberge sind Jadels Stolz und Reichtum. Nur durch eine ziemlich steil abfallende Bergschraube ist Kleinjadel von Oberjadel getrennt. Es ist später aus von Jadel abgebauten Häusern entstanden, wozu in erster Linie das sog. Pomatschergewerbe (Schleppdienste durch Menschenkraft, angeblich vom wend. pom hatsch = helfen), später die Steinbruchindustrie („Granitwerk Jadel“, „Millionenbruch“ u. A. m.) Veranlassung gab. Die hiesige Pomatschertrakt soll bis an die Meißner Brücke gereicht haben. Vorn an dem Granitwerk Jadel befinden sich die Bahnüberfahrt, sowie Provianddampfer für die Schlepplüge; das hier befindliche „Zuesenhaus“ leitet sein Erbsenrecht, die Licenz zu schlachten, baden, speisen, Schankgerechtigkeit für alle Nachkommen, von der Einkehr des Kurfürsten ab, der hier im Fährhaus an Speise und Trank sich erquickte und dem Besitzer auf diese Weise seinen fürstlichen Dank zollte. . . . Es dürfte hier der Ort sein, auch unseres Weinbaues ehrend zu gedenken. Das Kloster Altzella hatte in Jadel Weinberge; man ließ minderwertige Weine eingehen, als die Äbte und der Konvent

zu Zella „das vornehme Haus Jadel unter Meissen“ gekauft und „am edlen Elbstrom viel größere und bessere Weinberge angelegt“. Die dem Kloster Zella gehörigen Weinberge bestätigen einige Urkunden vom römischen Kaiser Heinrich VII., kaiserl. Statthalter in Deutschland, im Jahre 1224. Von 1521 findet sich ein Aufgebot an die Frohnpflichtigen des Klosters, vom Klostervoigt Martin Ulich zu Zella, in welchem derselbe verordnet „drei Wagen in die Mostfuhr nach Jadel auszurichten, von welcher jeder Wagen zwei Faß (das Faß zu drei Vierteln) in's Kloster laden soll“. In den Jahren 1648 bis 1653 sind nach einem Auszug aus den Akten des Königl. Hauptstaatsarchives in den fiskalischen Weinbergen in Jadel und Baselig erbaut worden 38, 35, 54, 86, 130 und 60 Faß. Im 30jährigen Kriege haben auch unsere Weinberge sehr gelitten, und es wurde dadurch der Fortschritt des Weinbaues sehr gehemmt; selbst die Weinlesen waren durch häufige Beraubung seitens kriegerischer Truppen gefährdet, weshalb oft militärische und bürgerliche Sicherheitswachen in den Bergen aufgestellt werden mußten. Es gab auch eine Zeit, wo Klagen laut wurden, daß zu viel Weinberge angelegt würden, dadurch würde der Nutzen und der Vertrieb des Weines sehr behindert; dieser Umstand und Beschwerden anderer Orte veranlaßten das Mandat von Johann Georg II., nach welchem untersagt wurde, an Orten, die zum Getreidebau tauglich waren, neue Weinberge anzulegen, nach dem alten Sprichwort: „Wo der Pflug kann geh'n, soll kein Weinstock steh'n!“

Durch die ausgezeichnete, reiche und durch die Qualität vorzügliche Weinernte der Jahre 1677 und 1678 war im Elbtal ein lebendiger Eifer für den Weinbau angeregt worden, der wesentlich zur Erweiterung der besseren Weinkultur auf unseren wüsten Bergabhängen ermutigte. Jadel wird unter den ersten Weingebirgen wiederholt an erster Stelle genannt. Der berühmte 1783 er Wein, mit dem große Geschäfte gemacht wurden, „begründete sicher die Celebrität des Weinbaues“. 1794 und

1798 waren gleichfalls gute Weinjahre. Die Hauptbestockung und die jetzt angebauten vorherrschenden Weinvarietäten sind schwarzer Elärner (in der Winzersprache Gutblau), weißer Elärner (Gutblank), grüner Sylvaner (Schönfeilner genannt), Gutedel und andere Sorten; außer in den Bergen finden wir fast in der ganzen Parochie Weinkultur an Mauerspaliere und sonstigen Geleiten . . . Die Gründung Zadels ist etwa um 800 nach Christi Geburt zu setzen. Aus der ältesten Zeit sind uns Ereignisse fast nicht überliefert; dagegen wird bezeugt, daß die Not des 30jährigen Krieges auch bis zu Zadels stiller Höhe ihre Wogen gewälzt hat. Satten schon die Hussiten 1429 Zadel überfallen und das Klostergut verbrannt, wobei auch zwei Zellesche Mönche den Tod fanden, so wurde am 11. März 1637 im 30jährigen Kriege das ganze Dorf in Asche gelegt, nur die Kirche und das Kammergut blieben durch irgend welchen guten Einfluß vom Verderben verschont.

Aber auch andere Stürme des Leidens umbrausten deine stille Höhe! Die schwarze Pest — der schwarze Tod, wer hätte nicht von seinem Schrecken vernommen! Wiederholt in den Jahren von 1631 bis 1634 klopfte dieses Schreckgespenst an den Toren der ganzen Kirchfahrt an. . .

Was sonst noch an Bruchteilen aufbewahrter Erinnerungen der Gegenwart und der Zukunft erhalten bleiben möchte, sei in buntem Wechsel nur flüchtig skizziert. Sollten auch uns Missernten kommen, so werden wir schließlich auch darin einen Trost finden, daß unsere Vorfahren denselben Kampf mit den Elementen kämpften wie wir — trotz mancher Enttäuschung! So ist im Jahre 1660 am heiligen Pfingstfeste „so große Nässe eingefallen, so daß das ganze Krautland ganz derb und zu Nichte gemacht, daß die Pflanzten hart an den Wurzeln wurden und nicht mehr wachsen konnten, auch haben Raupen, welches bei Menschenengedenken nicht so sehr geschehen, das Kraut sehr zerfressen“. Mächtige Sturmwinde, schwere Gewitter, gute Weinjahre, das sind so verschiedene Haltepunkte, die uns in Leid und Freud verknüpfen mit der Vergangenheit, uns trösten für die Gegenwart und uns unverzagt hinausblicken lassen in die Zukunft, die ja Dem gehört, der da Alles herrlich hinausführt. Eine wichtige Änderung möge den Schluß der äußeren Geschichte Zadels bilden, nämlich die, daß vom Jahre 1700 an die hiesige Gerichtsbarkeit aufhörte und dem Meißner Kreisamt übergeben wurde. Die Geschichte des folgenden Jahrhunderts ist so eng verknüpft mit der Kirche, daß sie dort am besten Darstellung findet nach der alten Erfahrung: Dorfgeschichte ist Kirchengeschichte. Wegenamen und Flurbezeichnungen, die im Volksmunde fortleben, sind: Brockelweg (Bruchholzweg), Schaftriede, Bergweg, Höllengrundweg, Schindergraben, Hasengründchen, Goldbornstück, Weißbornstück, Oberschälchen, Sandberg, Hungerberg, Laufewiesen (schlechtes Gras!), Stöckicht u. A. m. — Selbstständig neben Zadels Geschichte und einen eigenen Raum beanspruchend bietet sich uns als eine Unterabteilung unter das Kapitel Zadel fallend dar der Abschnitt:

Burgwardum Zabili.

So wurde die kaiserliche Burg bezeichnet, die vor fast tausend Jahren hier stand. Diese Burg war der Hauptort eines kaiserlichen Burgwards, dessen Herrschaftsgebiet sich aber in unserer Zeit schwer bestimmen läßt. Dieses Burgwardum Zabili mit Allem, was an Liegenschaften dazu gehörte, ist nun späterhin vom Landesherrn an das Kloster Altzella bei Nossen (gestiftet 1162 durch Markgraf Otto den Reichen von Wettin) verkauft worden.

Zella war das erste Kloster im Lande Meissen; Zweck des Klosters war, die Sorben zu germanisieren, ihnen deutsche Art und deutsches Wesen zu vermitteln und gleichzeitig die köstliche Perle des Kaufmanns im Evangelium zu bringen: Das Christentum. Um seinem Wirken einen möglichst großen Kreis zu erschließen, kaufte das Kloster hier und da Besitzungen, besonders in der Umgegend von Lommatsch und später auch auf dem rechten Elbufer. So kam Zadel also in Klosterbesitz; schon 1213 wird erwähnt, daß das Klosterstift in Zadel einen eigenen Hof bildet; diesem Klosterhof oder Klostergut waren fast alle Einwohner dienstpflichtig und mußten die sogenannten Hofdienste leisten. Da das Klosterstift Zella in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu den Burggrafen in Meissen stand, erfuhr es oft die Gunst derselben, erhielt Besitzungen von ihnen teils durch Geschenk, teils durch Kauf, so Diera, den Golt bei Zadel und die „Abtei“. (Noch heute gibt es im Goltker Revier einen „Abteiweg“). Zur Zeit der Reformation scheint das Kloster Zella seinen Hof in Zadel aufgegeben zu haben; zunächst war das Gut ver-

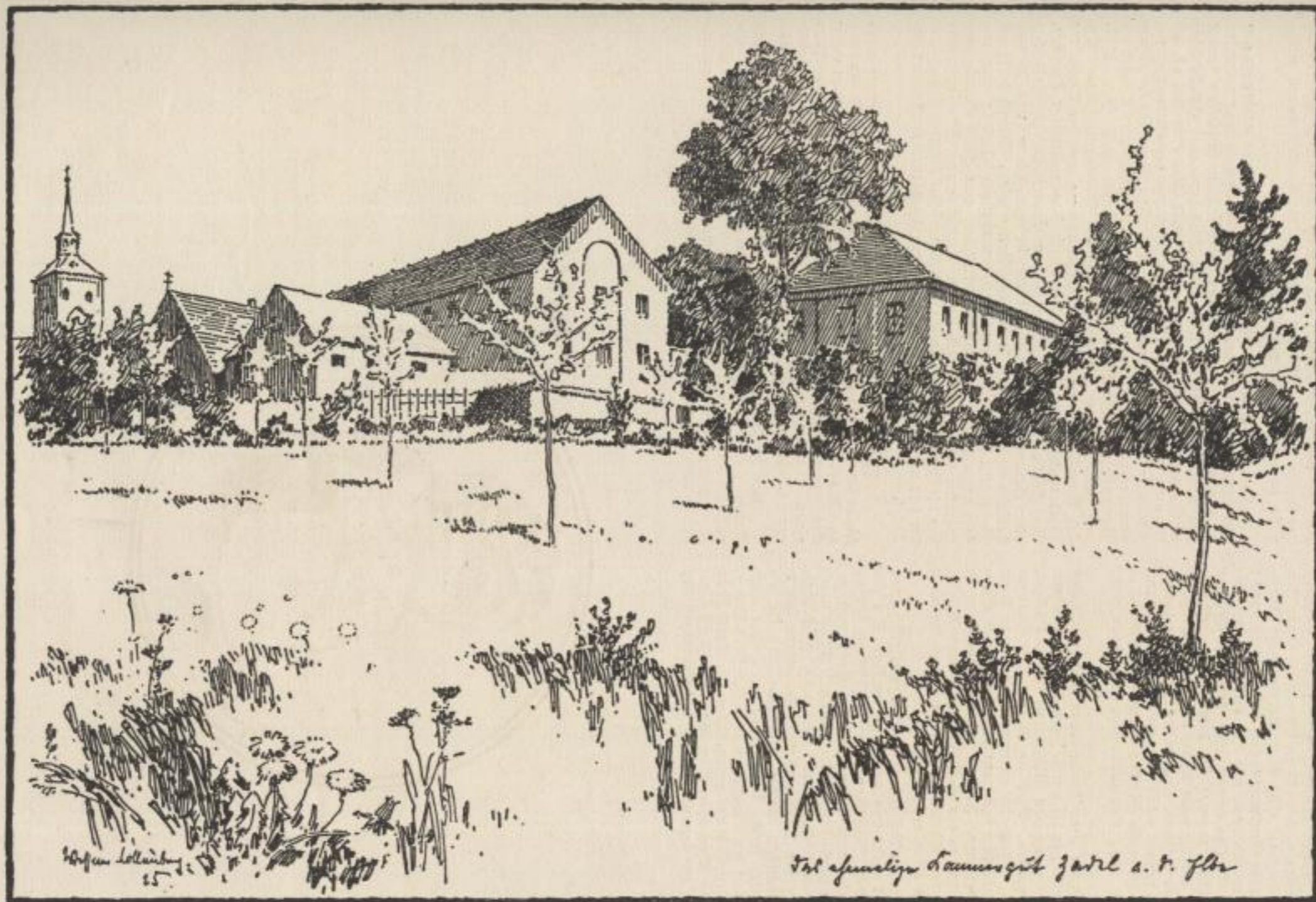
pachtet an Herrn Hans von Miltig, und dieser sollte jährlich eine Tonne Butter, eine Tonne Käse, einen Ochsen, zehn Schöpfe, vier Stein Wolle als Pacht geben, doch hatte er drei Jahre lang nichts entrichtet, worüber die Klosterverwaltung sich beklagt. Später ist das Gut dem Herrn von Miltig (Oberhauptmann auf Bagdorf) käuflich überlassen worden; wie es scheint, hat die Klosterverwaltung ihre Besitzung so durch die Hände des Staates veräußert oder direkt an den Staat verkauft, denn wir finden, daß 1615 Johann Georg I. das (auf Wiederverkauf veräußerte) Gut für 26000 Gulden wieder einlöste. Nun wurde ein

Kammergut

daraus gebildet mit einer Amtsverwaltung. Später kam es wieder in den Besitz der Familie Miltig, bis es von dem Eingekommenen der Kurfürstin abermals eingelöst und durch das Testament Georg I. 1656 ein Wittumsgut für dessen, sowie für die jeweilige sächsische Herrscherwitwe ward. Es war verpachtet, brachte im Jahre 1764 nur 1627 Taler ein, hob sich aber in kurzer Zeit dermaßen, daß es schon 1786 für 2120 Taler verpachtet wurde. Unter den kurfürstlichen Verwaltern seien aus dieser Zeit nur zwei genannt, der eine, Siegmund Otto, † 22. Juni 1647, der von sich reden machte durch seinen Reichtum, aber bei seinem Reichtum ein armes, enges Herz hatte; der zweite, Jonas Kirchbach, der bei seinem Reichtum auch ein reiches, großes Herz besaß und der Gemeinde viel Gutes erwies. Seit 1656 nannte man den hiesigen Gerichtsbezirk „das Amt Zadel“, weil derselbe dem Kreisamt Meissen nicht eigentlich einverleibt, sondern nur damit verbunden war, und wichtige Gerichtsfälle in Zadel selbst entschieden werden mußten. Der Kammergutspächter hatte daher auch jedesmal die Stelle eines Rentbeamten zu verwalten, und der Kreisamtmann war zugleich Amtmann von Zadel. Dies Verhältnis ward aber 1834 aufgelöst, indem damals das Kammergut in Parzellen verkauft wurde. Käufer war Herr Julius Palm; er ließ die alten, düstern Gutsgebäude abtragen und im genannten Jahre einen neuen, geschmackvollen Wirtschaftshof erbauen; beim Grundgraben wurden mehrere uralte Waffen gefunden. Die Gebäude stehen am Bergesabhänge und blicken hinunter zum Elbstrom, eine breite Terrasse säumt die Frontseite des Gutshauses nach der Elbe ein, ein kleiner, parkartiger Garten gewährt Schatten und Erquickung, und im sanften Gange neigt sich der schönste Weinberg dem Elbtal zu — ein kleiner Rittersitz, sagt Hofmann in seinem Buche: „Das Meißner Niederland“ — hat er nicht Recht? Palm stand im Rufe eines tüchtigen Ökonomen, wie er überhaupt ein hervorragender Naturfreund war; er hat teils mehr unter den Pflug gebracht, teils neues Land zu Wiesenwachs gewonnen; er ließ den alten See im Elbtal austrocknen, von welchem ehemals ein Kanal in die Elbe führte. 1874 ging das Gut über an Herrn Robert Pfeiffer, in dessen Händen es sich noch zur Zeit befindet. Eine lange Mauer, die das ganze Gut umfaßte und ein Denkmal der Periode der Frohndienstarbeit ist, gibt dem ehemaligen Burgwardum Zabili ein ernstes, historisches Gepräge; noch steht eine in die Mauer eingefügte Steinpforte mit der Jahreszahl 1626, aber hier und da hat der Zahn der Zeit das Mauerwerk zerstört, hier und da stürzten Mauerteile in die unten gelegenen Steinbrüche — eine Mahnung für den Beschauer, wie all unser Tun und Schaffen Stückwerk ist und wieder zu Stückwerk wird; auch unserer Hände Werke werden einst vergehen, auch wir werden versinken im enteilenden Strom der Zeit. Alles versinkt, Alles verflingt, unser Name, unser Schaffen, unsere Freude, unser Leid — und es gibt in diesem furchtbaren Verrauschen des Menschenstromes, in diesem ewigen Verblühen alles dessen, was in Frische und Schönheit uns anmutet, nur einen Fels, auf den ich mich stelle, und von dem aus mein Herz getrost zu sich spricht: „Du, Herr, bleibst wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende!“

Die Kirche.

Das Götzenbild im 2. Stockwerke des Kirchturmes zu Zadel erinnert uns an die graue Vorzeit, wo auch unser Berg eine Stätte heidnischer Götzenanbetung war. . . . Vermutlich schon im 8. Jahrhundert stammte das Kreuz auf in unserem Elbtal, ging die Herrlichkeit des Herrn über dir auf, du liebliches Heimatland. Es entzieht sich unserer Kenntnis, wie sich die Anfänge des Christentums gottesdienstlich gestalteten, jedenfalls aber ist die Entstehung des alten Gotteshauses noch vor das Jahr 1195 zu setzen: die Kirche war klein und unansehnlich, nach der Sitte der Zeit war sie einem Heiligen, St. Andreas, geweiht. Noch hatte Zadel keinen eigenen Pfarrer, wurde vielmehr bis 1239 von Ischeila aus bedient, danach wurde es selbständig. In jene



Frühling.

Ich sage euch, 's ist Alles heilig jetzt,
 Und wer im Blühen einen Baum verlegt,
 Der schneidet ein, wie in ein Mutterherz.
 Und wer sich eine Blume pflückt zum Scherz
 Und sie dann von sich schleudert sorgenlos,

Der reißt ein Kind von seiner Mutter Schoß.
 Und wer dem Vogel jetzt die Freiheit raubt,
 Der sündigt an eines Sängers Haupt,
 Und wer im Frühling bitter ist und hart,
 Vergeht sich wider Gott, der sichtbar ward. Jean Paul.

Zeit des grauen Altertums führt uns auch die Entstehung der großen Glocke, die Jahrhunderte lang ihren heiligen Dienst verrichtet und hinausgerufen die ständige Mahnung: „Kommt, lasset euch verfühnen mit Gott!“ Diese große Glocke ist 1273 gegossen; ihre eigentümliche Inschrift konnte wegen der alten Minuskelschrift, und da sie von rechts nach links zu lesen war, lange Zeit Niemand entziffern; sie lautet: „Silt Gott, Maria, süße Jungfrau, berat uns!“ — Als der Sturmwind der Reformation durchs Land brauste, da zeigte es sich doch, wie lieb und wert den Bewohnern die alte Form, Gott zu dienen, war, denn ein Teil der Bewohner, etwa die Hälfte, wandte sich damals der früheren Mutterkirche Ischeila zu, wo die neue Lehre erst später Eingang fand. Doch die Zeit war erfüllet, und es währte nicht lange, so zerbrach die alte Form völlig. 1672 ist dann auf Veranlassung des Kurfürstl. Verwalters die große Glocke umgegossen worden. . . . Bis zum Kirchenneubau 1842 sind wichtigere Ereignisse nicht weiter hervorzuheben.

Unter dem Altarplatz der alten Kirche lagen mehrere Glieder der von Miltig'schen Familie; so der am 3. Juni 1565 verstorbene Hans von Miltig. Dieser Hans von Miltig war früher Pächter, dann Besitzer des Klostersgutes. Auch ein Kaspar von Traunsdorf, † 27. April 1681, erhielt in unserer Kirche seine letzte Ruhestätte. Endlich wurde hier beigelegt 1743 der Major Gottlieb Dietrich von Wiedemann, Besitzer eines Weinberges in Golt. Sein Wappen hängt in der Sakristei der jetzigen Kirche, wo auch das die Kreuzigung Christi darstellende Bild der alten Kirche neuerdings seinen Platz erhalten hat.

Die alte Kirche wurde zur Ruine, und die Notwendigkeit eines Neubaus ließ sich nicht mehr von der Hand weisen. Die für den Neubau gesammelten Kollektengelder, die schon langer Hand gespart waren, fielen vor Ostern 1831 in Höhe von zusammen 74 Talern Kirchendieben in die Hände. 1832 ward durch Kirchenraub unser Gotteshaus wiederum geschädigt, die Diebe stahlen den silbernen Kelch und zwei messingene Altarleuchter. Zum Kirchenneubau wurde eine neue Kollekte gesammelt; da wurden durch freche Diebeshand die Gelder aufs Neue gestohlen. Der Plan des Neubaus blieb bis 1838 liegen, erst 1839 wurden die ersten Schritte getan. Am 18. April 1841 wurde der letzte feierliche Gottesdienst in der alten Kirche gehalten, am folgenden Tage begann bereits das Abtragen der

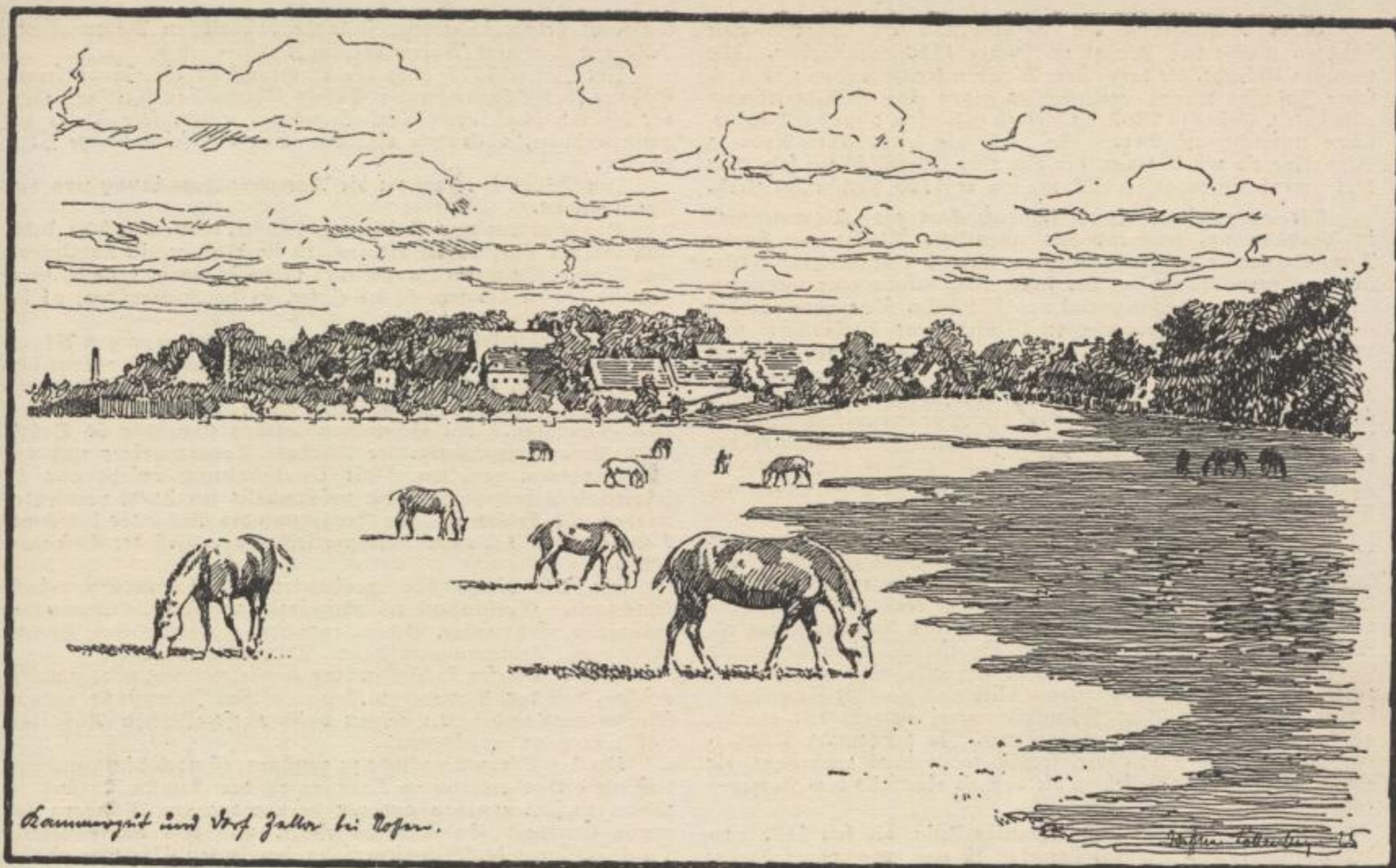
alten Kirche. Vor dem Altar fand man eine Gruft, in welcher ein Sarg stand mit einer verwesten Leiche, gekleidet in einen gelbseidenen Mantel, mit Schuhen und Perrücke versehen; man vermutete, es seien die sterblichen Überreste des oben erwähnten Majors von Wiedemann. Die Miltig'schen Särge wurden an der linken Seite des Altars gefunden; die Leichen waren gleichfalls in gelbe Seide gekleidet.

Am 4. Mai wurde vor der alten Sakristeitür wiederum eine gut gemauerte Gruft gefunden. „Der Leichnam war verwest, auch das Oberteil des Sarges; viele seidene Schleifen fanden sich noch, sowie Strümpfe und ein Mützchen; auch ein Barbiermesser war mit im Sarge.“ Unsagbare Mühe machte es, die Mauern und den Grund der alten Kirche zu demolieren; es zog sich diese Arbeit bis zum Juni hin. Die Bauaufsicht führte Gutsbesitzer Palm, später fungierte Herr Grille aus Löbsal als Bauaufseher. Die Grundsteinlegung erfolgte am 3. Juni 1841, und zwar zugleich mit der Legung des Turmgrundsteins. Am 21. August 1842 — 13. nach Trinitatis — fand die Weihe des Gotteshauses statt; sie erfolgte durch Superintendent Dreschke. An Geschenken wurden dem neuen Gotteshause dargebracht: eine rote samtene, mit Goldborte besetzte Altar- und Kanzelbekleidung von Herrn Amtmann Ritter usw., Uttenstädtel; ein Serpentin-Taufstein von Hauptgutsbesitzer Palm; schwarze samtene Altar- und Kanzelbekleidung von Frau Gutsbesitzer Starke; den einen Kelch stiftete August Lau, Schwiegervater des hiesigen Lehrers Nigsche; die Altarbibel Pfarrer Schulz und die Lehrer Nigsche und Wackwitz; ein Altarkissen die Frauen aus Fadel.

50 Jahre sind wieder dahin geflossen, und wiederum ward die bessernde Hand an unser Gotteshaus gelegt. Die Renovation ist als eine durchaus wohlgelungene zu bezeichnen, und gewährt das ganze Gotteshaus mit seinem stilvoll gehaltenen Altar einen überaus wohlthuenden Anblick. — Die Weihe erfolgte am 14. November 1892 durch Superintendent Dr. Rohlfshütter.

Um die Kirche herum schlummern in Frieden unsere lieben Toten, unter ihnen mancher Fremdling, der, namenlos und unbekannt aus den Wasserfluten gezogen, hier sein einsames Grab fand, unter ihnen aber auch manch teures, nahesteheendes Familienglied, noch heute viel beweint und unvergessen.





Kammergut und Hof Jella bei Rössen.

Etwas vom alten Kloster und vom jetzigen Kammergut Jella bei Rössen.

Alfred Wessner-Collenbey hat für unseren Kalender von Kammergut Jella eine Reihe trefflicher Bilder gezeichnet, und es scheint angebracht, ein paar Erläuterungen dazu zu geben.

Das Kammergut Jella stellt gewissermaßen den landwirtschaftlichen Rest des einst so reichen und mächtigen Zisterzienser-Klosters Alt-Jella dar. Dies Kloster wurde 1162 von dem damaligen Markgrafen von Meissen, dem Wettiner Otto, der später den Namen „der Reiche“ erhielt, gestiftet und die Stiftung durch einen Majestätsbrief Kaiser Friedrich Barbarossas bestätigt. Wie alle Klöster des Mittelalters, besonders aber die der Zisterzienser, wurde Jella ein Kulturmittelpunkt ohnegleichen. So ein Kloster diente nicht bloß kirchlichen Zwecken, es war vielmehr auch Schule, Krankenhaus, Druckerei, Herberge, Kunststätte und, was uns besonders interessiert, landwirtschaftliches Mustergut großen Stils, eine Ausgangsstelle zur Verbreitung von allerhand Kenntnissen in dem umfangreichen Gebiete der Landwirtschaft. Innerhalb der heute noch vollständig erhaltenen Klostermauern, die eine Fläche von annähernd 28 Aekern umgeben und an deren nördlichen Trakt man auf der Linie Leipzig—Döbeln—Dresden im Eisenbahnzug unmittelbar vorüberfährt, sind heute noch die Spuren der Vielseitigkeit und Vielgeschäftigkeit des Jellaer Klosters in mehr oder minder dürftigen Resten erhalten. Aus diesen und an der Hand überlieferter Pläne sind folgende Bauten zu rekonstruieren: Obenan die Haupt- oder Stiftskirche mit ihren Kapellenanbauten, dann die Abtei als ein weitläufiges, mit Saal, Hauskapelle, Wohnzimmern und Kammern wohl eingerichtetes Gebäude für die Obersten des Klosters, der Konvent- oder Kapitelsaal für alle beratenden, die inneren Angelegenheiten des Klosters betreffenden Versammlungen des Konvents, d. h. der stimmberechtigten Mönche, die Wohnräume der Mönche (meist einfenstrige Zellen mit Tisch und Stuhl), der gemeinsame Schlaftaal, die Bade- und Waschräume, die Schreibstuben und Schulräume, Bibliothek und Archiv, die Speisehäuser oder Refektorien („Remter“), eins für

den Sommer, das andere für den Winter, samt den zugehörigen Küchen, weiter das Backhaus (mit Hostienbäckerei), das Schlachthaus, die Malzdarre und Brauerei, eine Ziegelei, Stampf- und Mahlmühle, die Apotheke (mit einem Laboratorium!), die Siechenhäuser zur Aufnahme und Heilung von Kranken, das Gasthaus als Herberge für Pilger und Arme, verschiedene Werkstätten für die Klosterhandwerker und Wohnhäuser für sie und das zahlreiche Klostergesinde, die großen Ökonomiegebäude (Schaf-, Schweine-, Ziegen-, Kuh-, Pferde-, Maultier-, Geflügelställe und Scheunen), Gemüsegarten und Parkanlagen („Paradies“, „Lustgärtlein“) und endlich die Begräbnisplätze. Es läßt sich ja denken, daß viel dazu gehörte, um für eine geistig hochstehende Gemeinde die geistigen und selbstverständlich auch die leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen, zumal diese Gemeinde nicht bloß für sich, sondern auch für Andere lebte und wirkte.

Durch kriegerische Ereignisse kaum berührt, war das Kloster für einen weiten Umkreis ein Ausgangspunkt von Segen und Fortschritt, auch landwirtschaftlichem. So wurden in den drei ihm zugehörigen Städten Rössen, Siebenlehn und Stadt mit Schloß Rössen und in seinen 75 Dörfern eine Reihe sogenannter Klosterhöfe angelegt, in denen Ackerbau und Viehzucht einschließlich Gemüse-, Obst-, Hopfen- und Weinbau sowie Bienen- und Fischzucht nach damals neuzeitlichen Grundsätzen betrieben wurden. Vorbild und Anregung für die anwohnenden Bauern. Solche Meiereien, deren Einkünfte die gemeinnützigen Einrichtungen des Klosters ermöglichten und unterhielten, befanden sich z. B. in Augustusberg (damals Kieseberg) bei Rössen, in Gersdorf und Egdorf bei Rössen, in Böhrigen, Greifendorf, Bockendorf, Pappendorf, Kleinwaltersdorf, Mochau, Ostrau, in Lobositz in Böhmen und in Leubnitz bei Dresden. Letzterer war der umfangreichste und einträglichste aller Klosterhöfe. Noch heute erinnert der „Jella'sche Weg“ in Dresden an die Verbindungsstraße von Leubnitz mit der Dresden-Wilsdruffer-Alt-Jellaer-Straße.

Nach Einführung der Reformation im Albertinischen Sachsen wurde das Kloster im Jahre 1540 aufgehoben. Die wenigen Mönche, die dem alten Glauben treugeblieben und noch seine Inassen waren, verließen es gegen eine Geldabfertigung oder baten, weiter in Alt-Zella bleiben zu dürfen, ohne das Klosterleben aufrechtzuerhalten. So auch der letzte Abt, Andreas Schneidewald mit Namen, der sich aber schließlich auf sein Gut Krummenhennersdorf zurückzog, wo er 1586 hochbetagt starb.

Die ausgedehnte Landwirtschaft kam als „Kammergut“ in Verpachtung, während das eigentliche Kloster mit seinen Kunstschätzen leider einem raschen Verfall entgegenging. Wer in der Gegend bauen wollte, holte sich, befugt oder unbefugt, sein Mauer- und Dachmaterial von Alt-Zella. Das neue Schloss in Nossen, die Pfarrhäuser zu Mockrig und Bieberstein sind zum guten Teil aus Klostersteinen gebaut. Die Glocken erhielten mehrere umliegende Gotteshäuser, das Hauptgeläute wurde in die alte Frauenkirche nach Dresden überführt. Das alles hatte schließlich noch Zweck und Ziel. Die schlimmste Beraubung war aber die Plünderung und Zerstörung der Wettinischen Fürstengräber in der St.-Andreas-Kapelle. (Man hatte damals den Kammergutspächter Golzsch im Verdacht, der aber trotz der Folterung nicht zu einem Geständnis zu bringen war.)

Im Juni 1599 vollendete ein Blitzschlag mit folgendem Brand das Vernichtungswerk. Fast alles ward zu Schutt und Asche. Nur Weniges blieb verschont. So erhielt sich das Winter-Refektorium, das in seinem Erdgeschoss einst Bibliothek und Archiv barg, heute aber Kuhstall des Kammergutes ist. Sein Obergeschoss, der eigentliche Speisesaal, dient heute als Getreideboden, der einstigen Benutzung also nicht gar so weit entfremdet. Vom Brand verschont blieb auch noch die Schreiberei, die später in eine Kartoffelspreibrennerei umgemodelt wurde, als die sie uns noch jetzt entgegentritt. In der jetzigen Pächterwohnung endlich haben wir, freilich weitgehend umgebaut, die ehemalige Apotheke zu sehen, die damals ebenfalls den Flammen entging.

Die Geschichte des Kammergutes Zella, die seit 1540 von der Geschichte des Klosters losgelöst ist und nunmehr fast vier Jahrhunderte umfaßt, spiegelt in sich höchstwahrscheinlich die Geschichte der deutschen Landwirtschaft überhaupt. Ohne Zweifel fanden in Zella der Reihe nach die Lehren eines Schubart von Kleefeld, eines Albrecht Thaer, eines Justus von Liebig und später eines Emil von Wolff und Julius Kühn Anhänger und Übertrager in die Praxis, denn Domänen- und Kammergutspächter waren in der Regel Pioniere gesunden Fortschrittes in der Landwirtschaft. Über diese 400 Jahre mag einmal ein Berufener nach eingehenden Studien schreiben. Zum Schlusse sei nur über die letzten Jahrzehnte zur Orientierung und Belebung der Wessner'schen Bilder das geboten, was ich den Mitteilungen des jetzigen Kammergutspächters Paul Rosßberg verdanke. Er schreibt: „Nachdem im Jahre 1861 der Pächter des Kammergutes Zella mit Vorwerk Kammersheim die Pachtung wegen Zahlungsschwierigkeiten abgeben mußte, übernahm der damalige Pächter des Rittergutes Neufkirchen und Steinbach bei Deutschenbora, Gustav Alexander Lessing, die Bewirtschaftung

des nicht gerade in gutem Zustande befindlichen Kammergutes Zella mit Vorwerk Kammersheim.“)

Im Jahre 1877 ging die Pachtung in die Hände seines Sohnes, des Ökonomen Gustav Maximilian Lessing, über, der die wirtschaftlichen Verbesserungen, welche sein Vater begonnen hatte, vollendete und das Gut auf seine jetzige Höhe brachte.

Im Jahre 1919 wurde die Kammergutspachtung von mir übernommen.

Das Gut hat eine Größe von 393 ha, wovon 295 ha Acker und Gärten sind, 44 ha Wiesen, 18 ha Weiden, 12 ha Unland und Wege. Es werden angebaut: 37 ha Roggen, 3 ha Wintergetreide, 86 ha Weizen, 42 ha Hafer, 43 ha Zuckerrüben, 45 ha Kartoffeln und 39 ha Alee.

Der Rindviehbestand setzt sich aus 98 selbstgezogenen Kühen und 101 Stück Jungvieh zusammen. Die Herde ist ostfriesische Nachzucht und, außer zwei zugekauften Bullen, in Zella selbst gezogen. Die Schafhaltung besteht aus 392 Hampshire-Schafen und -Lämmern. An Schweinen werden ungefähr 60 Stück, meist Kreuzungsprodukte des Meißner Landschweines und des Edelschweines, gehalten. Die Pferdehaltung besteht aus 23 belgischen Arbeitspferden, die größtenteils zur Zucht verwendet werden. 20 Fohlen sind zur Ergänzung des Bestandes bestimmt. 7 Ochsen und 1 Raupenschlepper leisten den Rest der Gespannarbeit.

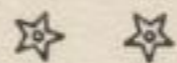
An Maschinen sind vorhanden: Drillmaschinen, Hackmaschinen, Garbenbinder, Flügelmähmaschinen, Grassämaschinen, Heuwender, Schwadenrechen, Höhenförderer, Dreschmaschinen, Reinigungsmaschinen, Düngerstreuer usw.“

Wer aus diesen sachlichen Angaben lesen kann, wird zugeben müssen, daß das Kammergut Zella auf das Intensivste bewirtschaftet wird und damit seinen volkswirtschaftlichen Aufgaben voll und ganz gerecht wird.

Um der Chronistenpflicht zu genügen, ist noch hinzuzufügen, daß die beiden erwähnten Lessings zu der Familie Lessing zu zählen sind, der neben anderen hervorragenden Männern der große Gottbold Ephraim angehört, und daß der genannte Paul Rosßberg der Schwiegersohn des letzten Pächters ist.

Eins der Bilder für Zella, wohl das schönste, ist bereits in die Monatsfolge zu stehen gekommen. Es stellt das romanische, eigentliche Klostertor dar (die Ringmauer eines jeden Klosters hatte ordnungsgemäß stets nur eine Torunterbrechung). In sieben Halbkreisen überspannen die sieben sich verjüngenden Bögen die Torwölbung. Auf beiden Seiten geben ebensoviel Säulchen nach unten, die Torseiten ausmachend. Als ihre Köpfe haben sie die für den romanischen Stil charakteristischen Würfelkapitäl. Wenn auch das Tor stark abgenutzt ist — es steht ja etwa drei Viertel Tausend Jahre — und wenn es auch mit seinen unteren Teilen in Schutt und Auffüllmaterial steckt, so gehört es doch mit zu den wertvollsten Baudenkmalern Sachsens. Wir danken unserem Kalendermaler, daß er es mit seinem Stifte auch denen vor Augen geführt hat, die nicht Gelegenheit haben, es aufzusuchen und durch es in Ehrfurcht in den ehemaligen Klosterbezirk einzutreten.

Dr. Horst Höfer.



Leg's dem Leben nicht zur Last,
dünkt sein Wert dich Plunder!
Wenn du Märchenaugen hast,
ist die Welt voll Wunder.

Victor Blüthgen.

Der Erde köstlichster Gewinn
ist frohes Herz und reiner Sinn.

Gottfried Seume.

*) In der Gegend erzählt man sich, daß gegebenenfalls Mönche auf dieses Vorwerk zu Strafarbeiten geschickt wurden; daher sein Name. Mir scheint das nicht glaubhaft. Er wird wohl aus der Gründungszeit stammen und mit „Kuhbardt“ zusammenhängen.



Der Hüfalle in Jeller (afmal. Papillorinim del. K. K.)

„Wir und Sie!“

Von Dr. Friedrich Matthaeus in Berlin-Lichterfelde.

„Sie“ — das sind die Angehörigen der „grande nation“, des erleuchtetsten und humansten, des ritterlichsten und gerechtesten Volkes der Erde.

Wer „Wir“ sind, das wissen wir ja, haben's in Versailles als arme Sünder durch feierliche Unterschrift bekannt: wir sind die raubgierigen Bestien, die bluttriefenden Militaristen, die „Sunnen“, die dieses friedfertige, ahnungslose Volk und seine ebenso friedfertigen Verbündeten schände überfallen, ihre Länder bestialisch verwüstet, Frauen geschändet, Kinderhände abgebakt, friedliche „Lazaretttschiffe“ versenkt, köstliche Kathedralen zur Zielscheibe ihrer Geschütze gemacht haben.

Die Welt weiß es, und — täuschen wir uns nicht! — sie glaubt mit geringen Ausnahmen noch heute daran. Allzu tief hat sich im Bewußtsein des ehemals feindlichen Auslandes das Gift eines vierjährigen, planmäßigen Lügenfeldzuges eingefressen, als daß wir hoffen könnten, ohne eine gewaltige eigene Aufklärungsarbeit unser Ansehen in der Welt draußen wieder herstellen zu können. Wir müssen uns bemühen, gegenüber der zielbewußten Verleumdungspolitik, die Frankreich noch jetzt in Literatur, Presse, Film und durch jene erlogenen, noch heute andauernden Gerichtsurteile über deutsche „Kriegsverbrecher“ gegen uns führt, der Welt ein Bild unseres wahren Wesens zu geben, dem „edelmütigen Frankreich“ die Lügenmaske herunterzureißen und sein wahres Gesicht der Welt zu offenbaren. Dazu gibt es zurzeit kein besseres Mittel, als wenn man einmal das Verhalten des siegreichen Frankreich mit dem des siegreichen Deutschland von 1871 vergleicht. Denn, nicht wahr: wenn irgendwo, so muß sich in dem Verhalten, das ein Volk als Sieger zeigt, seine wahre Kultur, der Geist seiner Politik und seiner Staatsmänner zeigen,

Solange der Krieg wütet, mag aus der Erbitterung des Daseinskampfes heraus mancher Verstoß gegen Völkerrecht und Menschlichkeit hingehen. Wem aber der Besiegte wehrlos zu Füßen liegt, der hat auf solche mildernden Umstände keinen Anspruch mehr. Er unterliegt dem unerbittlichen Urteil der Geschichte: hat er die geschlossenen Verträge geachtet oder unter Ausnutzung der Wehrlosigkeit des Gegners einen räuberischen Krieg im Frieden geführt? Hat er seine Macht im Sinne großzügiger Versöhnung oder kleinlicher Rachsucht und Demütigung des Besiegten gebraucht?

Unter diesem Gesichtspunkt wollen wir unsere vergleichende Betrachtung vornehmen.

1. Deutsche und französische Auffassung vom Frieden.

Die Bedingungen des Waffenstillstandes, der am 28. Januar 1871 den deutsch-französischen Krieg beendete, waren außerordentlich milde: Übergabe der Pariser Forts, Kriegsgefangenschaft der Truppen in Paris, Kriegskontribution der Stadt in Höhe von 200 Millionen Franken. Bereits am 26. Februar wurde der Vorfriede in Versailles, am 10. Mai der Friede in Frankfurt a. M. geschlossen. Zwischen dem Aufhören der Feindseligkeiten und dem Friedensschluß lag also wenig mehr als ein Vierteljahr. Bereits seit dem Vorfrieden waren Deutschlands Hauptbedingungen: Abtretung Elsaß-Lothringens und Zahlung einer Kriegsschädigung von 5 Milliarden Franken, den Franzosen bekannt. Von den 33 französischen Departements, die die deutschen Truppen im Laufe des Krieges besetzt hatten, waren schon nach dem Waffenstillstand 6, nach dem Vorfrieden

weitere 8 geräumt. Ohne irgendeine vertragliche Verpflichtung wurde bereits damals die Stärke der in Feindesland stehenden Truppen ganz erheblich herabgesetzt, Verwaltung, Post und Eisenbahn im besetzten Gebiet den Franzosen zurückgegeben und mit der Rückgabe der Kriegsgefangenen begonnen. Das durch die 4 Monate lange Belagerung ausgehungerte Paris wurde sofort nach Abschluß des Waffenstillstandes mit Lebensmitteln versorgt. Als durch Mißverständnis einige Proviantzüge von deutschen Truppen angehalten wurden, bat Bismarck am 6. Februar persönlich an die Seeresleitung telegraphiert: „Diese Züge mit Lebensmitteln müssen ohne allen Verzug passieren.“

Die Sieger von 1918 haben die nicht 4 Monate, sondern 4 Jahre hindurch belagerte Festung Deutschland nach Kriegsende nicht nur nicht versorgt, sondern im Gegenteil die Auslieferung von 140 000 Milchkühen und zahllosem anderen Vieh an Frankreich und Belgien verlangt, die völkerrechtswidrige Hungerblockade auch auf die Ostsee ausgedehnt und sie erst am 12. Juli 1919 aufgehoben. Die in der Zwischenzeit (aber erst seit 1. Januar 1919 und nur gegen Goldzahlungen) erfolgte, höchst kümmerliche „Versorgung“ Deutschlands mit Lebensmitteln haben sie als Vorwand für die vertragswidrige Forderung der Auslieferung unserer Handelsflotte benutzt, die angeblich für die Lebensmitteltransporte gebraucht, dann aber festgehalten und im Friedensvertrag uns endgültig geraubt wurde.

Die brutale Gewaltpolitik, die die Alliierten in der langen Zeit zwischen dem Waffenstillstand (11. November 1918) und der Unterzeichnung des Versailler Friedens (28. Juni 1919) Deutschland gegenüber getrieben haben, ist fast ausschließlich auf das Konto Frankreichs zu schreiben. Der Waffenstillstandsvertrag forderte Auslieferung von Kriegs- und Eisenbahnmateriale in einem bis dahin unerhörten Umfang; er setzte für die Räumung der besetzten französischen und belgischen Gebiete Fristen fest, die absichtlich so kurz bemessen waren, daß ihre Innehaltung unmöglich, also die „Erbeutung“ weiterer Mengen von Kriegsmateriale und Gefangenen sicher schien; er verlangte sofortige Freigabe der Kriegsgefangenen ohne Gegenseitigkeit, eine in der Weltgeschichte unerhörte Härte. (Erst im Januar 1920, also ein halbes Jahr nach Unterzeichnung des Friedens, 14 Monate nach dem Waffenstillstand, begann die Rückgabe der deutschen Kriegsgefangenen seitens Frankreichs!) Dieser Waffenstillstand galt zudem nur für 36 Tage und wurde dann dreimal kurzfristig verlängert; jede Verlängerung wurde zur Erpressung neuer politischer und wirtschaftlicher Zugeständnisse Deutschlands benutzt (Auslieferung großer Mengen landwirtschaftlicher Maschinen, Auslieferung der Handelsflotte, Räumung der Provinz Posen).

Die auf Grund des Waffenstillstandes besetzten linksrheinischen Gebiete wurden vertragswidrig vom übrigen Deutschland abgesperrt, die Verwaltungsbehörden unter den Befehl der Besatzungsorgane gestellt, die Anwendung der deutschen Zollgesetze usw. unterbunden, riesige Summen für den Unterhalt der Besatzung ohne Rechnungslegung angefordert.

Erst am 7. Mai 1919, also ein halbes Jahr nach dem Waffenstillstand, sind die Friedensbedingungen dem deutschen Volke bekanntgegeben worden!

Wir gerieten ins Uferlose, wollten wir nun den Frankfurter Frieden von 1871 und seine wenigen, maßvollen und verhältnismäßig schnell zu erfüllenden Forderungen vergleichen mit den von wahnwitzigem Haß und unerbittlichem Vernichtungswillen diktierten Scheußlichkeiten des Versailler Schandfriedens. Daher seien hier nur wenige Hinweise gegeben. Während Bismarck sich im Frankfurter Frieden streng im Rahmen der bereits im Vorfrieden festgesetzten Forderungen hielt, hat das Frankreich Clemenceaus es verstanden, den Vorvertrag vom 5. November 1918, auf Grund dessen Deutschland die Waffen niederlegte, und der ihm einen Frieden auf Grundlage der bekannten 14 Punkte Wilsons zusicherte, in schamlosem Wortbruch umzugestalten zu dem Instrument dauernder Knebelung und Vernichtung, das der Versailler Friede heute darstellt. Während die französischen Geschichtsschreiber dem großen Kanzler auch nicht den geringsten Vorstoß gegen Wortlaut oder Geist der geschlossenen Verträge haben nachweisen können, stellt die gesamte französische Nachkriegspolitik gegenüber Deutschland eine einzige Kette von Vertragsbrüchen und rabulistischen Verdrehungen des Vertragswortes dar. Von der noch während des Waffenstillstands unter nichtigem Vorwand vorgenommenen Besetzung des Brücken-

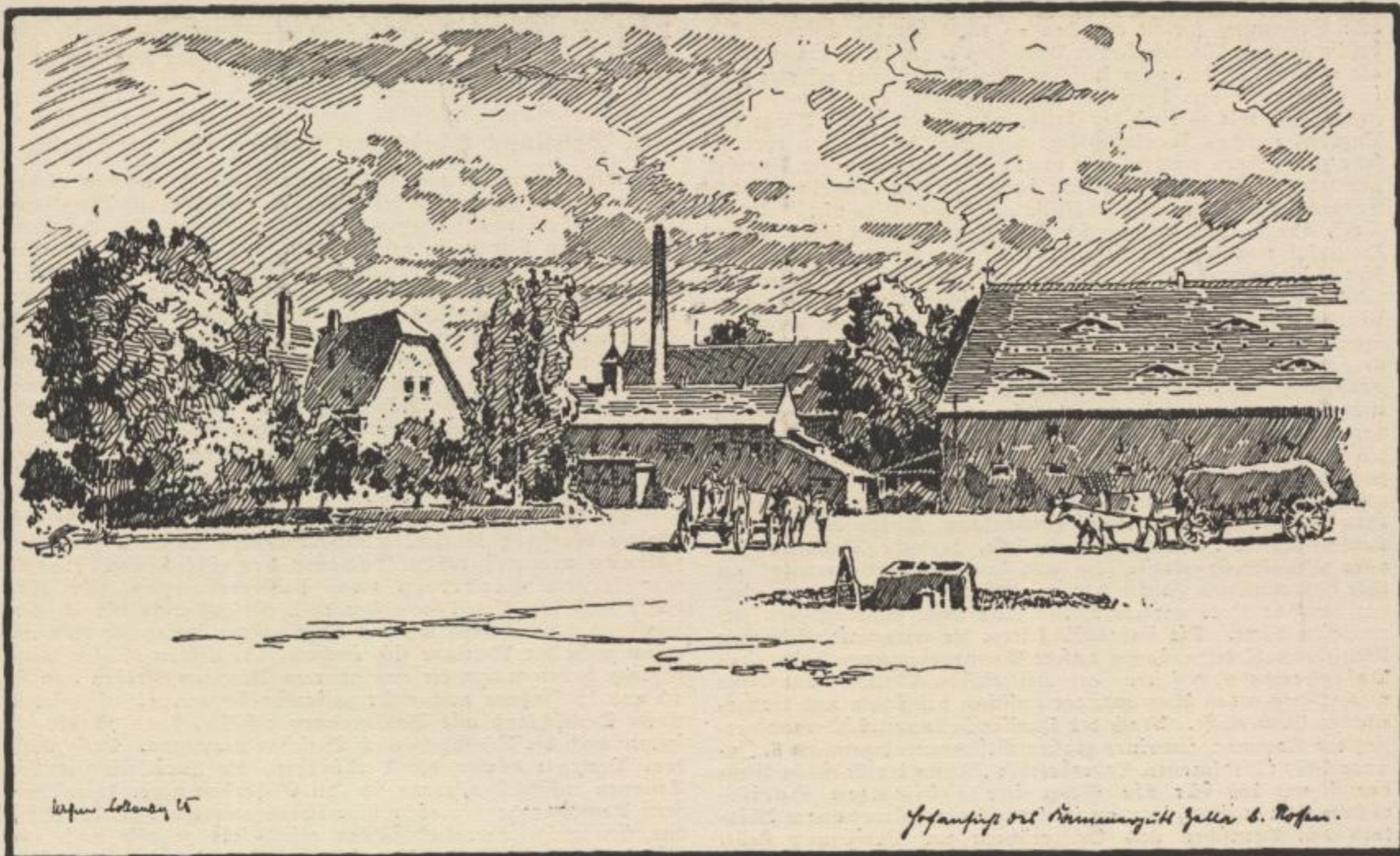
Kopfes von Kehl bis zum Rubreinbruch, von der Vergewaltigung des Saargebiets bis zu der selbst von Lloyd George als „unfair“ bezeichneten Zerschlagung Oberschlesiens nach der für Deutschland günstigen Abstimmung — überall fühlen wir die brutale Faust eines Siegers, der nicht daran denkt, sich durch die von ihm selbst diktierten Verträge gebunden zu halten.

Und das war von jeher, schon zu Zeiten Ludwigs XIV. und Napoleons I., die Auffassung eines siegreichen Frankreich von Friedensverträgen: sie legten den Besiegten zwar Pflichten auf, gaben ihnen aber keinerlei Rechte. Ein „französischer Friede“ ist nur ein Sprungbrett zur gefahrlosen Fortsetzung der Raubpolitik gegenüber dem entwaffneten Gegner. Er muß daher nach Möglichkeit von vornherein so beschaffen sein, daß er Kautschukbestimmungen enthält, die nach Belieben des Siegers gedehnt werden können. Während über die Auslegungen der Friedensverträge und der Abkommen über die deutsche Besetzung von 1871 ernsthafte Meinungsverschiedenheiten nie entstanden sind, wimmeln die 440 Artikel des Versailler Friedens überall da von Zweideutigkeiten, Fußangeln und Hintertüren, wo Frankreich über die Bestimmungen des Vertrages hinaus politische Zukunftsziele erstrebt. Nachdem es infolge des Widerstandes der Alliierten nicht gelungen war, im Friedensvertrage die seit Jahrhunderten heiß begehrte Rheingrenze zu erringen, setzte Clemenceau die Aufnahme von Bestimmungen in den Vertrag durch, die es Frankreich ermöglichen sollten, durch seine berüchtigte „friedliche Durchdringung“ dieses Ziel nachträglich doch noch zu erreichen: so die Verschiebung der Volksabstimmung im Saargebiet um 15 Jahre, die den Franzosen eine Frist gewähren soll, um durch politisch-wirtschaftliche Knebelung und seelische Zermürbung die rein deutsche Saarbevölkerung sich gefügig zu machen; so auch die 15-jährige Besetzung der französischen Zone des Rheinlandes, die der gleichen Absicht dient, nur daß man hier, wo vertraglich keine Handhabe zur Annerion gegeben ist, mit anderen Methoden arbeitet: man fördert durch reiche Gelder, durch amtliche Unterstützung aller Art die landesverräterische Bewegung der Separatisten, die das Rheinland vom Reich losreißen und zu einem selbständigen Staat machen will. Von der „autonomen“ Rheinlandrepublik bis zur Annerion durch Frankreich ist dann nur noch ein Schritt, und wer kann dann dem edlen Frankreich einen Vorwurf machen, wenn es seine „Kinder“, die sich zu ihm flüchten wollen, in die liebenden Arme schließt?

Auch Bismarck hätte 1871 mehrmals Gelegenheit gehabt, Schwierigkeiten der rechtmäßigen französischen Regierung auszunutzen, um im Trüben zu fischen und weitere Zugeständnisse zu erpressen. Er hat davon keinen Gebrauch gemacht. Er hat im Gegenteil der Regierung in ihrem Kampf gegen den Aufstand der Kommune in Paris stets Unterstützung zuteil werden lassen, hat ihr die Vermehrung ihrer Truppen vor Paris über die vertragmäßige Stärke hinaus gestattet. Er konnte und mußte so handeln, weil ihm nicht an Ausnutzung der inneren Wirren Frankreichs, sondern an einem ehrlichen und dauerhaften Frieden gelegen war.

Daß für Frankreich ein siegreicher Friede nur die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln bedeutet, geht noch aus einer anderen Eigentümlichkeit französischer Friedensschlüsse hervor. Sie belasten den Gegner mit dauernden Verpflichtungen, die ihn niederhalten, jeder neuen Vergewaltigung gegenüber ohnmächtig machen und dem Sieger seinen Raub sichern sollen. Es ist ungemein bezeichnend, daß die französischen Friedensunterhändler 1871 darauf gefaßt waren, daß Bismarck für die Zukunft die Stärke des französischen Heeres im Vertrage beschränken werde, wie es Napoleon I. mit Preußen gemacht hatte. Bismarck hat derartigen Mißbrauch des Sieges verschmäht. Nach Erfüllung der Friedensbedingungen und Aufhören der Besetzung hat Frankreich seine volle Handlungsfreiheit wieder gewonnen. Noch während der Besetzung hat es 1872, ungehindert von Bismarck, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und eine beträchtliche Verstärkung seines Heeres vornehmen können.

Uns hingegen sind in Versailles, hauptsächlich auf das Drängen Frankreichs hin, jene schmachvollen Entwaffnungsbestimmungen aufgezwungen worden, die uns die allgemeine Wehrpflicht nahmen und einem Großstaat wie Deutschland zumuten, für alle Zukunft sich mit einem Söldnerheer zu begnügen, das schon zahlenmäßig dem Heere der benachbarten Kleinstaaten (Polen, Tschechei) hoffnungslos unterlegen, dazu aller modernen Kampfswaffen (schwere Artillerie, Tanks, Gas, Flieger) entblößt ist! Dazu die entwürdigende Kontrolle durch



W. Lohndorf 14

Johannpfeil der Vörsammlung Jaller 6. Rosen.

ein Heer von Schnüffelkommissionen, deren ungeheure Gehälter — ein einfacher Soldat der Kommission bezog z. B. im Oktober 1922 mehr Gehalt als ein deutscher General oder Staatssekretär! — von Deutschland zu tragen sind, die Schleifung unserer Festungen, das Verbot des Baues von Luftschiffen und von kriegsbrauchbaren Flugzeugen usw. Dazu ferner politische „Servituten“ für die Zukunft, wie das Verbot des Anschlusses von Deutsch-Österreich, oder dauernde Verpflichtungen handelspolitischer Art, von der schmachvollen internationalen Aufsicht über unsere deutschen Ströme bis herab zu dem Verbot an die Hersteller deutschen Weinbrandes, ihre Erzeugnisse als „Cognac“ zu bezeichnen! Wie ein unentrinnbares Netz halten uns die Bestimmungen von Versailles auf allen Gebieten gefesselt, hindern unsere Gesundung, unsern Wiederaufstieg, und sollen es nach dem Willen Frankreichs für alle Zeiten. Wahrlich, wir Deutschen sind Stümper in der Kunst, Friedensverträge zu entwerfen! Wie man mit Daumenschrauben und droffelnder Schlinge dem Besiegten den letzten Seller, den letzten Blutstropfen, den letzten Seufzer der Verzweiflung erpreßt — von den französischen Friedensmachern könnten wir es lernen, wenn wir es lernen — wollten!

Noch in anderer Hinsicht weicht die französische Auffassung vom Frieden grundlegend von der deutschen ab. Finanzielle Ausplünderung des wehrlosen Besiegten gehört von jeher zu den Traditionen französischer Geschichte. Nach dem Siege über Preußen im Jahre 1806 haben Napoleon und sein Generalintendant Daru es verstanden, statt der etwa 20 Millionen Franken rückständiger Kontributionen, die Preußen vertraglich zu zahlen hatte, dem verarmten Lande in 2 Jahren fast 1130 Millionen abzupressen! Und wieder war es Frankreich, das auf der Pariser Konferenz der Alliierten 1919 es verstanden hat, den Sinn des Vertrages zu fälschen und aus unserer begrenzten Ersatzpflicht für die Schäden der Zivilbevölkerung eine unbegrenzte Erstattung aller Kriegskosten der Alliierten zu machen. Statt etwa 30—40 Goldmilliarden, die wir nach dem Vorvertrage zu zahlen gehabt hätten, kam so jene wahnwitzige Summe von 132 Goldmilliarden heraus, die 1921 in London festgesetzt wurde und auch heute noch gilt.

Von dieser Summe soll Frankreich allein etwa 70 Goldmilliarden erhalten. Man vergleiche diese Zahlung, die dem durch vierjährigen Krieg und Handelsblockade ruinierten Deutschland zugemutet wird, mit den 4 Milliarden Goldmark, die das reiche Frankreich 1871 zu zahlen hatte!

Bei der Abtretung Elsaß-Lothringens 1871 ist deutscherseits für die elsass-lothringischen Strecken der französischen Ostbahnen eine stattliche Entschädigung von 325 Millionen Franken gezahlt worden. Frankreich hat dagegen 1919 mit dem gesamten Reichs- und Staatseigentum des Reichslandes auch das erheblich erweiterte und ausgebaute Eisenbahnnetz des wieder geraubten Landes mit allem zugehörigen Material ohne jede Entschädigung sich abtreten lassen.

Mit unerhörter Brutalität hat Frankreich nach 1918 mehrere Hunderttausende deutschgesinnter Einwohner Elsaß-Lothringens vertrieben; ihr Grundbesitz wurde, wie überhaupt alles deutsche Privateigentum in ganz Frankreich, beschlagnahmt und versteigert, ebenso ihr beweglicher Besitz an Möbeln usw.; den ausgewiesenen Professoren der Straßburger Universität wurden ihre Privatbibliotheken, Sammlungen, Instrumente, ihr gesamtes wissenschaftliches Arbeitszeug genommen. Nur 2 Zentner Gepäck wurde den abziehenden Deutschen (im Höchstfalle!) mitzunehmen gestattet, die Ausweisungsbefehle gewöhnlich mit eintägiger Befristung erlassen! Man vergleiche mit diesem schamlosen Raub deutschen Privateigentums die großmütige Bestimmung des Frankfurter Friedens: „Einwohnern in den abgetretenen Gebieten (Elsaß-Lothringen), welche Franzosen bleiben wollen, steht es frei, auch in den mit Deutschland verbundenen Territorien gelegene Immobilien zu behalten.“ Heute ist dort sogar jede Beteiligung von Reichsdeutschen an wirtschaftlichen Unternehmungen irgendwelcher Art durch Friedensvertrag untersagt!

Wie das besiegte Frankreich von 1870, so hat auch das siegreiche von 1918 weit über Kriegsende hinaus die Gefühle fanatischen Hasses, unersättlicher Rachsucht gepflegt. Auch hierin sehen wir eine Wesensverschiedenheit deutscher und französischer Sinnesart. Für den Deutschen ist, wenn die Waffen entschieden haben, der Krieg und damit die

Zeit des Völkerhasses vorbei. Welche echt christliche, menschlich edle Gesinnung spricht aus den — nicht für die Öffentlichkeit bestimmten — Worten Kaiser Wilhelms I. am 26. Februar 1871, als er die Nachricht vom Abschluß des Vorfriedens erhielt: „Es ist eine große und herrliche Sache für uns, eine schwere für Frankreich, wie es einst der Friede von Tilsit war! Möge das Unglück, welches Frankreich jetzt getroffen, der Nation eben so sehr zum Segen werden, wie es für uns damals unser Unglück geworden ist.“ Man vergleiche damit Clemenceaus Wort nach Friedensschluß: „Es gibt 20 Millionen Deutsche zu viel!“ Unser Volk, das in den letzten vier Jahrhunderten wahrlich genug Drangsal von dem Erbfeinde im Westen erduldet hat, besitzt kein Schimpfwort für ihn, wie es der Franzose für uns in seinem „Boche“ hat, das man selbst bei amtlichen Anlässen aus dem Munde französischer Minister hören kann. Keinem deutschen Staatsmann ist es 1871 eingefallen, bei Friedensschluß die Bestrafung der französischen Beamten zu fordern, die die Bevölkerung zu jenem verruchten, völkerrechtswidrigen Franktireurkrieg aufgehetzt hatten, der so vielen deutschen Soldaten das Leben gekostet hat. Noch heute aber tagen gegen deutsche „Kriegsverbrecher“ jene französischen Kriegsgerichte, die dafür zu sorgen haben, daß Deutschenhaß und -hete in Frankreich und in der Welt nicht aussterben. Nicht weniger als 880 Namen, darunter Bethmann-Hollweg, Sindenburg, Ludendorff, Tirpitz, standen auf der Kriegsverbrecherliste, deutsche Volksgenossen aller Bevölkerungskreise, die wir laut „Friedensvertrag“ an ihre haßtrunkenen Henker hätten ausliefern müssen, wenn nicht das deutsche Volk wie ein Mann diese letzte Schmach von sich gewiesen hätte. Die Scheußlichkeiten, die wahrhaft viehischen Menschenquälereien, denen unsere Kriegsgefangenen auch nach Kriegsende noch seitens der „ritterlichen Nation“ ausgesetzt waren, zeigen den Abgrund, der zwischen deutschem und französischem Geist klast. Nach der Pariser Zeitung „L'Oeuvre“ erließ der Kommandant eines großen Gefangenenlagers am 8. Januar 1919 (!) folgenden Tagesbefehl: „Wenn der sträfliche Mißbrauch mit den für die Schweine bestimmten Speiseresten nicht aufhört, die man in schlecht verstandenem Mitleid den Deutschen und Österreichern zur Verfügung stellt, werde ich mich veranlaßt sehen, alle Schweine zu verkaufen, und ihr, französische Soldaten, mögt dann über mangelhafte Ernährung klagen.“

Wahre Ritterlichkeit zeigt sich in der Schonung der Gefühle des Besiegten. Und ohne in nationalen Dünkel zu verfallen, können wir feststellen: auch in dieser Hinsicht steht deutsche Art turmhoch über der französischen. Wir wollen absehen von der verletzenden, hochfahrenden Tonart, die das siegreiche Frankreich bei allen Verhandlungen uns gegenüber anschlügt, von der prahlenden Siegeregeste, die seine Vertreter bei jeder Gelegenheit zur Schau tragen. Aber unvergessen sollten in unserem Volke jene Gefühlsroheiten bleiben, die uns bewusst demütigen, uns unsere Niederlage besonders schmerzhaft fühlen lassen sollten: als Tag der feierlichen Eröffnung der Pariser Friedenskonferenz wählten die französischen Staatsmänner im Jahre 1919 den 18. Januar, den Tag der Kaiserproklamation in Versailles! Und an derselben Stätte, wo einst mit diesem, in der deutschen Geschichte ewig denkwürdigen Ereignis das Werk der Reichsgründung seine Krönung gefunden hatte, im Spiegelsaal des Versailler Schlosses, haben am 28. Juni 1919 die deutschen Vertreter die erpreßte Unterschrift unter den Frieden der Schmach und der Vernichtung setzen müssen! Während Bismarck während der Friedensverhandlungen es nie unterließ, den französischen Unterhändler Thiers beim Abschied persönlich die Treppe hinunterzuleiten, wurde die deutsche Friedensdelegation in Paris in der unwürdigsten Weise behandelt; ihre Mitglieder wurden wie Gefangene gehalten; für „Spaziergänge“ stand ihnen ein Raum von 4 Meter Breite und 16 Meter Länge zur Verfügung, hinter dessen Staketenzaun Hunderte von Franzosen die Vertreter Deutschlands wie wilde Tiere anstierten, beschimpften und belästigten! Wir stellen dieser französischen Geistesverfassung die Worte des Befehlshabers der deutschen Besatzungstruppen in Frankreich, des Generals v. Manteuffel, gegenüber, der am 12. Februar 1872 in einem vertraulichen Rundschreiben an die ihm unterstellten Kommandos betonte: „Vornehm ist es, den überwundenen Gegner seine Niederlage nicht auf Schritt und Tritt fühlen zu lassen, und selbst ehet sich der Sieger und erhöht selbst den Glanz seines Sieges, wenn er nach diesem dem Gegner Ebenbürtigkeit zugesteht.“ Daß in diesem Geiste deutscherseits wirklich verfahren worden ist, hat der damalige leitende Staatsmann Frankreichs, Thiers, selbst des Öfteren bezeugt; immer wieder hat er Manteuffel gedankt für die „unvergleichliche Vor-

nehmheit und Großmut, für die erhabene Art, in der er die Pflichten eines Oberbefehlshabers einer Besatzungsarmee aufgefaßt habe. Als Mensch und als Staatsbürger werde er Manteuffel ewige Dankbarkeit bewahren“.

2. Besetzung feindlichen Landes einst und jetzt.

Eindrucksvoller und schlagender noch als aus den obigen Gegenüberstellungen tritt der Gegensatz zwischen „unserem“ und „ihrem“ Geist uns entgegen, wenn wir die deutsche Besetzung französischen Landes in den Jahren 1871 bis 1873 vergleichen mit der französischen Okkupation des Rheinlands nach 1918.

Die deutsche Besetzung diente, ohne jede politische Hinterabsicht, lediglich als Pfand für die Zahlung der Kriegsschädigung. Das besetzte Gebiet wurde, streng nach den Verträgen, im Verhältnis zu den geleisteten Zahlungen etappenweise geräumt. Schon 2 Monate nach Bestätigung des Friedensvertrags fand die erste Räumung statt; infolge früherer Zahlungen Frankreichs und deutschen Entgegenkommens fand die Besetzung bereits im September 1873, ein halbes Jahr früher als im Friedensvertrag vorgesehen, ihr Ende.

Die Rheinlandbesetzung hingegen ist Bürgschaft nicht nur für die deutschen Entschädigungszahlungen, sondern für Erfüllung des gesamten Inhalts des Friedensvertrags mit seinen Hunderten von Bestimmungen. Da aber dieser nach dem Urteil der gesamten Welt, außer Frankreich, unausführbar ist, müssen wir mit einer ewigen Besetzung rechnen, wenn nicht die Weltlage sich ändert. Nach französischer Auffassung haben zudem die vereinbarten Räumungsfristen von 5, 10 und 15 Jahren noch nicht zu laufen begonnen! Und selbst wenn Deutschland alle Bedingungen erfüllte, kann Frankreich immer noch die Räumung nach Belieben verzögern. Denn nach dem Vertrage dürfen die Verbündeten die Zurückziehung der Truppen aufschieben, wenn sie „die Sicherheit gegen einen Angriff Deutschlands für nicht hinreichend erachten“. Frankreich, das sich ewig „bedroht“ fühlen wird, solange wir noch ein Pfund Pulver und eine Vogelflinte besitzen, wird von diesem Recht natürlich Gebrauch machen. Denn seine Rheinlandbesetzung verfolgt ja, wie oben gezeigt, ausschließlich politische Zwecke.

Auch in dem Verhältnis der Besatzungsbehörden zur Zivilverwaltung der besetzten Gebiete besteht ein schreiender Gegensatz zwischen einst und jetzt. Den französischen Behörden ist 1871 bereits lange vor dem Frankfurter Frieden die Verwaltung zurückgegeben worden; die ihnen anfangs noch beigegebenen deutschen Zivilkommissare hat der Oberbefehlshaber der Besatzungsarmee, General v. Manteuffel, schon Ende Juli 1871 alle bis auf einen nach Hause geschickt. Das Recht, französische Beamte des besetzten Gebietes abzusetzen oder neu ernannte nicht zuzulassen, hatten die deutschen Militärbehörden nicht; Ausweisungen von Beamten sind nicht vorgekommen, Verordnungen in Verwaltungsangelegenheiten nicht erlassen worden. Maßnahmen für die Sicherheit der Besatzungstruppen wurden nicht, wie man berechtigt gewesen wäre, durch Befehl, sondern durch Verständigung mit den französischen Behörden vorgenommen. Deutsche Soldaten, die das besetzte Gebiet betraten, ohne zur Besatzungsarmee zu gehören, mußten französische Pässe haben! Gegenüber der oft geradezu frechen Tonart, deren sich die französischen Beamten im besetzten Gebiet in amtlichen Eingaben gegenüber dem deutschen Militärbedienten („Barbaren“, „Soldknechte“, „Wilde“), haben unsere Besatzungstruppen eine unbegreifliche Langmut entwickelt. Die gesamte französische Verwaltung, Steuereinzahlung, Arbeit und Industrie blieben völlig ungestört durch deutsche Eingriffe. Die französischen Rekrutenaushebungen durften auch im besetzten Gebiet mit dem üblichen Tamtam vorgenommen werden, und die deutschen Soldaten durften an solchen Tagen erhöhten französischen Nationalgefühls die Gastwirtschaften nicht betreten!

Welch anderes Bild bietet die Rheinlandbesetzung! Da ist die hohe alliierte Rheinlandkommission, die ganz unter Einfluss Frankreichs steht, dessen gefügiges Werkzeug sie auch bei dem Ruhreinbruch war. Sie kann für das besetzte Gebiet Verordnungen mit Gesetzeskraft erlassen und hat das im Übermaß (1923 schon über 200!) getan. Statt der vertragsmäßigen vier Mitglieder der Kommission hat man schon 1922 nicht weniger als 1300 Angehörige derselben gezählt, die alle von Deutschland zu unterhalten waren. Entgegen dem Versailler Vertrag und dem Rheinlandabkommen ist das ganze Gebiet überzogen mit



Vorwerk Mühlstein
 z. Kammergut Zella bei Weimar gebrüht.

einem Weg von 75 Kreis- und 11 Bezirksdelegierten, die eifrig das Werk der „friedlichen Durchdringung“ betreiben. Die deutschen Behörden sind bei Strafe der Abberufung an die Verordnungen der Kommission gebunden. Die vertraglichen und die angemessenen Rechte dieser Rheinlandkommission werden von Frankreich offen benützt, um die deutsche Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung im besetzten Gebiet lahmzulegen, das Rheinland dem Reiche zu entfremden, die deutschgesinnte Bevölkerung zu vergewaltigen und zu quälen. Nach vielen Tausenden zählen die Fälle, wo deutsche Beamte, weil sie ihrem Vaterlande und ihrem Diensteide treu blieben, zu schweren Gefängnisstrafen verurteilt und ausgewiesen wurden. So hat sich eine Herrschaft brutalster Willkür herausgebildet, durch die die Bevölkerung mürbe gemacht und das große Ziel der Losreißung des Rheinlandes vorbereitet werden soll.

Die Kosten für diese „friedliche Durchdringung“ hat Deutschland zu tragen! Immer unerträglicher sind die Besatzungskosten angewachsen. Während 1871 die Stärke des Besatzungsheeres vertraglich genau festgelegt war, im Verhältnis der Räumung schnell abnahm und seit November 1871 nur noch 50 000 Mann betrug, ist die Stärke der Rheinlandbesatzung ganz der Willkür der Sieger anheimgestellt. In dem besetzten Gebiet, in dem vor dem Kriege 70 000 Mann in 28 Garnisonen lagen, steht jetzt etwa die doppelte Truppenzahl in 220 Garnisonen. Die deutsche Besatzungsarmee hatte 1871 kein Recht zu Requisitionen, während die Franzosen im Rheinland dies Recht haben und in brutalster Weise ausnutzen: vom Küchengerät bis zum Konzertflügel, von den vielen Tausenden von Wein- und Sektgläsern bis zu den Frisiertoiletten für ihre Dirnen wird „requiriert“.

Was war damals, was ist jetzt von dem besetzten Staat zu tragen? Kurze Antwort: damals ein vertraglich streng festgesetztes Minimum, heute alles, was im weitesten Sinne mit

der Besetzung zusammenhängt. Frankreich hatte die Kosten zu tragen für Verpflegung und Unterbringung unserer Truppen; dagegen trug die deutsche Regierung damals die Kosten für Besoldung, Bewaffnung, Bekleidung, Ausrüstung, Beförderung auf Eisenbahnen; Flurschaden bei Manövern wurde aus deutschen Mitteln ersetzt. Alle diese Lasten hat Deutschland heute für die Rheinlandbesatzung zu tragen, aber darüber hinaus die Kosten für Unterbringung der Familien der Zivilbeamten und Offiziere, bis zu ihren entferntesten Verwandten und ihren Dienern, für das Flugwesen, für Veterinär- und Remontewesen, für die Ausbildung der Truppen und ihre Unterhaltung (Bau von Theatern, Kinos, Spiel- und Sportplätzen). Während damals die Besatzungsbehörden mit größter Strenge darauf hielten, daß über die rechtmäßigen Ansprüche nicht hinausgegangen werde, erheben heute unsere Blutsauger die wahnwitzigsten vertragswidrigen Forderungen und setzen sie mit brutaler Gewalt durch.

Frankreich hat für die deutsche Besatzung im Ganzen etwa 340 Millionen Franken aufwenden müssen. Die Kosten für die Rheinlandbesatzung haben, nur für das altbesetzte Gebiet und nur bis zum 30. April 1922, schon 5248 Millionen Goldfranken, d. h. mehr als die ganze französische Kriegsschädigung von 1871 betragen!

Kein krasserer Gegensatz ist denkbar als der zwischen den bescheidenen Unterkunftsverhältnissen der einstigen deutschen Besatzung und den tollen Ansprüchen der „Sieger“ von heute! Um der französischen Bevölkerung die Last drückender Einquartierung zu ersparen, haben unsere Truppen, auch die jüngeren Offiziere, zum großen Teil mit dürftigen Holzbaracken vorlieb nehmen müssen. Das Verfahren, die Einwohner mit eintägiger Frist aus ihren Wohnungen zu verdrängen, in denen sie die gesamte Möbel-, Wäsche- und Geschirrausstattung zurücklassen müssen, das ist erst durch die „grande nation“ erfunden

worden! Damals stand dem Leutnant nur eine Stube zu, und ein Sofa gehörte für Leutnants und Hauptleute, wie Manteuffel persönlich einschärfte, nicht zur Ausstattung des Quartiers! Irgendwelche Anschaffungen zur Ausstattung der Quartiere wurden nicht verlangt. Die Familien der Offiziere, die in selbstgemieteten Räumen zu wohnen hatten, mußten sich alles Nötige mitbringen oder kaufen.

Demgegenüber lassen wir einige Zahlen sprechen, die ein Bild geben von dem schamlosen Schmarogertum der Rheinlandbesatzung. Allein in den 1½ Jahren vom Herbst 1920 bis Sommer 1922 mußten deutscherseits geliefert werden: 1400 Salons, 2600 Herrenzimmer, 5000 Speisezimmer, 10300 Schlafzimmer, 4660 Küchen; außerdem: 180 Klumböbelgarnituren, 2900 Klubsessel, 8100 Korbmöbel und -garnituren, 3500 Kinderbetten, 3000 Chaiselongues, 800 Damenschreibtische, 500 Frisiertoiletten, 15800 Speise- und Kaffeeservice, 124500 Weingläser, 58000 Sektgläser, 58000 Likörgläser, 18000 Teppiche, 16000 elektrische Bügeleisen, 40000 Gardinen, 268 Kilometer Gardinstoff, 680 Kilometer Bettuchstoff (ein Leinwandband, in Lakenbreite von London nach Neapel zu spannen), außerdem aber 450000 Bettlaken usw. usw. Durch die maßlosen Quartierforderungen der Offiziere und ihrer in dies Schmarogertum zugezogenen Familien ist im besetzten Gebiet die Wohnungsnot ins Unerträgliche gesteigert. Die finanziell längst ruinierten Städte müssen große Neubauten für Kasernen, Munitionsdepots usw. ausführen. Auch die Anlage von Schieß-, Flug- und Sportplätzen verschlingt Unsummen zu Lasten des Reichs; viele Tausende von Morgen besten Ackerlandes sind dafür beschlagnahmt.

Niemals ist während der deutschen Besetzung die Errichtung von Städten gewerbmäßiger Unzucht gefordert worden. Die Franzosen haben — als einzige der Besatzungsmächte — deren Anlage in allen besetzten Städten verlangt. Auch diese Kosten trägt natürlich Deutschland.

Alle unbequemen Widerstände, Proteste und Hemmnisse, die ihrer Entdeutschungs- und Ausplünderungspolitik im Wege stehen und denen rechtmäßig nicht beizukommen ist, wissen die französischen Machthaber mit der bequemen und dehnbaren Formel zu beseitigen, die „Sicherheit der Besatzungstruppen“ sei bedroht. Wie hat Deutschland 1871 die Sicherheit seiner Okkupationsarmee geschützt? Ein milderer und versöhnlicheres Verhalten als das damalige ist nicht gut denkbar. Während heute z. B. in der Pfalz erst auf flehentliche Eingaben wegen unerträglicher Spagenplage den Feldbütern das Abgeben von blinden (!) Schreckschüssen gestattet, deutschen Studenten bei ihren Kommersien nur der Gebrauch hölzerner Schläger von den tapferen Siegern erlaubt wurde, wurde damals nicht einmal eine allgemeine Waffenablieferung im besetzten Gebiet verlangt. Nur in Orten, wo mehrfach Mordanschläge gegen deutsche Soldaten vorgekommen waren, wurde sie verfügt. Während der ganzen Besetzung sind nur 3 Bestrafungen wegen verbotenen Waffentragens vorgekommen. Die Gendarmerie behielt ihre Waffen. Erst als die französische Bevölkerung im besetzten Gebiet, der angesichts der übergroßen Milde Manteuffels der Ramm geschwollen war, innerhalb von 9 Monaten 12 deutsche Soldaten aus fanatischem Nationalhaß ermordet, 14 schwer und 9 leicht verletzt hatte, fuhr Bismarck dazwischen. Die französische Regierung, die mehrere der gesuchten Mörder nicht ausgeliefert und ihrer Freisprechung durch die französischen Gerichte untätig zugeesehen hatte, wurde verwahrt; für Wiederholung solcher Fälle drohte Bismarck mit Wegführung von Geiseln. Daraufhin kamen in den folgenden 21 Monaten „nur“ noch 7 Mordanschläge vor, wodurch 2 Soldaten getötet und 2 schwer verletzt wurden.

In der ganzen Zeit der Besetzung sind nur in 93 Fällen Freiheitsstrafen, davon nur 8 über 1 Jahr und eine von 5 Jahren, in 2 Fällen die Todesstrafe verhängt worden. Damit vergleiche man die vielen Tausende von Jahren Zuchthaus und Gefängnis, die Todesurteile im besetzten Rheinland! Nur im ersten halben Jahr der Besetzung der Pfalz sind z. B. gegen 64 Pfälzer im ganzen 54 Jahre Gefängnis nebst hohen Geldstrafen verhängt worden!

Auch die Presse des Rheinlandes ist heute völlig geknebelt und steht unter strengster Zensur. In Tausenden von Fällen sind Zeitungen auf längere oder kürzere Zeit verboten worden, weil sie Nachrichten gebracht hatten, die zwar wahr, aber den Besatzungsbehörden un bequem waren, oder weil sie sich geweigert hatten, unwahre Berichte und deutschfeindliche Rundgebungen der Besatzungsbehörden abzudrucken. Die

deutschen „Sunnen“ kannten 1871 keine Zensur; Dreistigkeiten der französischen Presse im besetzten Gebiet, die häufig genug vorkamen, übersahen sie vornehm oder ließen die betreffende Zeitung in schweren Fällen durch die französischen Behörden verwarnen. Heute dient den Franzosen die Zensur nicht nur zur Niederhaltung jeder Kritik an ihrer Schandwirtschaft, sondern auch zur Aufrichtung einer geistigen Scheidewand zwischen dem Rheinland und dem übrigen Deutschland. Der Besitz von Radioanlagen wurde dem Rheinländer ebenso verboten wie das Singen der Nationalhymne oder gar der „Wacht am Rhein“!

Und nun zum trübsten Kapitel der Besatzungsnot, das aber zugleich am deutlichsten den Abstand zwischen deutscher Kultur und französischer „culture“ zeigt: Manneszucht, Menschlichkeit und Sittlichkeit der Truppen! Von der strengen Manneszucht, die Manteuffel nicht nur unter den Mannschaften, sondern auch im Offizierskorps hielt, zeugen zwei kleine Züge: ein deutscher Offizier erhielt Stubenarrest, weil er in Gegenwart eines französischen Eisenbahnbeamten einen derben, die Franzosen beleidigenden Ausdruck gebraucht hatte. Ein Anderer wurde kriegsgerichtlich bestraft, weil er einem Dienstmädchen, das ihm im Hotel eine Grimasse schnitt, auf frischer Tat eine Ohrfeige gegeben hatte! Von schwereren Vergehen sind in der ganzen Zeit der Besetzung von deutschen Soldaten verübt worden: 4 schuldhaft Tötungen, 7 schwere körperliche Verletzungen, 1 Raub, 1 Notzuchtversuch.

Von den französischen Kulturträgern schwarzer und weißer Farbe sind nur in der Zeit bis Oktober 1922 verübt worden: 32 vorsätzliche Tötungen und Mißhandlungen mit Todesfolge. (Die Zahl der fahrlässigen Tötungen, zumal durch das sinnlose Schießen der Posten, ist viel höher; allein in der Pfalz sind im ersten Halbjahr der Besetzung 30 deutsche Pfälzer fahrlässig oder absichtlich getötet worden.) Ferner 141 Sittlichkeitsverbrechen, zum großen Teil schwerster und gemeinster Art. Im Ruhrgebiet sind vom 11. Januar 1923 bis 1. August 1924 nicht weniger als 740 Körperverletzungen, davon 137 tödliche, festgestellt worden. Die Verwendung seiner schwarzen Bestien als Zwingherren in dem alten rheinischen Kulturgebiet hat dem „edlen Frankreich“ einen unauslöschlichen Stempel der Schande aufgedrückt. Wir greifen aus dem unerschöpflichen Anlagematerial gegen diese schwarzen Franzosen nur zwei Daten heraus: nur in Ludwigshafen und Umgebung und nur im ersten Halbjahr der Besetzung sind 7 deutsche Frauen und Mädchen im Alter von 15 bis 73 Jahren von schwarzen Franzosen vergewaltigt und mißhandelt worden, in Speyer in einer Woche 3 Notzuchtverbrechen und 3 Körperverletzungen an Frauen begangen worden. Im November 1922 wurden auf dem Truppenübungsplatz Ludwigswinkel 19 Fälle widernatürlicher Unzucht an Knaben zwischen 12 und 17 Jahren festgestellt.

Der frühere italienische Ministerpräsident Nitti schrieb über diese Untaten der französischen Besatzungstruppen in einem Zeitungsartikel u. A.: Im Interesse der menschlichen Würde halte er es für richtig, nicht wiederzugeben, was die von ihm in Deutschland, England und Amerika gesammelten Akten über die schwarze Schmach berichten. „Der Schmerzensschrei der deutschen Frau trifft unsere Seele. Er ist der furchtbarste Vorwurf, der christlichen Völkern gemacht wird, die angeblich mehrere Jahre für den Triumph der Zivilisation und Gerechtigkeit gekämpft haben.“

Wie urteilten neutrale Beobachter über die Haltung der deutschen Truppen in Frankreich? Ein Berichterstatter der „Times“ schrieb seinem Blatte aus Verdun: „Wie ist eine bewaffnete Macht besser in der Hand gehalten und fester von aller Tyrannei über ein besiegtes Volk zurückgehalten worden als die deutschen Besatzungstruppen.“ Auch französische Geschichtsschreiber wie G. May und A. Sorel haben rückhaltlos „die schöne und strenge Manneszucht der deutschen Armee“ anerkannt. Und als General v. Manteuffel am 16. April 1873 den Geburtstag des französischen Staatspräsidenten Thiers im Kreise seiner Offiziere und der höheren französischen Beamten des besetzten Gebiets durch ein großes Bankett feierte (!), bezeugte ihm der Vertreter der französischen Regierung beim Oberkommando, Herr de Saint-Vallier, in seinem Trinkspruch, der General habe es durch seine edlen Eigenschaften der Gerechtigkeit, der Mäßigung, der Unparteilichkeit „verstanden, seine Aufgabe, die so schwierig gewesen ist, so schmerzlich für uns, in eine Mission der Beruhigung und der Versöhnung zu verwandeln“.

Und welches ist demgegenüber die Mission der Franzosen im Rheinland? Welches wird ihr Andenken sein, wenn wir einst, so Gott will, den heiligen deutschen Boden von der Pest befreit haben? Wir führen die Worte eines Engländers, E. V. Bennett, an, der ihr Treiben mit eigenen Augen hat beobachten können: „Das Beweismaterial ist mannigfaltig, sich häufend und unwiderstehlich. Und wenn der Tag kommt,

an dem die Franzosen endgültig aus dem Rheinland verschwinden, werden sie einen Namen des Ekels und des Abscheus hinter sich lassen, der verflucht werden wird von Geschlecht zu Geschlecht.“

Wir haben diesen Worten nichts hinzuzufügen. Wer „Wir“ sind und wer „Sie“ — wir wissen es. Aber sorgen wir alle dafür, daß auch die Welt es erfahre!



Zwei Lesefrüchte aus „Die Tragödie Europas — und Amerika!“

Von Francesco Nitti, 1919 italienischer Ministerpräsident.

Nachdem ich den Vertrag von Versailles mehrmals in allen seinen Einzelheiten geprüft habe, habe ich mich überzeugt, daß er nicht nur im Geiste des Hasses und der Friedensfeindschaft gedacht und abgefaßt ist und sozusagen eine Enzyklopädie sämtlicher möglicher Arten und Methoden des Raubes bildet, sondern daß es auch geriebenen Leuten gelungen ist, ohne Vorwissen oder Vermuten der verantwortlichen Vertreter der Großmächte eine Reihe von Bestimmungen in ihn hineinzuschmuggeln, die zu jeder künftigen Gewalttätigkeit den Vorwand zu liefern geeignet sind. Das lange vorher entworfene Programm Frankreichs, Deutschland zu zerstückeln und mittels der Herrschaft über Kohle und Eisen Europa zu beherrschen, hat im Vertrag zu Versailles seinen in jeder Einzelheit ausgeführten und mit jeder Möglichkeit rechnenden Feldzugsplan gefunden; das große Mittel, den imperialistischen Zweck zu erreichen, ist die Reparationsfrage.

Frankreich hat den Krieg gewonnen, unterstützt vom Glück und dank der Mithilfe aller freien Völker, aber es hat auf nichts zu verzichten vermocht und nur die Gewalttätigkeit verschärft; es hat den Deutschen Demütigungen und Leiden auferlegt, wie die siegreichen Deutschen es nie zu tun versucht. Was wäre 1815 und 1870 aus Frankreich geworden, wenn die Deutschen so verfahren wären, wie die Franzosen heute gegen Deutschland verfahren? Ich weiß nicht, wie Frankreich die endlose Reihe von Gewalttaten und Beraubungen, das ganze teuflische System berechneter Zerstörung und Zerstückung ertragen hätte, das Frankreich gegen Deutschland in Anwendung bringt, aber das Eine weiß ich, daß Deutschland sich niemals mit den Verbrechen seiner Besieger besudelt hat.

• • •

Ich will euch schmieden
mit dem schwersten Hammer,
Mit dem ich Völker präge,
mit dem Schmerz,
Bis aus der Flammenglut
von Schmach und Jammer
Wie blanker Stahl
erglänzt das deutsche Herz.

Ich will euch lehren
eure Heimat lieben,
Statt eilen Hirtelanz
und welschen Tand,
Mit Donnerschlägen
sei in euch geschrieben
Dies eine heil'ge Wort nur:
Vaterland!

Max Bower.



Glaube an Deutschland.

Was ist in diesem Deutschland — von Schwaben bis zum Meer, vom Rhein bis zur Weichsel — an größtem Menschheitsbesitz geschaffen worden! Welches Land kann sich so vieler, so großer schöpferischer Geister auf allen Gebieten rühmen, wie unser armes, geschmähtes Deutschland?! Wenn wir nur die Männer nennen wollen, die für die ganze Menschheit Bedeutung gewannen, — wie gewaltig ist ihre Zahl in unserer Geistesgeschichte!

Nehmen Sie nur die Musiker Bach, Gluck, Beethoven, Mozart, Schubert, Wagner, ohne die die Welt stumm und ohne Melodie wäre!

Nehmen Sie die Dichter von Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach bis zu Goethe, dem Größten, den die Neuzeit auf diesem Erdborn gebar!

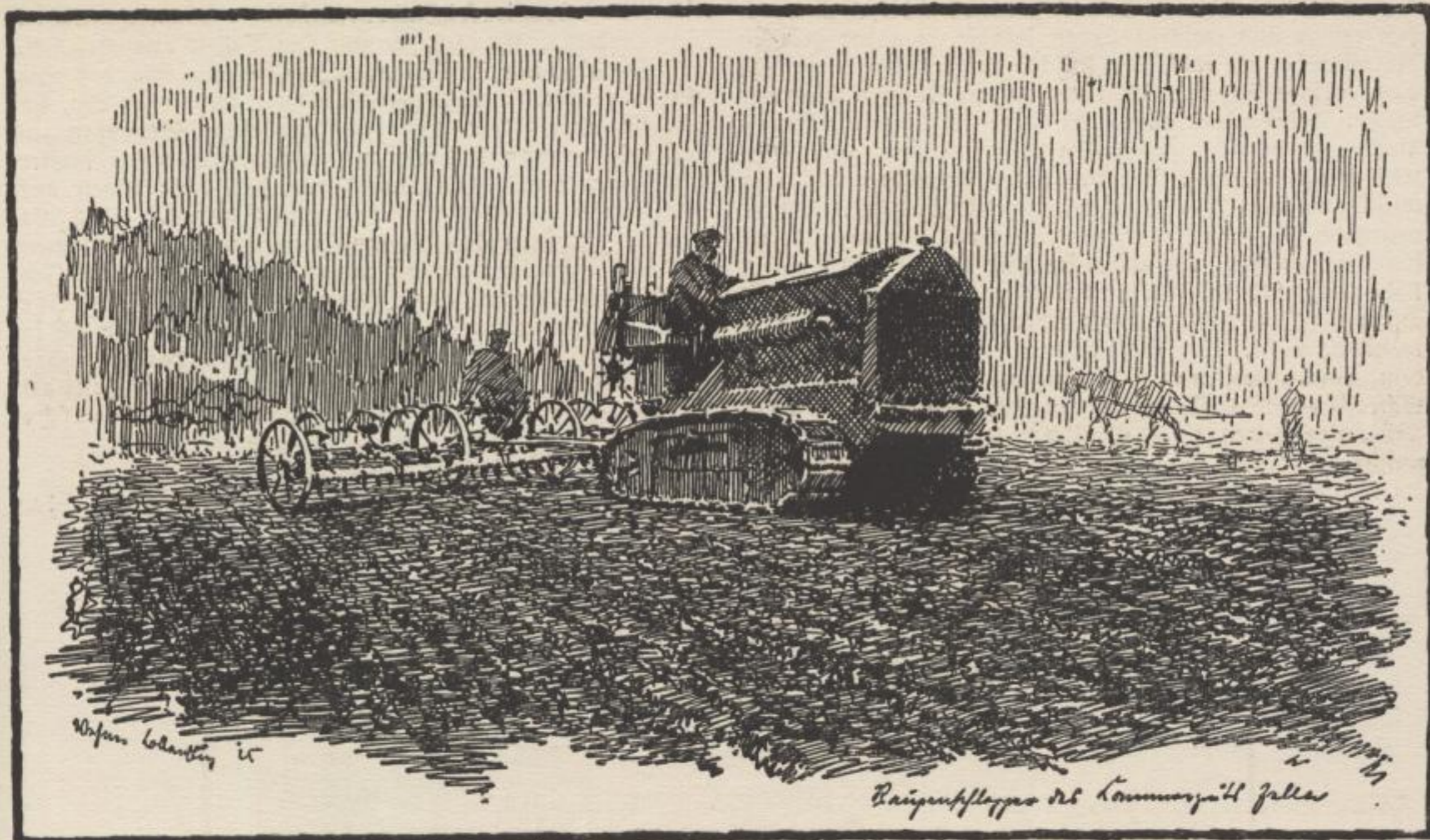
Nehmen Sie von den Malern nur Matthias Grünewald, Dürer, Holbein; von den religiösen Genies Meister Eckard und Luther; von den Philosophen Kant, Schopenhauer, Nietzsche; von den großen Erforschern der Sonne und ihres Systems Kopernikus und Kepler!

Weht es uns nicht wie Geistesatem schon aus dieser trockenen Aufzählung an? Saßt unsere armen, von Not und Sorgen zermürbten und bedrückten, noch immer unter den Schwierigkeiten des täglichen Lebens seufzenden Seelen nicht bei diesen Namen, beim Denken an die Fülle, beim Überblicken dieses Reich uns an unvergänglichen Männern und ihren ewigen Werken Unbekümmertheit, Freude, Glück?

Schauen Sie zurück durch die deutsche Geschichte, so weit Ihr Auge reicht: immer wieder wird Ihnen neben Gedeihen und Blühen dasselbe begegnen, was Sie heute erleben: Feinde im Land, Not und Gefahr, Hunger und Elend. Und immer wieder das Freiwerden und Überwinden, das Sichaufrichten und das gläubige Weiterleben, Weiterwirken, Weiterfruchtbarsein. Und immer wieder das Auftreten großer, führender Männer, wenn die Zeit erfüllt ist! So können wir aus allem Traurigen, was unserem Lande schon begegnet ist, als Bestes schöpfen: Ein unendliches, tiefes Vertrauen, einen unerschütterlichen Glauben an Deutschland!

Wilhelm von Scholz.





Michael Sainisch, Landwirt und Bundespräsident von Deutsch-Oesterreich.

An Lucius Quinctius Cincinnatus mußte man denken, als vor nunmehr 5 Jahren die Nachricht kam, daß Dr. Michael Sainisch zum Präsidenten von Deutsch-Oesterreich gewählt worden sei. Vom Pfluge holten die Römer ihren Cincinnatus in höchster Not, als im 5. Jahrhundert v. Chr. der Bestand Roms durch inneren Hader und infolgedessen auch äußere Feinde bedroht war. Sie gaben ihm die Macht eines Diktators, einem Manne, der unter den Politikern eine Alltagsrolle zu spielen verschmähte, von dem aber doch jeder der betriebsamen Parteibonzen in Rom wußte, welche Kraft der Persönlichkeit in dem Einsamen steckte.

Auch das Mannestum von Sainisch ist von einem eigentümlichen Zauber umgeben. Ehrfurchtgebietend ist die Erscheinung dieses hohen Sechzigers. Ohne Steifheit kommt er, aufgerichtet, daher, silbern ziert ihn ein voller Bart, unter hoher Stirne leuchten ein Paar sehr fluge, dabei gütige Augen. Eine unerschütterliche Ruhe beseelt ihn, und doch verbindet sogleich die leicht österreichisch-mundartliche Färbung seiner Sprache jeden Eindruck von Pose und Pathetik. Nicht leicht wird äußere Unabhängigkeit und innere Freiheit durch ein Mannesbild so gut dargestellt wie durch ihn. Unabhängig ist er als mustergültiger Gutsbesitzer von großem Erfolge. Und frei ist er durch die große Erfahrung und den Niederschlag seiner umfassenden Bildung, die die Betätigung vielseitiger Interessen ihm in einem langen Leben verschafft haben.

Wohl fesselte ihn von jeher die Politik mit aller Kraft; eine ständige Wohnung in Wien gab dem sonst landsässigen Ackerbauern in Zeiten des Ruhens und des Reisens in der Natur die Gelegenheit, sich im Gange der Staatsangelegenheiten umzutun. Wer als Norddeutscher mit ihm sprach, merkte rasch heraus, wie

gut er das politische Treiben in der einstmaligen Phäakenstadt an der Donau kannte. Aber niemals verschlang ihn das niederziehende Getriebe eines Parteiorganismus. Er behielt Fühlung mit den bedeutenderen Köpfen in fast allen Parteien und bewahrte sich die Unabhängigkeit seines Urteils, zu dessen Bildung es nur zwei Pole für ihn gab: seine kerndeutsche und seine sozial-reformatorische Gesinnung.

Aus der Stille also wurde dieser unabhängige, freie Mann hervorgeholt. Aber ein kleiner Kreis der Reichsdeutschen kannte ihn lange schon gut: das waren die Mitglieder des Vereins für Sozialpolitik. Im Ausschusse dieser alterwürdigen Körperschaft, einer Gründung Gustav Schmollers, des Unvergesslichen, aus dem Jahre 1872, die im Gegensatz zu sehr vielen reichsdeutschen freien Vereinigungen von jeher Deutsch-Oesterreich mitumfaßte, hat Sainisch seit einigen zwanzig Jahren eine angesehene Stellung eingenommen und wurde schließlich zum Vizepräsidenten gewählt.

Im Herbst 1919 trat Sainisch in seiner ganzen Persönlichkeit, als Mensch und Politiker, vielen Deutschen einprägsam vor Augen, als er im alten Reichssaale zu Regensburg den Dank der Deutsch-Oesterreicher für die Begrüßung durch den Vorsitzenden oben genannten Vereins und auch dafür aussprach, daß nach den fluchwürdigen „Friedensschlüssen“ von Versailles und St. Germain ohne Furcht vor den fremden Machthabern die Frage des Anschlusses von Deutsch-Oesterreich an das Reich auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Sainisch sprach damals in seiner Dankagung Worte, die so charakteristisch für sein Wesen und so gut deutsch und allgemeingültig sind, daß sie hier zum Schlusse wiedergegeben seien:

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen bei dieser Gelegenheit etwas aus meinem Leben erzähle, von der größten Katastrophe, die mich persönlich getroffen hat, von dem Tode meines Sohnes. Von meinen drei Söhnen stand mir der zweite besonders nahe. Er hatte sich schon als kleines Kind eng an mich geschlossen und eine sehr gute Entwicklung genommen. Alle Bekannten, Freunde und Lehrer weisagten dem Jungen eine glänzende Zukunft. Als er neunzehn Jahre alt war, machte er mit mir eine Partie ins Hochgebirge. Er erkrankte hier scheinbar an einem Zahngeschwür, in Wirklichkeit aber an einer Blutvergiftung. Ich täuschte mich über die Schwere der Erkrankung nicht. Und so saß ich in meinem Blockhaus bei dem Sterbenden und sah hinaus ins Gebirge. Alle Schroffen und Gräben prägten sich meinem Gedächtnis auf ewige Zeiten ein. Endlich trat der Tod ein. Ich wußte in meinem Schmerz nicht, was ich anfangen sollte. Da kam am nächsten Tage ein Bauer zu mir, ein einfacher

Mann, mit dem ich seit Jahren auf einem freundschaftlichen Fuß verkehre. Er kam, um mir sein Beileid auszudrücken, und sagte zu mir im Dialekt: „Ich bedaure Sie, daß Sie ein so großes Unglück getroffen hat, aber sehen Sie, ich bin ein alter Mann und habe mir einen Grundsatz zu rechtgelegt: man soll nie zurückschauen, sondern immer nach vorwärts!“ Ich muß sagen, daß diese Worte auf mich einen tiefen Eindruck gemacht haben. Und als jetzt die erschütternden Ereignisse an uns herangekommen sind, da habe ich mich oft jenes Mannes erinnert. Ich möchte mir erlauben, auch Ihnen zuzurufen: Lassen Sie das Vergangene vergangen sein, sehen Sie frohen Mutes in die Zukunft und fangen Sie an, Material herbeizuschaffen zum Neubau eines Hauses für das große, unteilbare deutsche Volk!“

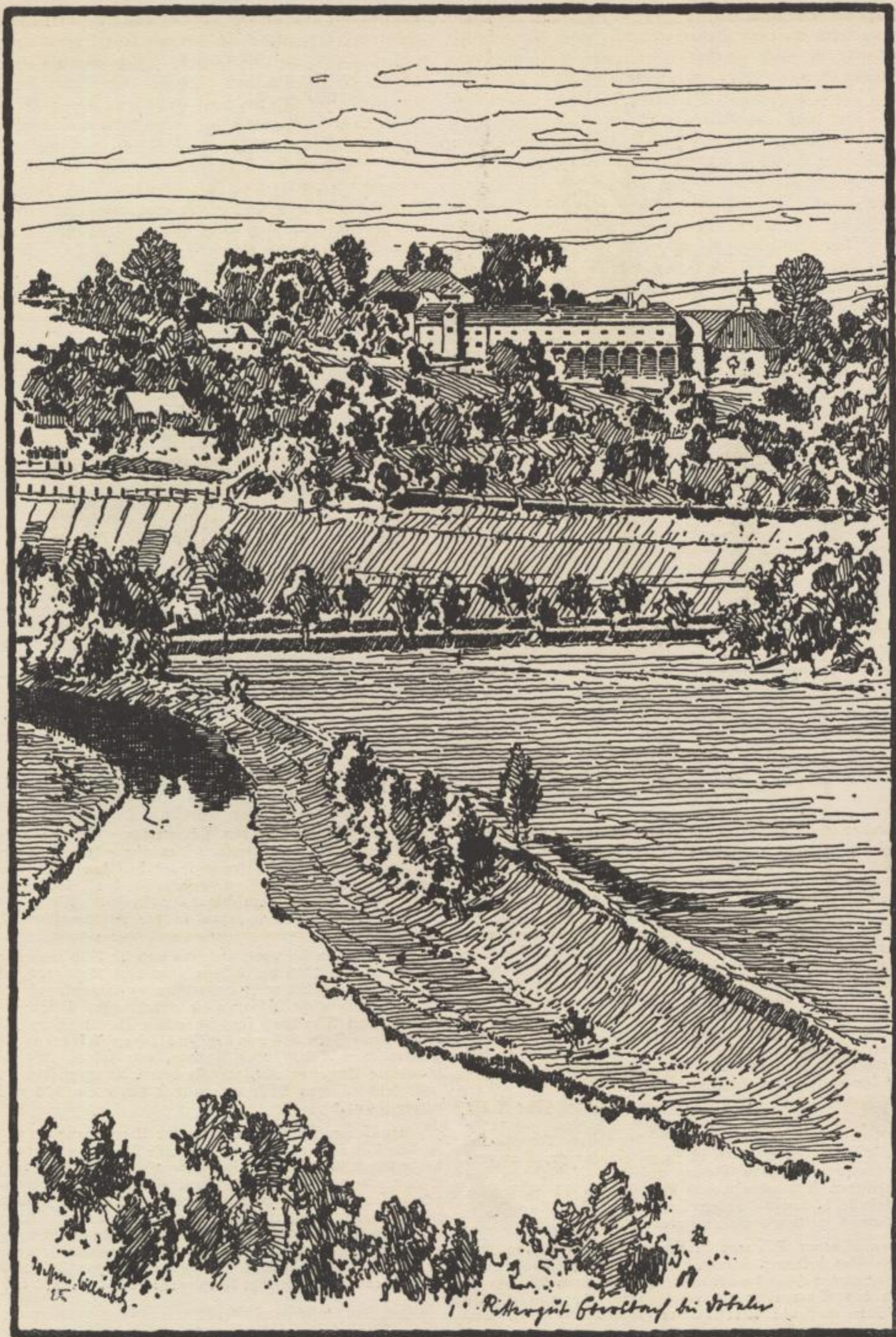
Nach Franz Boese in der T. N. v. Nov. 1919.

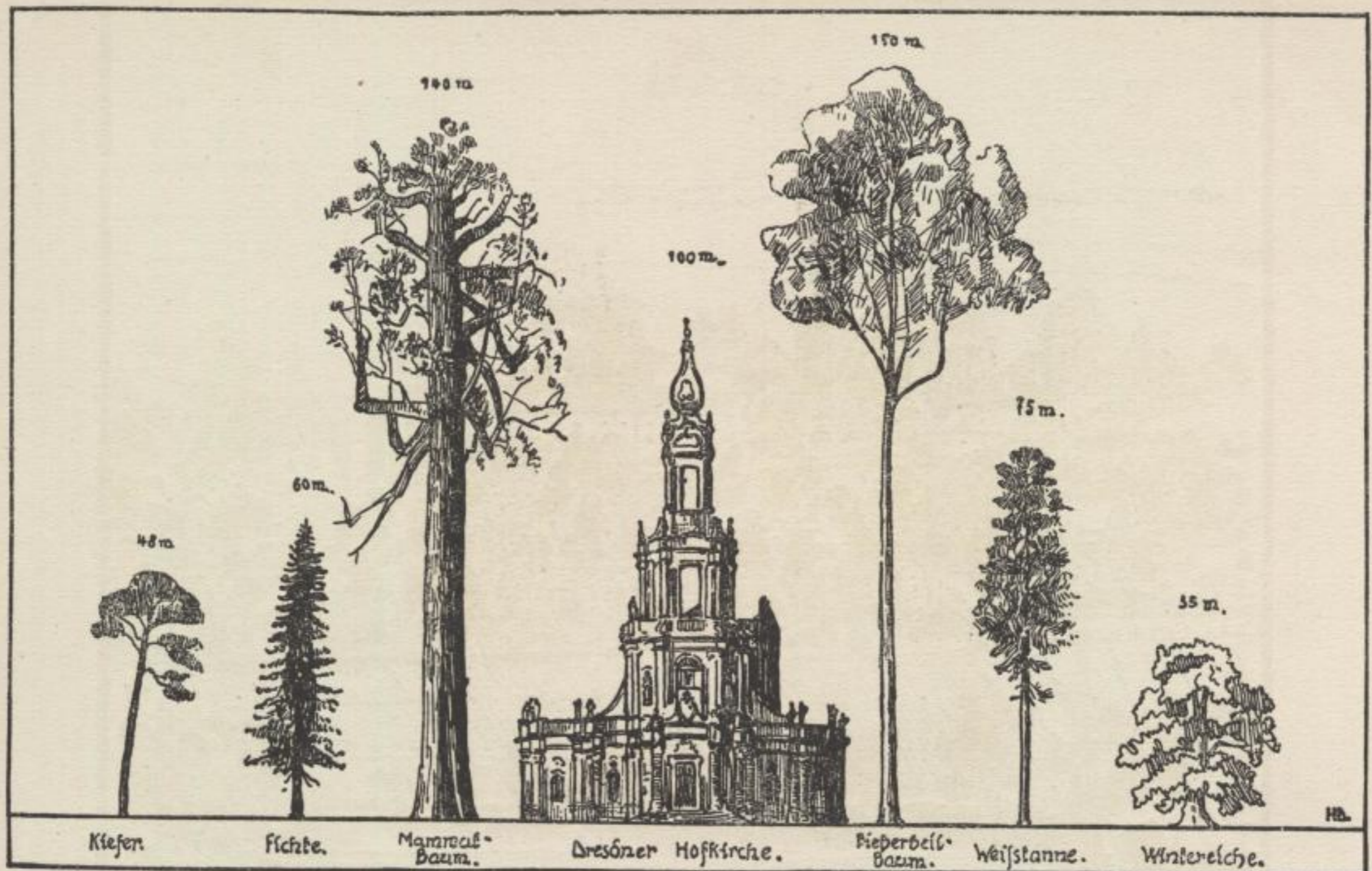


Bauernspruch.

Nimm, deutscher Bauer, den Pflug in die Hand,
 Zieh Furche an Furche durchs deutsche Land,
 Alles, was unwahr ist, alles, was trügt,
 Jedwedes Unkraut wird untergepflügt,
 Bis daß der Boden im Süden und Norden,
 Im Osten und Westen ist gut geworden,
 Und aus Bauerngeist und Arbeit zugleich
 Erwachse, erblühe das neue Reich!

Hermann Vogelsang





Höhe und Länge von Pflanzen.

Wunderbar mannigfaltig ist die Natur auch in ihren pflanzlichen Geschöpfen, nicht bloß was Farbe und Form, sondern auch was die Größe und dabei wieder die Länge betrifft, d. h. gewissermaßen die Größe nach einer Richtung hin. Das obige Bild zeigt die längsten Bäume, die man kennt. Die katholische Hofkirche in Dresden mit ihrem 100 m hohen Turm ist zum Vergleich herangezogen und erleichtert die Vorstellung von der Höhe der sechs vorgestellten Baumarten. Selbstverständlich werden nicht alle Exemplare dieser Arten so groß, nur ganz wenige unter den günstigsten Wachstumsbedingungen. Die Rekordleistung wird vom Fieberheilkraut, auch „Blauer Schotendorn“ genannt, dem *Eukalyptus globulus* der Botaniker, vollbracht. Das stattlichste Exemplar dieser in Australien heimischen und im Mittelmeergebiet mit Erfolg angepflanzten Baumart würde, wie man sieht, mit seiner Krone noch die Turmspitze der Hofkirche beschatten können.

Des Fieberheilkrautes nächster Konkurrent in der Höhe ist die Douglasfichte, auch *Wellingtonia* (*Sequoia gigantea*), gelegentlich auch Mammutkiefer genannt. In der Sierra Nevada im Westen der Vereinigten Staaten ist sie zu Hause; sie ist erfreulicherweise unter nationalen Schutz gestellt. Bei einem besonders stattlichen Exemplar wurde am Stamm 12 m Durchmesser festgestellt, d. h. der Durchmesser einer großen Rundstrohseime oder eines mittleren Gasometers.

Bei den anderen Bäumen bedarf es keiner weiteren Erklärung: sie sind bekannt. Erwähnt sei nochmals, daß auch hier die beobachteten Höchstmaße wiedergegeben sind. Man muß schon lange den Schwarzwald durchwandern, ehe man einmal auf eine 75 m messende Weißtanne (*Eldtanne*) stößt, und

unser Erzgebirge oder den fichtenreichen Harz, ehe man eine Fichte von 60 m entdeckt. Dasselbe gilt von Kiefer und Winterelche. Um letztere in ihren höchsten Vertreterinnen zu finden, wandert man am besten in den Spessart, der die schönsten Bestände Deutschlands aufweist. Riesen unter den Kiefern müßte man dagegen in der norddeutschen Tiefebene suchen.

Wenn man bei vorgenannten und im Bild wiedergegebenen Bäumen auch bloß die Länge über dem Erdboden, also ohne ihr sich beträchtlich weit ausdehnendes Wurzelwerk rechnet, so scheinen doch nicht Bäume die allerlängsten Pflanzen zu sein. Kerner von Marilaun sagt im ersten Bande seines „Pflanzenlebens“ auf Seite 634 von der Indischen Kletterpalme, dem „Spanischen Rohr“ oder Rotang, wie folgt: „Es liegen beglaubigte Angaben vor, zufolge deren Rotangstämme bei einer fast gleichmäßigen Dicke von nur 2 bis 4 cm 200 m lang geworden sind.“

Unübertroffen scheint aber eine Meerestangart zu sein, die zu den Laminarien, d. h. „Riemen“-Algen, zu rechnen ist. Sie heißt lateinisch *Macrocystis pyrifera* und wächst in den kälteren Ozeanen in der Nähe der Küsten. Sie ist am Meeresgrunde festgewachsen. Jarte, stammartige Gebilde streben nach dem lichtereren Meeresspiegel zu. An ihrem Ende breitet sich, wie ohne Schwere flottierend und weithin nach den Seiten ausladend, eine Krone von Thallusblättern, so als wolle sie den Meeresspiegel beschatten. Und dies ganze wundersame Gebilde der Flora mißt oder richtiger gesagt kann messen bis . . . 300 m!

Dr. Höfer.

* * *



Eine Plauderei

von Prof. Dr. Martin Braess in Dresden.

Wie die Gans unter dem Geflügel, so ist der Karpfen das Schwein unter den Fischen. Wohlgenährt und fett ist sein Leib, gedrungen gebaut, starknackig und breitrückig; eine ganze Familie kann sich satt an ihm essen. Und wenn gewiß auch nur an besonderen Tagen — genau wie der Vogel des Kapitols — solch feister Flossenträger, blaugesotten mit zerlassener Butter oder nach polnischer Art mit einer Gewürzbrühe zubereitet, auf der Festtafel des schlichten Bürgers erscheint: einmal im Jahre, Gott sei Dank! kann man sich doch solch leckeren Schmaus leisten. Unter den Bewohnern des Süßwassers sind Lachs, Aal, Schleie und Forelle mehr oder weniger Luxusfische; den Karpfen aber möchte ich, wenn ich mich besonders schön ausdrücken soll, den eigentlichen „Gebrauchsfisch“ nennen. Hat er nicht selbst etwas vom behäbigen deutschen Kleinbürgertum an sich? Würdig und wohlgefällig, seines inneren Wertes sich bewußt, stark zum Embonpoint neigend, kein solcher Windhund wie die Forelle, im Gegenteil, phlegmatisch alle Bewegungen, nichts Auffälliges in der äußeren Erscheinung, keine Schlange wie der Aal, kein Wurm wie das Neunauge, kein flacher Teller wie die Seezunge, sondern ein richtiggehender Fisch, wie man sich eben einen Fisch vorstellt, und wie er auf der ersten Seite der Fibel, der ich die Anfänge meiner Lesefertigkeit verdanke, abgebildet war.

Auch in seiner Lebensführung ist der Karpfen bescheiden wie der deutsche Kleinstädter. Besondere Leckerbissen kennt er kaum. Alles Genießbare ist ihm recht. Auf dem schlammigen Boden des Teiches findet er seine Weide: Insektenlarven, Würmer, Weichtiere, Fischlaich, faulende Pflanzenteile usw. Er ist ein Allesfresser wie das Schwein und die Gans; nur in der Jugend zieht er tierische Kost vor. Wo man ihn züchtet, wie in der Lausitz, gibt man ihm zur Hälfte stickstoffhaltige Substanzen: Fleischpräparate wie Seefischfutter und Fischmehl oder Lupinen, zur anderen Hälfte stickstofffreie Pflanzenkost. Auch an das Wasser stellt der Karpfen keine besonderen An-

forderungen; es braucht durchaus nicht klar zu sein, und selbst mit einem recht geringen Luftgehalt ist er zufrieden. Nur seine Ruhe will der behäbige Herr haben; das ist ihm die erste Bürgerpflicht. Keine Aufregung, keine Störung! Besonders in der kalten Jahreszeit nicht, wo man in der Tiefe dicht gedrängt beieinander eine Art Winterschlaf hält, monatelang fast ohne Bewegung, ohne Nahrung; von dem aufgespeicherten Leibesfett lebt man dann wie der Dachs in seinem Bau.

Und dieser deutscheste aller Flossenträger, der in seiner wirtschaftlichen Bedeutung jeden anderen Süßwasserfisch weit hinter sich läßt, ist doch ein Fremdling auf unserer Flur; seine deutsche oder sagen wir — vielleicht etwas engherzig, aber doch richtiger — seine sächsische und preussische Staatsangehörigkeit hat er sich erst seit etwa tausend Jahren erworben; genau wie der Fasan. Du meinst, dem fernen China, dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten auf dem Gebiete der Tierzucht, haben wir den Karpfen zu verdanken. Gewiß, so steht es überall zu lesen, nur schade, daß sich der chinesische Heimatschein nicht auffinden läßt. Nein, soweit ist der Karpfen nicht her. Im Gegenteil, der erste Eintrag des altehrwürdigen Geschlechts in das Buch des Lebens findet sich ganz in unserer Nähe. Präglaziale Süßwasserablagerungen der norddeutschen Tiefebene haben ihn aufbewahrt. Vor der Eiszeit also bewohnten die Ahnen der uralten Sippe unsere Gewässer, und erst als der Eispanzer der gewaltigen Gletschermassen bis zum Harz vordrang und bis an den Fuß vom Erz- und Riesengebirge, mußten sie weichen. Im Gebiete der Donau und anderer Zuflüsse des Schwarzen Meeres fanden sie eine Zufluchtsstätte. Und von hier aus hat sich dann das edle Geschlecht seine ursprüngliche Heimat, der es freilich völlig entfremdet war, wieder erobert, nach wieviel Jahrtausenden — ja, wer es wüßte!

Die alten Germanen ahnten noch nichts von Karpfenschmäusen; ebensowenig kannte man während der Völkerwanderung unseren Fisch, weder im Elb- noch im Rheingebiet, und

wenn auch eine alte Chronik berichtet, Theodorich der Große († 526) habe sich eine ganze Ladung Karpfen aus der Donau nach Ravenna kommen lassen, es hat gewiß noch ein paar hundert Jahre gedauert, ehe man in Mittel- und Norddeutschland die ersten Karpfen im Netz oder an der Angel fing.

Es mag seltsam scheinen, aber Tatsache ist es, daß mit dem Vordringen des Christentums in die germanischen Wälder, Sümpfe und Seelandschaften der Karpfen gleichen Schritt gehalten hat. Wo man ein Kloster gründete, da war es die erste Sorge der Mönche, einen Teich anzulegen und ihn mit Fischen zu besetzen. Auf den doch nur gelegentlichen Fischfang in den Wildwässern konnte man sich nicht verlassen. Namentlich während der Fastenzeit, wo es galt, den sündigen Leib wochenlang zu kasteien, wäre Bruder Küchenmeister wohl oft in Verlegenheit gewesen, den Bedarf des Klosters an Fischen zu decken, wenn in dem zugehörigen Teich ihm nicht jederzeit der Trost einer reich ausgestatteten Speisekammer geworden wäre. Die Vorzüge aber gerade des Karpfens waren den frommen Mönchen von ihrer südlichen Heimat her bekannt. Kein anderer Fisch war so anspruchslos, keiner ließ sich so lange Zeit und so leicht am Leben erhalten, keiner setzte so schnell einen so breiten Rücken und ein feistes Bäuchlein an, und keiner zeichnete sich durch solch beispiellose Fruchtbarkeit aus. So kam es, daß unser Fisch überall dort ein Heim fand, wo die ehrwürdigen Brüder das Kreuz aufpflanzten.

Heute sind von dem ganzen Klosterzauber, wenigstens in unserer engeren Heimat, vielfach nur noch Ruinen geblieben, und auch diese sind bisweilen spurlos verschwunden; aber so mancher Teich erzählt noch von den Mönchen früherer Zeiten und bietet uns noch immer den leckeren Fisch, wenn unser karger Magen ihn auch nicht mehr als Kasteiung des Fleisches empfindet. Im Laufe der Jahre hat man natürlich eine ganze Anzahl von Karpfenrassen gezüchtet, wie es bei jedem Haustier der Fall ist. Unser Fisch ist ja zum Haustier geworden, oder, wenn du lieber willst, sage: man hat ihn „domestiziert“ — es klingt gelehrter und weniger komisch, ist aber genau dasselbe. Da gibt es den hochrückigen Galizischen Karpfen, der sich einer sehr weiten Verbreitung erfreut, weil er außerordentlich schnell wächst und schon im dritten Sommer 3 bis 3½ Pfund schwer wird, oder den Lausitzer Karpfen, mehr von Walzenform, der sich durch seine Genügsamkeit auszeichnet, oder den Thüringer sogenannten „blauen Karpfen“, der besonders als „Spiegel- und Lederkarpfen“ beliebt ist. Es gibt eine fränkische, eine böhmische, eine norddeutsche Rasse, daneben natürlich auch Kreuzungen aller Art von verschiedener Form und Farbe, jede mit besonderen Vorzügen und Nachteilen.

Vor langen Jahren habe ich einmal einen Weihnachtskarpfen miteffen helfen, der nicht weniger als 11 Pfund wog; er stammte aus den Groshartmannsdorfer Teichen, wo er laut einer Marke, die er am Mund trug, 12 Jahre gelebt hatte. Der alte Herr hat, soviel ich mich besinnen kann, allen am Mahl Beteiligten ganz ausgezeichnet gemundet, und es hat dem Gastgeber keiner verargt, daß er durch seine Einladung „zum Schlachtfest“ ganz andere Erwartungen in der Brust oder richtiger im Magen seiner Gäste geweckt hatte. Im Allgemeinen aber bevorzugt man Speisefische, die nur 2 bis 3 Pfund schwer sind, ein Gewicht, das bei guten Nahrungsverhältnissen spätestens im vierten Jahre erreicht wird. Läßt man die Fische älter werden, so entspricht ihre Gewichtszunahme von Jahr zu Jahr immer weniger den Futterkosten. Es ist also für den Teichwirt nicht gewinnbringend, noch schwerere Karpfen zu züchten.

Welches Alter und welches Gewicht unser Fisch überhaupt erreichen kann, das läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Wenn ich in der älteren Literatur nachschlage, so finde ich so

hohe Zahlen, daß ich nicht recht daran glaube. Aber auch neuere, ganz einwandfreie Angaben machen dem Karpfengeschlecht alle Ehre. E. Leonhardt erzählt, daß der Rittergutsbesitzer Eckardt in Lübbinchen bei Guben im Jahre 1872 Karpfen von 6 bis 13 Kilogramm (nicht Pfund)! gefischt habe; erstere sollen 15, letztere 30 Jahre alt gewesen sein. Von acht Karpfen, die der Mühlenbesitzer Schickelanz im Jahre 1886 als kleine $\frac{3}{4}$ Kilogramm schwere Kerlchen in seinen Teich gesetzt hatte, wog nach 18 Jahren (1904) der schwerste 17, der kleinste $14\frac{3}{4}$ Kilogramm. Aber der größte Karpfen des vorigen Jahrhunderts war doch wahrscheinlich der, den man auf dem Fideikommissgut des Großherzogs von Oldenburg zu Lensahn bei Lutin hielt; er wog 26,7 Kilogramm, war 107 Zentimeter lang und hatte einen erfreulichen Leibesumfang von 69 Zentimeter. Daß Karpfen älter als 30 Jahre werden können, steht außer allem Zweifel; wenn aber das Volk von hundert-, ja zweihundertjährigen Greisen spricht, so sind das leere Behauptungen, die jedes Beweises entbehren. Man fabelt auch, die Karpfen würden bisweilen so alt, daß ihnen Moos auf dem Kopfe wüchse: „bemooste Häupter“, ein Wort, das bekanntlich in der Studentensprache Aufnahme gefunden hat und von den „Füchsen“ nur mit allergrößter Hochachtung ausgesprochen wird. Ich habe selbst einmal solch bemoostes Karpfenhaupt gesehen; einen appetitlichen Anblick gewährte es nicht. Es waren pockenartige Hautwucherungen, auf denen wohl einige grünlichweiße Pilze gediehen; um richtiges Moos handelte es sich nicht.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch eine weitverbreitete Meinung ins Reich der Fabel verweisen. Man sagt, die Karpfen ließen sich abrichten, auf den Klang einer Glocke zur Futterstelle herbeizukommen. Natürlich kann man sie daran gewöhnen, zu bestimmter Stunde sich am Futterplatz einzufinden; aber den Ton einer Glocke hören sie nicht, sie sind taub wie wohl alle Fische. Ihr sogenanntes Gehörorgan, das nur im Bau unserm Ohr entspricht, dient nicht der Wahrnehmung von Schallwellen, sondern lediglich dem Gleichgewichtsgefühl. Den Schritt des Fütterers, der sich dem Ufer nähert, mögen die Fische wohl empfinden — vielleicht haben sie besondere Organe, die leisen Wellen wahrzunehmen, die von den Tritten verursacht werden, — aber Schallwellen, in der Luft hervorgerufen, hören sie nicht. Wird die Glocke von fernher durch elektrische Leitung zum Läuten gebracht, so kümmert sich kein Fisch um solche Einladung; nähert sich aber ihr Pfleger zu der gewohnten Zeit, so kommen die taubstummen Karpfen auch ohne Glockenzeichen von allen Seiten herbei. Das hat man durch Versuche einwandfrei festgestellt.

Wie beim Gänse- und Entenbraten, so hat auch beim Karpfen jeder sein Lieblingsstückchen. Beim Vogel des Kapitols, der meinem heiligen Namensvetter geweiht ist, ziehe ich den Oberschenkel — beileibe nicht den Unterschenkel! — der Brust, selbst dem Steiß vor, obgleich dieser als „Bischofsbissen“ gilt; beim Karpfen aber sehe ich, wie ich den Kopferwische, vorausgesetzt natürlich, daß ein gutes Stück des feisten Nackens daranhängt. Die Muskulatur der Schädelknochen ist zarter als alles Übrige, und der weiche obere Gaumen in der Rachenhöhle — er wird fälschlich als „Karpfenzunge“ bezeichnet, eine wirkliche Zunge besitzt kein einziger Fisch — hat einen ganz besonderen Wohlgeschmack. Andere wieder bevorzugen die Geschlechtsprodukte, die sogenannte „Milch“ beim männlichen und den Rogen, der sich während des Kochens so herrlich hochgelb färbt, beim weiblichen Fisch. Die Hauptsache aber ist, daß man den Karpfen in froher Gesellschaft verspeißt, schweigend wohl wegen der Grätengefahr, aber im Bewußtsein, daß es allen, die am Festmahl teilnehmen, ebensogut schmeckt wie uns selbst. Wohl bekomm's!

Was nennen die Menschen am liebsten dumm?

Das Gescheite, das sie nicht verstehn.

Der Spott endet, wo das Verständnis beginnt.

Marie von Ebner-Eschenbach.



Alfred Hoffmann's Gut in Jappon b. Meissen

W. J. Kollwitz

Dahem.

Ein Weg durch Korn und roten Klee,
Darüber der Lerche Singen.
Das stille Dorf, der helle See,
Süßes Wehen, frohes Klingen . . .

Es wogt das Korn im Sonnenbrand,
Darüber die Glocken schallen —
Sei mir gegrüßt, mein deutsches Land,
Du schönstes Land vor allen.

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.

Garten.

Um mich, soweit mein Auge reicht,
Sich Garbe neben Garbe neigt.
Hoch in den Lüften Lerschenschlag.
Ich gehe träumend durch den Tag
Und fühle, wie sich tief und still
Auch in mir alles klären will.

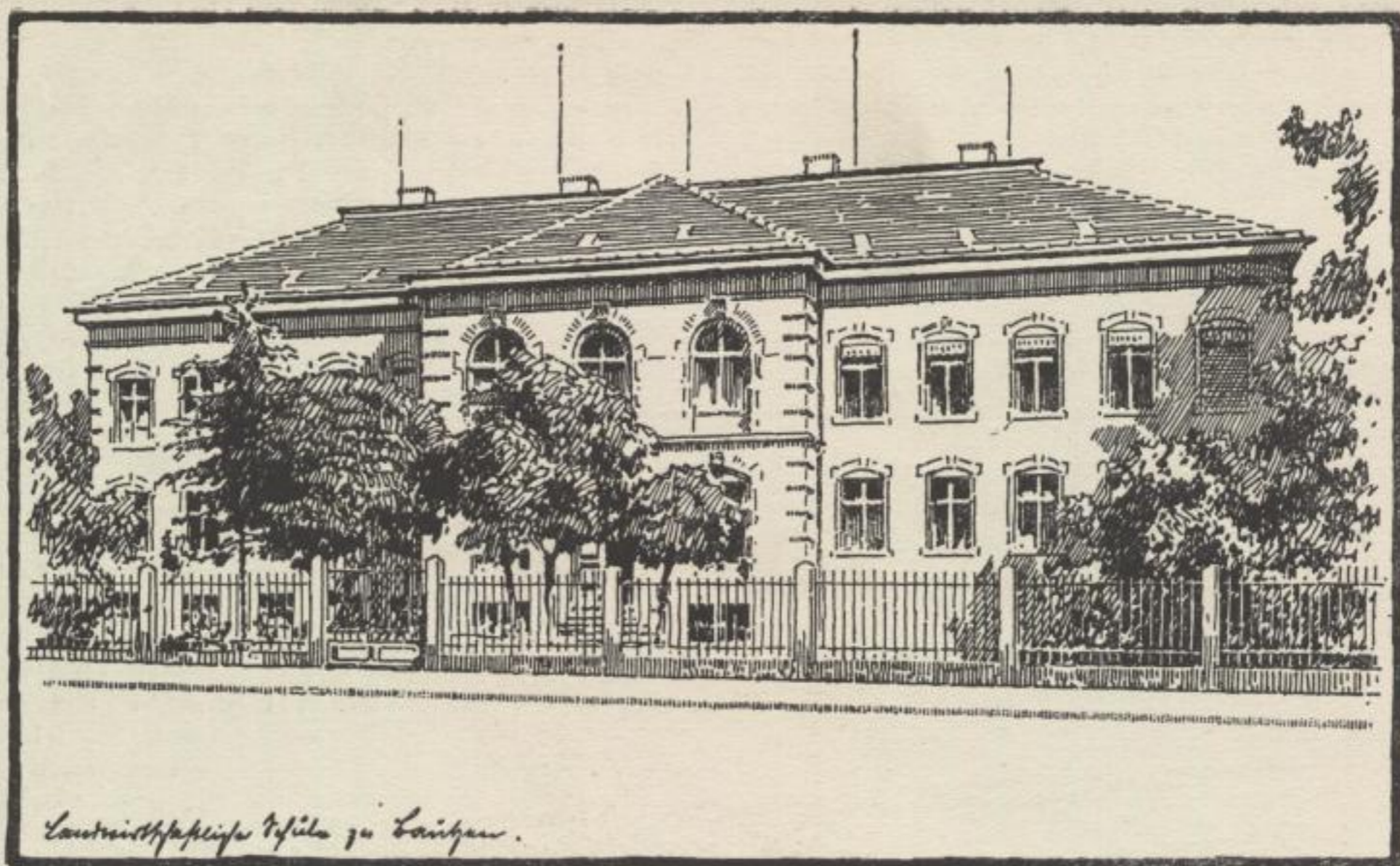
Hans Benzmann.

Abendlied.

Die Nacht ist niedergegangen;
Die schwarzen Schleier hängen
Nun über Busch und Haus.
Leis rauscht es in den Buchen,
Die letzten Winde suchen
Die vollsten Wipfel sich zum Neste aus.

Noch einmal leis ein Wehen;
Dann bleibt der Atem stehen
Der müden, müden Welt.
Nur noch ein zages Beben
Fühl durch die Nacht ich schweben,
Auf die der Friede seine Hände hält.

Otto Julius Bierbaum.



Das erste goldene Jubiläum einer sächsischen landwirtschaftlichen Schule.

Von Oberlandwirtschaftsrat Ökonomierat Prof. Dr. Gräfe in Baugen.

Am 1. November 1925 werden es 50 Jahre, daß die Landwirtschaftliche Lehranstalt zu Baugen ins Leben gerufen und eröffnet wurde. Es möchte daher am Platze sein, in einem kurzen Rückblicke auf die Hauptereignisse in der Entwicklung dieser Anstalt, welche die älteste landwirtschaftliche Schule in Sachsen überhaupt ist, hinzuweisen.

Die Veranlassung zur Errichtung dieser Anstalt gab der Landwirtschaftliche Verein zu Kleinwelka, welcher auf Anregung des Gutsbesizers Müller in Merka beim Landwirtschaftlichen Kreisverein für das damalige Königl. Sächs. Markgraftum Oberlausitz zu Baugen den Antrag stellte: „Der Landw. Kreisverein möge dahin wirken, daß in Verbindung mit der Realschule in Baugen eine landwirtschaftliche Bildungsanstalt ins Leben gerufen werde, welche unter Anstellung eines landwirtschaftlichen Sachlehrers und mit Zuhilfenahme der an der Versuchstation Pommritz vorhandenen und der anderweitig sich anbietenden wissenschaftlichen Lehrkräfte und Hilfsmittel dem kleinen Landwirt Gelegenheit bietet, sich die demselben zu dem rationellen Betrieb seines Gewerbes notwendigen Kenntnisse auf leichtere und umfassendere Weise anzueignen, als dies gegenwärtig möglich ist.“

Dieser Antrag fand allgemeine Zustimmung und führte zur Bildung einer Kommission. Diese förderte die Angelegenheit derart, daß die Lehranstalt bereits am 1. November 1875 in der Aula der Bürgerschule eröffnet werden konnte. Von einer Verbindung der Anstalt mit der Realschule wurde abgesehen.

Zum Direktor der Anstalt wurde Joh. Bapt. Brugger aus Bermatingen in Baden, Vorstand der Landwirtschaftlichen Winterschule in Freiburg i. Breisgau, gewählt. Demselben wurde zugleich das Amt eines Kreissekretärs des Landwirtschaftlichen Kreisvereins übertragen. Prof. Brugger trat am 1. Oktober 1902 nach einer segens- und erfolgreichen Tätigkeit von 27 Jahren in den Ruhestand. An seiner Stelle wurde der Berichterstatter vom Verwaltungsrate der Lehranstalt zum Direktor und zugleich zum Hauptgeschäftsführer des Kreisvereins gewählt.

Anfangs umfasste der Lehrplan zwei halbe Jahre in sog. Winterschulbetrieb; jedoch bereits im Winterhalbjahr 1879/80 wurde eine Sonderklasse, „Selekta“, errichtet, um 6 Schülern, die das Zeugnis der wissenschaftlichen Befähigung für den einjährig-freiwilligen Militärdienst besaßen, Gelegenheit zu geben, sich weiter auszubilden. Zu Ostern 1879 wurde zugleich auch der Unterricht auf die Sommermonate ausgedehnt, um dem Bedürfnis der Schüler, die einzelnen Klassen ohne Unterbrechung zu durchlaufen, zu entsprechen und vor allen Dingen, um geeignete Lehrkräfte als „ständig“ zu erhalten.

Die genannte Selekta mußte aber bereits im Jahre 1885 wieder aufgehoben werden. Dafür wurde eine Klasse I als drittes Semester für diejenigen Schüler errichtet, die eine weitergehende Schulung anstrebten. Diese I. Klasse war anfangs eine Aufbauklasse als Wiederholungslehrgang. Bald aber erhielt sie einen Lehrplan, der sich auf

dem Lehrstoff der Klassen III und II systematisch aufbaute. Dadurch wurde die Anstalt zu einer dreisemestrigen mit einem abgeschlossenen Lehrplan, der möglichst erschöpfend den Anforderungen der bäuerlichen Bevölkerung in Hinsicht auf die theoretische Ausbildung entsprach.

Eine bedeutende Erweiterung erfuhr auch die Lehranstalt im Jahre 1879, indem ihr eine Obst- und Gartenbauschule angegliedert wurde. Die Schüler dieser Abteilung, welche 2 Semester zählte, hatten bis auf die

speziellen Fächer den Unterricht gemeinsam mit den landwirtschaftlichen Schülern. Um alle Schüler mit der Praxis des Obst- und Gartenbaues vertraut zu machen und die Bestrebungen zur Sebung und Förderung des Obstbaues durch praktische

Veranschaulichungen sowie durch Lieferung von gutem Baumaterial in die breiten Schichten der landwirtschaftlichen Bevölkerung zu tragen, wurden seit 1879 alljährlich insgesamt über 18 ha Ackerland erworben. Sie dienten als „Gartenwirtschaft“ vor allen Dingen zur Heranzucht von Hochstämmen, aber auch Formbäumen. Gleichzeitig wurde ein Lehrkursus für Obstbaumwärter eingerichtet, dem sich im Jahre 1881 noch Lehrkurse über Verwertung des Obstes und 1897 über Obstbau für Landwirte, Obstzüchter und Lehrer anreiheten. Bis zum 1. April 1901, an welchem Datum die Obst- und Gartenbauschule wieder von der landwirtschaftlichen Lehranstalt abgetrennt und selbständig wurde, sind 36 solcher Kurse mit rund 500 Teilnehmern abgehalten worden.

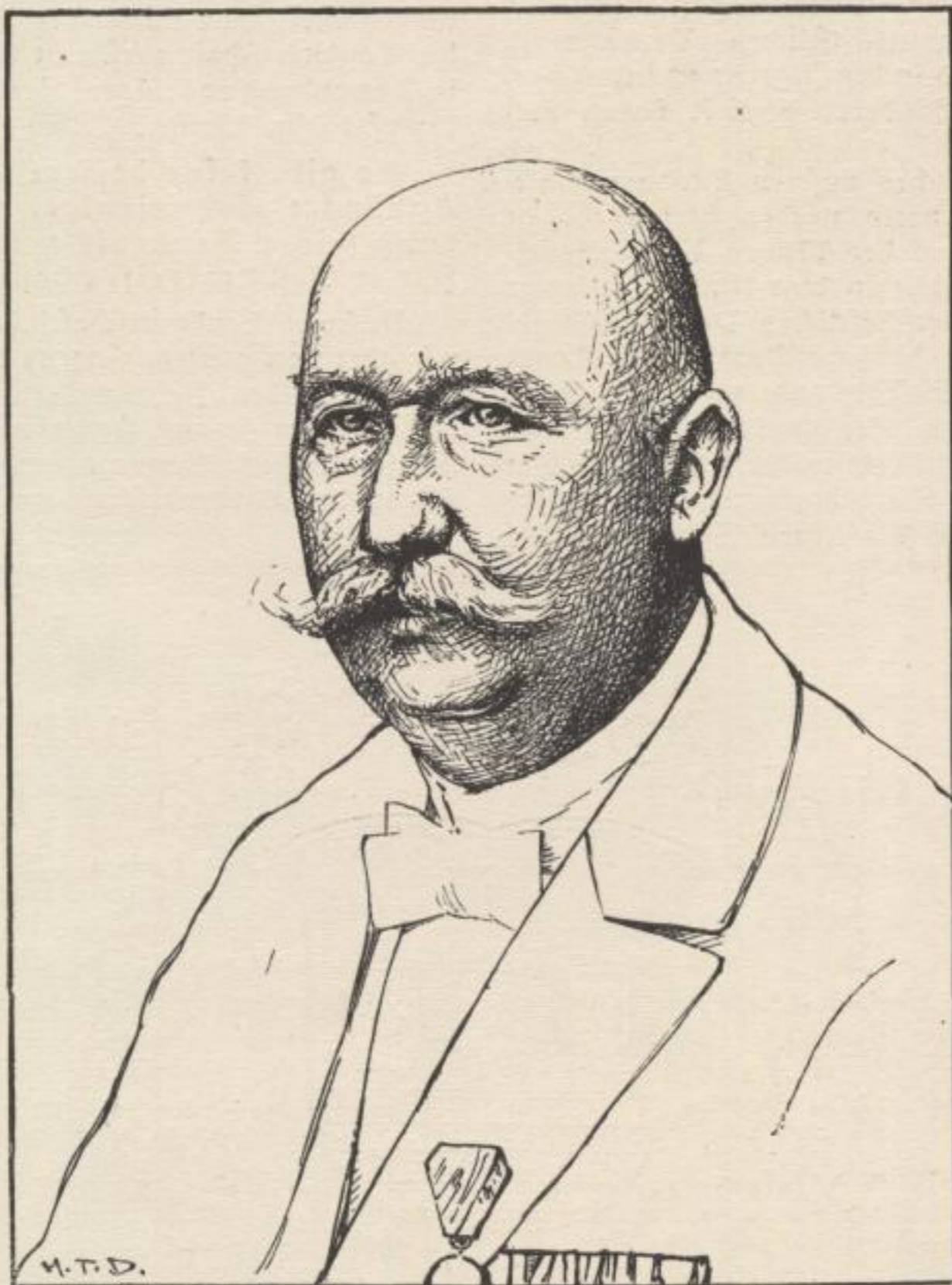
Im Jahre 1887 richtete die Gartenbaugesellschaft in Baugen an die Anstalt das Ansuchen, die Obst- und Gartenbauschule den Lehrlingen und Gehilfen der Gärtner in Baugen und Umgebung dadurch nutzbar zu machen, daß ihnen ein dreijähriger, in sich abgeschlossener fachlicher Unterricht an der Anstalt gewährt werde. Dem Gesuch wurde entsprochen.

Außer den oben genannten Lehrkursen für Obstbau wurden seit 1891 nach und nach Lehrkurse für Hufbeschlag, Buchführung, Bienenzucht, über Dünger, über Fütterungslehre, je ein Kursus für Lehrer ländlicher Fortbildungsschulen mit zusammen 60 Teilnehmern, ein Lehrgang für Schweizer, Vortragskurse für Soldaten der Garnisonen Baugen, Zittau und Kamenz mit zusammen rund 1500 Teilnehmern abgehalten.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß an der Lehranstalt für Kriegsbeschädigte, die aus der Landwirtschaft stammten oder sich der Landwirtschaft widmen sollten, Sonderlehrgänge stattfanden, desgleichen solche für Offiziere a. D., ältere Landwirte und Kriegsbeschädigte mit besserer Vorbildung. Endlich wurden seit 1902 regelmäßig Stenographiestunden gegeben, an welchen ein großer Teil unserer Schüler und Schülerinnen teilnahm.

Von besonderer Bedeutung war für unsere Lehranstalt der 19. Oktober 1922, insofern als mit der Eröffnung des Wintersemesters eine der Lehranstalt angegliederte Mädchenabteilung ins Leben trat, um damit auch der heranwachsenden weiblichen landwirtschaftlichen Jugend eine bessere Schulung mit auf den Lebensweg zu geben. Die Mädchenabteilung wurde in den Räumen des früheren Internats und der Obstverwertung untergebracht.

Einen gleichwichtigen Denkstein in der Geschichte unserer Schule bildet der 16. Oktober 1925. Unsere Anstalt war bis dahin, wenigstens nach ihrem Lehrplan und ihrer Organisation, ausschließlich eine dreisemestrige landwirtschaftliche Schule, nun eröffnete sie auch eine zweisemestrige Abteilung, in welcher sich die weniger bemittelten Schüler bis zu einem gewissen Grade ein abgeschlossenes landwirtschaftliches theoretisches Wissen erwerben können.



Oberlandwirtschaftsrat Ökonomierat Dr. Gräfe.

Zur Zeit sind Mitglieder des Verwaltungsrates folgende Damen und Herren:

Rittergutsp. Ökonomierat Richter in Lautitz als Vors.
Rittergutsbesitzer Stärker auf Großseitschen als stellvertretender Vorsitzender,
der Vertreter der Landwirtschaftskammer,
Oberbürgermeister Niedner in Baugen,
Gutsbesitzer Santsche in Prietitz,
Gutsbesitzer Förster in Mittelherwigsdorf,
Direktor Held in Zittau,
Rittergutspächter Petermann in Rodewitz,
Rittergutsbesitzer Günther auf Tschritz,
Gutsbesitzer Zieschang in Kleinpraga,
Frau Stiftgutsbesitzer Klemm in Göda,
Frau Freigutsbesitzer Koch in Georgewitz und
der Direktor der Schule, der zugleich Hauptgeschäftsführer des Landw. Kreisvereins zu Baugen ist.

Das Lehrerkollegium zählt gegenwärtig außer dem Direktor 11 ständige Lehrkräfte und 12 Hilfs- und Sachlehrer.

Was den Besuch der Schule im Verlaufe der 50 Jahre anbelangt, so sei hervorgehoben, daß seit ihrem Bestehen insgesamt 4867 Schüler die Anstalt besucht haben. Die Zahl der Schüler ist im Allgemeinen stetig gewachsen. Nur in den letzten 3 Jahren ist sie etwas zurückgegangen, weil in den neuen landwirtschaftlichen Schulen zu Zittau, Pulsnitz und Kamenz eine stattliche Anzahl von jungen, heranwachsenden Landwirten Unterkunft fand. Auch mögen die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse, unter denen der Bauernstand in der Jetztzeit zu leiden hat, in dieser Beziehung herabmindernd gewirkt haben und noch wirken.

Trotz dieses guten Besuches unserer Landwirtschaftlichen Lehranstalt muß immer wieder hervorgehoben werden, daß im Allgemeinen der Nutzen der landwirtschaftlichen Schulen noch nicht in dem Maße gewürdigt wird, wie es die jetzigen wirtschaftlichen Verhältnisse gebietend fordern. Eine recht stattliche Anzahl von Landwirten denkt bedauerlicherweise ganz anders als z. B. Handwerker und Gewerbetreibende. Sie glaubt, daß der Landwirt auch heutzutage noch mit dem in der Volksschule Gelernten auskommen könne. Sie bedenkt nicht, daß unsere Landwirtschaft im Verlaufe der letzten Jahrzehnte auf

allen Gebieten außerordentliche Fortschritte aufzuweisen hat. Gewaltige Summen gehen heutzutage noch der Landwirtschaft durch verkehrte Anwendung der Kunstdünger und Kraftfuttermittel sowie durch nicht sachgemäße Bodenbearbeitung verloren, welche ihr könnten erhalten bleiben, wenn die Mehrzahl der Landwirte ihren Söhnen eine bessere theoretische Ausbildung angedeihen ließe.

Jeder nur halbwegs gutsituierte und in auskömmlichen Verhältnissen lebende Landwirt sollte daher seinen Sohn einer landwirtschaftlichen Schule zuführen, damit nicht immer und immer wieder der Vorwurf erhoben wird, daß die Landwirtschaft versäumt habe, alle diejenigen Mittel in Anwendung zu bringen, die ihr hätten in ihrem Existenzkampf helfen können.

Es gibt keine bessere Kapitalanlage für den Landwirt als diejenige, welche in der Vermehrung seiner Kenntnisse und in der Erweiterung seines Gesichtskreises besteht.

Unserer Landwirtschaftlichen Lehranstalt wünschen wir aber von ganzem Herzen: Möge sie auch in dem kommenden halben Jahrhundert wachsen, blühen und gedeihen, möge sie auch fernerhin eine Pflanzstätte des landwirtschaftlichen Könnens und Wissens zum Heil und Segen der Landwirtschaft unseres schönen Heimatlandes sein!



Irdisches Jammertal — jämmerlich Wort!
Die es hier rufen,
Jammern sicher auch einmal dort
Zu des Ewigen Stufen.

Otto Julius Bierbaum.



Jittau von Süden gesehen.

H. J. - Leipzig - 15

Aus Sachsens Zuchtstätten.

X. Die Oberlausitzer Landwirtschaftliche Ein- und Verkaufsgenossenschaft in Jittau.

Im Jahre 1905 hat die Oberlausitzer Landwirtschaftliche Ein- und Verkaufsgenossenschaft in Jittau eine Saat- zucht- abteilung ins Leben gerufen, welcher zum Ziele gesetzt wurde, dahin zu wirken, daß im ganzen Bezirke so weit tunlich nur eine, möglichst ertragreiche Sorte von Weizen, Roggen und Hafer zum gleichmäßigen Anbau gelangt, daß durch Erzeugung eines guten reinen Saatguts die Erträge gesteigert werden und das Unkraut (insbesondere „Knobloch“) immer mehr beseitigt wird. Die Schaffung der Saat- zucht- abteilung soll auch verhindern, daß das Geld zur Beschaffung von Saatgut aus dem Bezirke hinauswandert, wie dies früher der Fall gewesen ist. Sie soll vor der bei Be- stellungen außerhalb des Bezirkes immerhin denkbaren Möglichkeit schützen, daß das Saat- getreide im Bedarfsfalle nicht rechtzeitig zur Stelle sein könnte. Die Gerste wurde nicht in das Arbeitsgebiet der Saat- zucht- abteilung mit einbezogen, weil sich die klimatischen Verhältnisse des Jittauer Bezirkes für den Anbau dieser Getreideart weniger eignen.

Auf die Wahl der Sorten war vor Allem das ziemlich raube Klima des Jittauer Bezirkes bestimmend, dann seine Höhenlage und seine Bodenbeschaffenheit. Es galt Sorten auszuwählen, welche geeignet waren, sich diesen besonderen Verhältnissen anzupassen, d. h. die vor Allem genügend Widerstandsfähigkeit besaßen, um nicht auszuwintern, und die auch die notwendige Lagerfestigkeit hatten.

Die zu diesem Zwecke angestellten Versuche führten dazu, sich bei Weizen für Strubes Original, bei Roggen für Petkusser

und bei Hafer für Probsteyer als geeignetste Sorten zu ent- scheiden.

Bei Wahl der Hafersorte war auch noch auf Ausgleich der Rispenlänge und der Strohlänge Bedacht genommen worden.

Die ausgewählten Sorten werden seit 1905 von den der Saat- zucht- abteilung beigetretenen Mitgliedern nach bestimmten, streng einzu- haltenden Grundsätzen gezüchtet. Vor Allem wird dünne Ausaat bei einer Drillweite von 20 cm gefordert. Das Saat- beet ist ungefähr 400 qm groß. Aus dem Ertrag dieses Saat- beetes werden die besten Stöcke ausgehoben und aus ihnen die am geeignetsten befundenen Ähren für das nächste Jahr zur Ausaat im Zucht- garten verwendet. Der Rest wird zur ersten Vermehrung von dem Züchter weitergebaut. Der Ertrag dieser ersten Vermehrung wird an die Lagerhäuser der Genossenschaft abge- geben, wo eine sorgfältige Reinigung mit neu- zeitlichsten Maschinen erfolgt. Das so gewonnene Produkt gelangt als „Oberlausitzer Saatgut“ zum allgemeinen Verkauf. Es bedarf eigentlich keiner besonderen Erwähnung, daß vorher das Getreide im Feldbestande von der Saaten-



Wappen der Stadt Jittau

Kommission der Landwirtschaftskammer für den Freistaat Sachsen einer gewissenhaften Besichtigung unterzogen wird.

Die von den Mitgliedern der Saat- zucht- abteilung erzeugten Saatgutmengen reichen gegenwärtig noch nicht aus, um die bei der Genossenschaft einlaufenden Saatgutbestellungen voll befriedigen zu können. Es müssen daher noch andere anerkannte oder seit längerer Zeit gebaute Sorten mit verwendet und

Originalsaatgut zugekauft werden. Es besteht die Absicht, die Weiterentwicklung der Saatzucht-Abteilung dadurch zu fördern, daß die Landwirtschaftliche Lehranstalt in Zittau zur Mithilfe herangezogen wird. Die Schüler dieser Anstalt sollen unter Anleitung und Überwachung ihrer Lehrer bei allen in der Saatzucht sich ergebenden Arbeiten mitwirken. Dadurch werden die Schüler, von bewährten Kräften angeleitet, mit diesen Arbeiten und der zweckmäßigsten Art ihrer Durchführung bekannt gemacht

werden, und es wird dadurch die Gewähr gegeben, daß alle die Forderungen genauestens erfüllt werden, welche bei Erzeugung eines tadellosen und zweckentsprechenden Saatgutes gestellt werden müssen.

Ernst Feld,
Direktor der Oberlausitzer Landwirtschaftlichen Ein- und Verkaufsgenossenschaft zu Zittau.



Lied der Dreschmaschine.

Die Dreschmaschine brummt und summt und klingt und
singt ins Land hinein,

Aus dunkelweitem Scheunentor
Steigt grauer Sommerstaub hervor,
Der Himmel kennt die Sonne nicht,
— Septembertag hat fahlen Schein —

Die Dreschmaschine summt und brummt im kalten Nebel-
licht.

Die Dreschmaschine schüttet dumpf und schüttet tausend
Körner aus,

Zu neuem Leben ist erwacht,
Was Erntetag zu Tod gebracht,
Als Saat fährt wieder es feldein
Ins nebelseuchte Land hinaus.

Die Dreschmaschine klingt und singt im trüben Abend-
schein.

Die Dreschmaschine stampft und stöhnt und summt dazu
den dumpfen Sang;

„Wie viele Körner mahlt die Not
Des Alltags tot zu Mehl und Brot,
Wie wenige gehn aus dieser Zeit
Zur Ewigkeit den stolzen Gang,
Aus tausend Keimen hoffnungsvoll — wie wenige gehn
zur Ewigkeit!“

Börries Freiherr von Münchhausen.



Letzte Ernte.

Ich brachte in siebzig Jahren viele Ernten ein,
Dies soll mein letztes Fuder wohl gewesen sein!
Die Gäule scheuten am Tore, sie jagten mit Gewalt,
Ich schrie und riß an der Leine, aber mein Arm ist alt.

Vor ihren polternden Hufen der Staub flog auf wie Rauch,
Die Garben schleiften die Steine — mein alter Rücken auch.
Mutter, was hilft das Weinen? Das ist nun, wie es ist,
Siebzig Jahre und darüber war doch eine schöne Frist!

Daß sie den Schmied nur holen, ein Eisen fehlt dem Voss,
Und hinterm Hof am Tore, da ist ein Pfosten los,
Und daß sie nicht vergessen: da wo die Pappeln stehn,
Im letzten Schlag am Berge, da sollen sie Roggen sä'n.

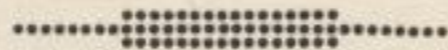
Kommt Jeder an die Reihe, König, Bauer und Knecht,
Ist's unsers Herrgotts Wille, so ist es mir auch recht.
Was stehst Du vor dem Bette und beugst Dich drüber dicht!
Meinst Du, Mutter, ich sehe die Totenlichter nicht!

Vier Lichter an der Lade, wie sich's zu Recht gehört,
Vier Pferde vor dem Wagen, der mich vom Hofe fährt,
Der weißen Klageweiber zween vor meiner Truh',
Im breiten linnenen Laken vom Kopf bis auf die Schuh!

Mutter, kommen die Kühe schon von dem Kamp herein?
Die Schwarze brüllt am Tore, da muß es Melkzeit sein.
Ich höre die Knechte singen vor der Dieleentür —
Morgen um Feierabend bin ich nicht mehr hier!

Viele Hände braucht die Ernte. Der Herrgott hat's gewußt.
Gottlob, daß ich nicht früher habe fortgemußt!
Und wenn ich Feierabend heute machen soll —
Gemäht sind die letzten Ähren, und alle Scheuern voll!

Lulu von Strauß und Torney.



Nichts bildet den Menschen mehr als Menschenschicksal sehen.

Was ist der Mensch, wenn er sich nicht etwas Rechtes zu sein dünket in
allen Stücken, wenn er nicht das Geringste verrichtet, als ob er die
allergrößte Ehre damit einlegen müsse.

Was wird, wird still.

Jeder denkt, sein Glück oder Unglück sei das allergrößte und der liebe
Gott nur damit beschäftigt.

Wilhelm Raabe.



Reibungzeit Gaiddorf bei Roppsau.

Joseph von Eichendorff

Gedenken an die Kindheit.

Ich kam nach langen Jahren
Zu jenem Ort zurück,
Wo ich als Kind erfahren
Das erste Leid und Glück.

Wohl konnt ich mich an vieles
Kaum recht erinnern mehr,
Selbst manchen frohen Spieles
Entsann ich mich nur schwer.

Es ward mein Herz erschrocken.
So fremd kam ich mir vor —
Da läuteten die Glocken,
Und alles stieg empor.

Martin Greif.

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Joseph von Eichendorff.



Die Wirtschaftliche Frauenschule Arvedshof zu Elbisbach.



Die Wirtschaftliche Frauenschule Arvedshof zu Elbisbach hat ein reichliches Jahr Geschichte voll Arbeit und Mühen auf Seite aller derjenigen, die in ihr und um sie wirken, hinter sich. Es ist aber ein gesegnetes Jahr und ein Jahr sichtbaren Fortschrittes gewesen. Zunächst muß berichtet werden, daß alle verfügbaren Plätze besetzt sind, sowohl in der Mädchen- wie in der Hausbeamtinnen-Abteilung, vor Allem auch im Seminar, das den wichtigsten Bestandteil des Arvedshofes bildet.

Das Seminar hat am Ende des Parkes sein eigenes Haus erhalten, für stille, ernste Arbeit wie geschaffen. Im Erdgeschoss ist ein helles, geräumiges Unterrichtszimmer für Chemie eingerichtet worden. Zwischen dem Seminarhaus und dem Hauptgebäude dehnt sich der Park, an dem gärtnerische Kunst ihr Bestes geleistet hat. In neuen und neuzeitlich gebauten Geflügelställen herrscht für Auge und Ohr ein reges Leben. Der Landwirtschaftsbetrieb selbst wird auf die Höhe gebracht und immer mehr als Lehrmittel im Großen der Frauenschule angegliedert werden.

Im September 1925 haben erstmalig, seit die Schule der Landwirtschaftskammer gehört, Prüfungen stattgefunden. Zuerst kamen die Hausbeamtinnen, 14 an der Zahl, an die Reihe. Es war eine Lust, zu beobachten, was sie in Küche und Molkerei, im Geflügelhof und draußen im Garten in frisch-fröhlicher Arbeit leisteten. Dann mußten sich die Seminaristinnen einer Prüfung unterziehen. Die war weit schwieriger. Vor Allem galt es hier, vor einer Übungsklasse, die in freundlicher Weise die Köchlinger Mädchenschule gestellt hatte, vor einem kritischen Ausschuss zu beweisen, daß man Gelerntes auch zu lehren, d. h. weiterzugeben vermag. Alle neun Seminaristinnen bestanden und wurden gleich von der Prüfung weg als Probelehrerinnen für verschiedene sächsische Schulen gewonnen.

5.





Auszugs- und Kaufvertrag aus dem Jahre 1770,

als in Neukirchen (Amtsh. Meissen) der ledige Johann Gottlob Dachsel sein Gut an Gottlieb Kirchbach verkaufte.

(Aus den Akten des Gutsbesizers Gustav Müller in Neukirchen,
dem Kalender übergeben von Rittergutsbesitzer Kurt Wunderling auf Neukirchen.)

... Vom Getreide, benebst denn dem Stroh und aller Fütterung, welches alles Käufer gleich bei Verschreibung des Gutes, an Martine 1770 übernommen, und verspricht Käufer dieses Gutes folgendergestalt zu bezahlen als:

Achthundert Gulden zum Angelde 1770 zu Weihnachten und Dreihundert Gulden zu Terminen und wird solches Angeld, wie nachstehend spezifizieret ist, erhoben, als:

Dreihundert Gulden bekommt Verkäufers Mutter, Christina Dachselin, als verstandenes Angeld und Termingelder nach Johann Gottlob Dachsels Kaufe (— also Restkaufgeld, als er das Gut in Erbe übernahm —).

Zweihundert und dreiundachtzig Gulden bekommt Gottlieb Dachsel als außenstehendes Kapital und Intressen,

Siebenzig Gulden bekommt Gottfried Dierse in Hirschfeld,

Vierzehn Gulden bekommt die Niedergemeinde allhier als Gemeindegeld,

Drei und vierzig Gulden bekommt Meister Jakob Krable, Fleischhauer in Wilsdruff.

Achtundachtzig Gulden bekommt der Verkäufer vom Angelde und die annoch rückständigen Dreihundert Gulden werden zu Terminen jährlich mit fünfzehn Gulden bezahlt und nimmt der erste Termin den Anfang 1771 zu Weihnachten, womit solange fortgefahren wird, bis die ganze Haupt und Kaufsumme völlig getilget ist, und hebet solche Termine der Verkäufer alleine: jedoch wird der letzte zum Begräbnis inne behalten.

Übrigens hat Käufer den in Johann Gottlob Dachsels Kaufe aufgeführten Auszug, wie solcher in seinem Kaufe befindlich ist, mit übernommen, gestalten solcher auch gleichlautend anhier aufgeführt ist, wie folget:

Zum Auszuge der verwittbeten Christinen Dachselin in Käufers Gute lebenslang freie Herberge, ein Räumlein in der Stube am Tische und Ofen, auch in der Ofenhölle; über dieses noch ein apartes Tischgen in der Stube zu haben, die Kammer über dem Pferdestall im Wohnhause nach dem Hofe zu, alljährlich vier Scheffel Korn, einen Scheffel Hafer, zwei Viertel Weizen, auch wie solches alles geerntet wird; achtzehn Kannen Butter oder für jede Kanne vier Groschen an Geld, in gleichem sechzehn Groschen für die Käse, ein halbes Schwein mit allem Zubehör oder drei Thaler an Geld dafür, eine Gans zur Kirmess, den vierten Teil von allem auf diesem Gute erwachsenen Obste, von Walpurigis bis Michaelis alle Tage eine Kanne Milch und von Michaelis bis Walpurgis alle Sonntage eine Kanne Milch, so gut selbige jedesmal gemolken wird, ein Schock Hühnereier, zu welcher Zeit solche verlangt werden und vorhanden sind, aus zwei Beeten Kraut die Häupter sich zu erwählen, welche ihr belieben, zwei große Beete 12 Schritt lang und 2 Schritt breit, jedes mit dem Dünger, zwei Megen Lein in des Käufers gedüngten Acker mit zu säen; den Samen aber gibt die Mutter und beschickt selbigen nach ihrem Gefallen; das Mählgetreide mit in- und das Mehl wieder aus der Mühle zu schaffen, bei des Wirtes Feuer frei zu kochen, zu waschen und zu backen, sowohl Brot, Kuchen und Obst. Wenn die Mutter gesonnen in das kleine Stübchen zu ziehen, so soll selbige Holz und Kohlen bezahlen, die führen aber der Käufer dazu unentgeltlich tun; über dieses zwei Tage Kirmess, so gut selbige der Käufer macht.

Wenn die Mutter das kleine Stübchen beziehet, so hat selbige an Statt der Kammer im Wohnhaus überm Pferdestall die drei Kämmerchen und das Vorhaus im Querhause zum Gebrauche inne, ferner ein Räumlein in dem Keller zu ihrer Milch

und Getränke, wenn selbige sich selber anschaffet; über dieses hat sie Erlaubnis, von des Wirtes Getränken mit zu trinken.

Wenn die Mutter Christina Dachselin Frank oder lagerhaft werden sollte, ein Bett in die Stube zu schlagen und sie darinnen liegen zu lassen. Wenn eine Wärterin vonnöthen, muß der Käufer selbige mit Speis und Trank versorgen, die Lagerhafte aber sie auf ihre Kosten zu lohnen.

Es hat sich auch die Mutter Christina Dachselin noch vorbehalten, vorher spezifizierten Auszug zu verzehren, wo es ihr beliebt. Wenn sich selbige aber wieder verheiraten sollte, so fällt bemeldeter Auszug gänzlich weg und dem Käufer anheim. Wenn aber die Mutter Christina Dachselin versterben soll, so hat sich der jezige Verkäufer, Johann Gottlob Dachsel, bedungen, in diesem Gute nach Ableben der Mutter, auf Lebenszeit darin zu treten und sich den vorher spezifizierten Auszug vorbehalten, bis auf folgende Punkte, welche noch über der Mutter ihrem Auszug vorbehalten worden sind und sich jeziger Verkäufer ausgezogen hat, als:

Ein Scheffel Gerste und statt achtzehn Bannen Butter, zwanzig Bannen jährlich; wo aber der Verkäufer die Wahl hat, die Butter oder das Geld dafür zu nehmen; statt der zwei Bannen mehr Butter fällt aber die Gans weg und statt des Leinsäens bekommt er jährlich 21 Groschen zu ein paar Semden und statt der sechzehn Groschen Käse nach der Mutter ihrem Tode und Auszuge will er alljährlich ein Schock Quark und zwei Mandel Ziegenkäse nehmen und ein halbes Kalb oder fünfzehn Groschen am Gelde, worunter der Verkäufer die Wahl sowohl am Schwein und Kalbe als der Butter hat, nach der Mutter Tode. Bis nach der Mutter ihrem Ableben will sich Verkäufer in derselben Kammer mit aufhalten und seinen freien Aufenthalt in deren Stube mit haben.

Wenn aber Verkäufer nach Ableben der Mutter in ihrem Auszug selber tritt, so will es ihm auch zugelassen sein, seinen Auszug zu verzehren, wo es ihm beliebt; wenn er aber heiratet, so fällt der Auszug gänzlich weg.

Es sind aber Käufer und Verkäufer soweit einig geworden, daß, wenn Verkäufer vor der Zeit, ehe er in den Auszug tritt, sich verheiratet, so soll er über die gesetzte Hauptsumme noch fünfzig Gulden bei seiner Verheiratung bekommen, wenn er sich wo ansässig macht.

Womit beiderseits Verhandeln in allen und jeden Punkten wohl einig und zufrieden gewesen, und hat Käufer die annoch vorhandenen Gemeindereste mit übernommen, indem Käufer sowohl Nutzen als Schaden tragen will und hat der Verkäufer der Kirche allhier einen Thaler zum Gottespfennig erlegt und zum Neu- und Wandelkaufe der allhierigen hochadeligen Gerichtsherrschaft ein Faß und der Untergemeinde ein Viertel Bier gesetzt. So geschehen im Beisein Endes unterschriebener Gerichte zu Neukirchen, den 6. November 1770.

Gottlieb Kirbach als Käufer,
Johann Gottlob Dachsel als Verkäufer,
Johann Gottfried Kost, Richter,
Johann Friedrich Anhalt und
Gottlob Dachsel und Gabriel Kost,
Gerichtschöppen.

Wir Ubelig Schönbergische anhero bestellte Gerichtsverwalter und Gerichte urkunden hiermit, welchergestalten dato Verhandeln:

Johann Gottlob Dachsel,
Verkäufer eines,
Gottlieb Kirbach,
Käufer anderen Teiles,

vorstehenden Kauf zur obrigkeitlichen Konfirmation geziemend vorgetragen, sich auch auf dessen Ablesen dazu sich allenthalben bekannt, denselben aber noch dahin erläutert, daß zum Auszuge nicht nur zwei Kämmerchen, nebst dem Vorböden im Querhause über der Schmiede, sondern auch noch der, zu deren Gartenbeetgen jährlich erforderliche Dünger von Käufern, auf Verkäufers und seiner Auszugsmutter, Christinen, verwittibter Dachselin, Verlangen, annoch verwilligt worden.

Nachdem nun Käufers anwesender Vater, Josef Kirbach diesen, seinen Sohn quod hunc contractum der väterlichen Gewalt, emancipando, erlassen; Verkäufer hingegen sich die Hypothek wegen unbezahlten Kaufgeldes, mit obrigkeitlicher Einwilligung (consens) vorbehalten, mit dieser Bedingung auch die Lehn aufgelassen und in Käufersbeileihung gewilligt, dieser aber den Untertanen-Eid geziemend abgelegt hat: So ist derselbe, nachdem er mündig ist, mit dem Dachselischen anderthalb Hufen-Gute, samt Zubehör beliehen, hierüber auch gegenwärtige Urkunde in conformitaet der von denen Interessenten und anwesenden Scabinis, Johann Friedrich Anhalten, Gottlob Dachseln und Gabriel Kosten auf Vorlesen eigenhändig mit unterschriebenen Registratur, unter dem dahiesigen Gerichts-Innsiegel, ausgefertigt worden. So geschehen Neukirchen, den 14. Martii (März) 1771.

Ubelig Schönbergische anhero bestellte Gerichte.

Johann Sigismund Friedlerß
Gerichtsverwalter.

Auszug aus den Gerichtsakten:

7. Juli 1794: Acto hat Johann Friedrich Dachsel, Auszügler aus Wolkau, daß sein eheliblicher Bruder, der hiesige Auszügler Johann Gottlob Dachsel, am 3. Juli, jüngsthin verstorben und er des letzten alleiniger Erbe ab indefacto geworden sein, sich auch dieser Erbschaft behörig angemahet habe, persönlich an Gerichtsstelle angezeigt und demnach, daß er die von gedachtem seinem verstorbenen Bruder aus vorstehendem Vertrag annoch zu fordern gehalten letzten fünfzehn Gulden aufs Jahr 1790 gefälliges Restgeld zum Begräbnis des Verstorbenen, richtig ausgezahlt erhalten habe, gerichtlich bekannt, darüber sowohl, als über die richtige Abführung des ausgemachten Naturalauszuges bis zu des Auszüglers, seines gedachten Bruders Tode, handgebend quittiert und völliger Verzicht in das Kirbachische Wandergut geleihet. Nachdem nun Kirbach diese Quittung und Verzicht bestermaßen angenommen, als sind diese 15 Gulden vollends ab- und niedergeschrieben; die wegen der gesamten Kaufgelder und des Auszuges constituirt gewesene Hypothek aber gelöscht worden.

Wilhelm Friedrich Sigismund Teucher,
Gerichtsverwalter.

NB. Die verwittibte Dachselin war 1780 gestorben.

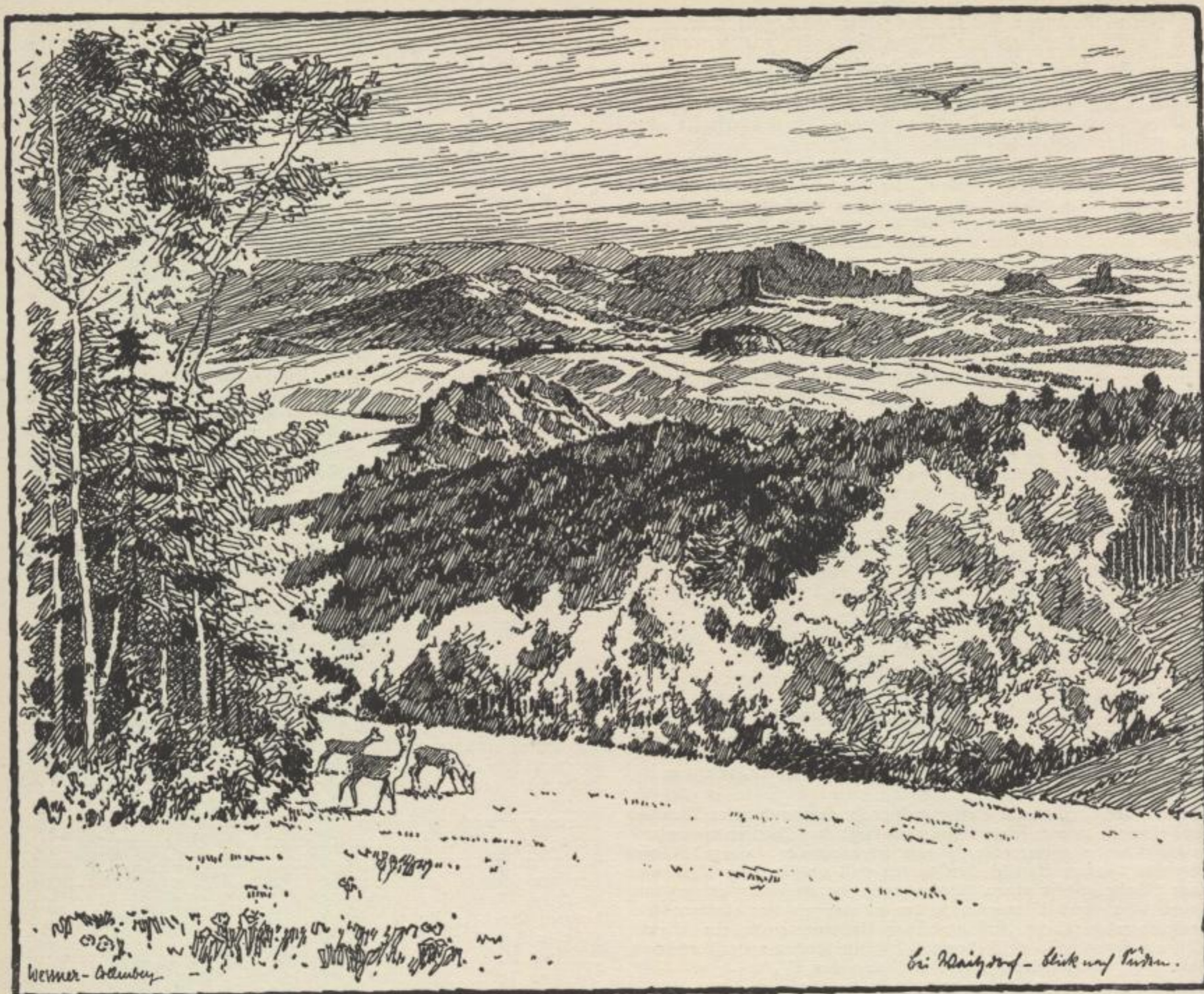


Nur der Denkende erlebt sein Leben, am Gedankenlosen zieht es vorbei.

Niemand ist so beflissen, immer neue Eindrücke zu sammeln wie der, der die alten nicht zu verarbeiten versteht.

Nicht, was wir erleben, sondern wie wir empfinden, was wir erleben, macht unser Schicksal aus.

Marie v. Ebner-Eschenbach.



Wieder einige sächsische Volkswörter.

Der ehemalige Konrektor des Wettiner Gymnasiums in Dresden, Professor Dr. Karl Müller, hat in liebenswürdiger Weise unserem Kalender abermals einige sächsische Volkswörter aus dem Schatze seiner Forschung zur Verfügung gestellt. Die Worte und Redensarten, die hier geboten werden, sind gerade auf dem Lande sehr üblich; kein Wunder, denn sie drehen sich um den Begriff „Arbeit“. Mit gutmütigem Humor findet sich unsere, zu Unrecht so verleumdete Volkssprache mit ihr ab.

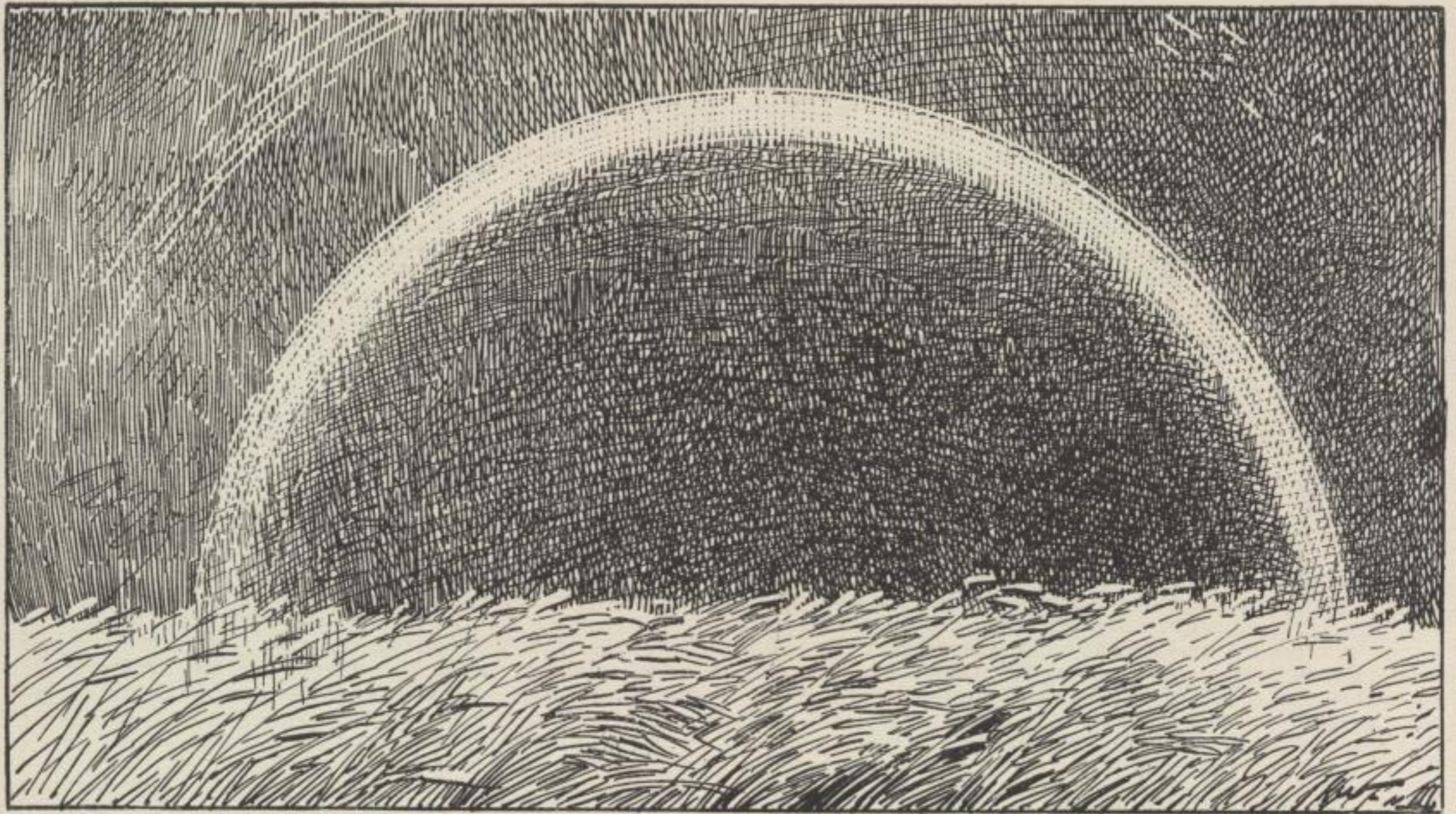
Die Arbeit empfindet auch der Sachse entsprechend ihrem Grundbegriffe Mühsal, Not gar oft als drückende Last, wenn auch eine Reihe von vielgebrauchten Ausdrücken der Arbeitstüchtigkeit des sächsischen Volkes ein ehrendes Zeugnis ausstellen. Das Arbtn oder Arb'n ist ja kein Frönnen mehr, nur um Freiberg müssen die mit der Gemeindesteuer Rückständigen frönnen, Fronarbeit tun, das ist eigentlich Arbeit im Dienste eines Herrn (mittelhochd. fró, vgl. das Fronleichnamfest). Nur dem Namen nach ist um Augustsburg der Hofstök erhalten, der vereinzelt noch, aber auf Grund freier Vereinbarung als Entschädigung für Wassernutzung und dergleichen geleistet wird. Waldfrevler müssen dort en Farschtök tun, einen Tag im Forst arbeiten. Aber auch für andere ist die Arbeit heute noch ein Plack, man muß sich würgen und placken, und mancher wärcht und workt

von Sonnenaufgang bis in die (sinkende) Nacht 'nein, besonders auf dem Felde zur Zeit der Ernte, als ob er die Welt im Orwern = umarbeiten wollte. Dabei geht er wohl auch mit Gerät und Geschir recht geräuschvoll um, oder er wuraht und wiegelt, bis er was erwärcht = erarbeitet. An dieses Wärchen (für würgen) mag man auch beim Scharwerchen oder Schorwarken, zusammengezogen Schwärn, denken, wobei die Grundform Scharwerk in ihrer eigentlichen Bedeutung nicht erkannt wird: eine Arbeit, die im Scheren der Wiesen und Felder, also im Schneiden und Ernten besteht (vgl. Pflugschar); im Mittelalter war scara, schar besonders der dem Hörigen zugewiesene (besetzte) Anteil an Arbeit, also Frondienst; Handwerker verstehen unter scharwerken das Verrichten feiner Arbeit, insbesondere bildet diese den Beruf des Scharwerksmäubers im Gegensatz zu dem des beim Bau beschäftigten Maurers. Keiner von beiden wird von sich sagen, daß er sich stle, das heißt eigentlich eine schmutzige Arbeit verrichte; mittelhochd. süln, soln heißt sich besudeln, insbesondere stlt, wälzt sich das Wild im sol, in der Kotlache; auch sudeln = mit Jauche begießen ist damit verwandt (mittelhochd. süln, gotisch bisauljan). Auf ein Arbeiten im Schmutz geht auch abmarachen, da die Ableitung von niederdeutschem marazen (bremsisch

maraffen), im Maras = Morast sich abmühen, lautlich den Vorzug verdient vor der vom althochd. marah = Pferd (vgl. Mähre). Allerdings dachte wohl schon der Niederdeutsche J. S. Voss an das Pferd, als er eine Shakespearestelle übersetzte: „Das treueste Pferd, das nie sich abmarascht“, also zuschanden macht durch Pferdebearbeit. Sicher vom Pferde galt ursprünglich das Schuften: mittelhochd. schuften heißt galoppieren, eilig vorwärtsstreben; die Nebenform schiufte läßt das Wort als Ableitung von sciuben, skiupan = schieben erkennen. Für schieben, stoßen hatte das Althochdeutsche auch scurgan, das ist unser schürgen, gesprochen schärchen, dessen Wiederholungsform schurgeln zu schurigeln = zwecklos plagen, quälen geführt hat. Der Vergleich arbeiten wie ein Pferd hat in Sachsen die Zuspizung arbeiten wie ein totes Pferd erfahren — dieses Kunststück bringt in Wirklichkeit ein fauler Arbeiter zustande, er arbeitet eben gar nicht. — Wie abmarachen ist auch abraclern in seiner eigentlichen Bedeutung verdunkelt, sich abraclern heißt sich abschinden im eigentlichen Sinne des Wortes: der Racker ist ursprünglich der Senkersknecht, der Schinder, und daher erklärt sich die Verwendung von Racker als Scheltwort. Früher sprach man in gutem Sinne von Feldrackern, unverdrossenen, nie ruhenden Feldarbeitern. Die Wirkung des Abrackerns erzielt man auch, wenn man arbeitet, daß die Schwarte knackt, das heißt daß die Haut plagt. Eine noch tiefer gehende Wirkung wird schwerer Arbeit in der Lebensart beigemessen: Mir ham se aber heite ä Wärmchen abgetrieben! Weniger derb ist das Abmêdern, das vom Metermaß abgeleitet zu sein scheint, also etwa ein Hinausgehen über das Maß der Kräfte bedeuten könnte, wie sich übermênen = sich übernehmen (Weiterbildung zu altd. menen = antreiben, besonders Vieh), aber das Wort abmêtern ist sicher älter als das Metermaß in Deutschland, auch bedeutet französis. mètre nach Metern vermessen, also eher einen maßvollen Gebrauch der Kräfte. Das besonders im Erzgebirge gebräuchliche sich ômattern = sich abmühen, abquälen weist deutlich genug auf abmartern hin, der r-Laut hat sich in der Mundart ebenso verloren wie in Rager für Rarzer u. a. Ein anderes französisches Zeitwort aber ist in ähnlichem Sinn schon früher bei uns verbreitet: batailler (heute = scharmützeln) hat im Mittelhochdeutschen bataljen die Bedeutung sich mit dem Feinde herumschlagen, und so faßt auch unser batallchen das Arbeiten als einen Kampf mit einem übermächtigen Feind auf; besonders heißt es von der Bewältigung schwerer Gegenstände: „ham mir aber heite batallcht!“ Dieses Wort wird auch von schwerfälliger Bewegung gebraucht in der Wendung: angebatalcht kommen. Ein Bahnwärter pflegte das Nahen der Lokomotive anzukünden mit der Aufforderung: Meine Härn, gehn Se runger vun Barrone (= Perron)! Alleweile kimmts Muckeltiv angebatalcht! Ähnlich war vor hundert Jahren bei uns ein vom franzôsis. travailler abgeleitetes Zeitwort trawallchen nicht nur in der Bedeutung = mit eifriger Geschäftigkeit arbeiten, sondern auch durch Gehen ermüden im Gebrauch. Aus dem Kriegsleben stammt auch das Schanzen, das ursprünglich von der Arbeit beim Festungsbau gebraucht wurde; auch heute müssen Gefangene besonders auf Festungen schanzen; die mittelhochd. schanze ist das Reisigbündel, das später durch Schanzkörbe ersetzt wurde. (Dagegen leitet sich vom franzôsis. chance = Glückswurf, Spiel, Wagnis, aus latein. cadentia = die fallenden (Würfel), die Schanze her, in die man etwas schlägt, ebenso das Zuschanzen). Auch das kriegerische Bollwerk hat ein Zeitwort mit der Bedeutung tüchtig arbeiten ergeben: bollwerken (Röblig). Mit den Kroaten, mundartlich Krawatten bringt wohl mancher das Wort Krawanzen = umherwirtschaften in Verbindung; dem widerspricht aber nicht nur die Form grewensen (Freiberg), sondern auch rawanzen (um Pegau) sowie schlesisch (rum)rabâzen = tätig, geschäftig sein; das Wort ist abgeleitet von mittelhochd. reben = sich rühren, schweizerisch râbelen = lärmern, poltern, Grâbel = arbeitsames Leben. Davon ist verschieden rabandern, rumrabandern = sich herumtreiben, eigentlich trabantern (von Trabant). Ein Hauptwort Krawanter wiederum ist von den starken Brabantern (= Pferden)

auf Menschen übertragen und bezeichnet ein großes, kräftiges Dienstmädchen und weiterhin ein unordentliches Frauenzimmer (Nossen). — Auch wenn ein Arbeiter sich Zeit nimmt, ist keine Gewähr für die Güte der Arbeit gegeben. Ist schon im allgemeinen ein Gemähre nichts Erfreuliches, bei dem man ausruhen muß: eh' der nur anfängt, werd' derweile ä Esel jung! so ist insbesondere das Morcken und Mutteln das Gegenteil von gedeihlicher Arbeit. Durch langsames, unpraktisches Arbeiten entsteht nur Morcken oder Muttelei; das erstere ist abgeleitet von mittelhochd. murc = Brocken, brüchig, bedeutet also eigentlich zerstückeln, vermorksen soviel wie verwürgen, zuschanden machen; abmurksen = töten; der Bedeutung nach ist damit zu vergleichen bigeln, von mittelhochd. bützel, Verkleinerung zu butze = abgeschnittenes Stück; bigeln also = zerstückeln, insbesondere schnigeln; verbigeln, zerbigeln = tändelnd zerfleinern und dadurch vertun; mutteln hängt zusammen mit metteln, motteln, d. i. gerinnen von der Milch (daher auch der Ruttelmittel, das Durcheinander). Ohne irgendwie auf diese Grundbedeutungen einzugehen, sagt eine Arbeiterin von der schlechten Arbeit einer anderen: Tu môcht' ich wohl der ihren Moddlich ausmorksen. Eine andere wieder knorzelt an einer guten Arbeit so lange, bis sie vermorkst, verhunzt oder versaut ist. Das Knorzeln beruht ebenso wie das Gorksen und Fummeln auf sträflichem Ungeschick und läßt sich auch dann kaum mit ansehen, wenn der Arbeitende Zeit hat, wenn er sich beschäftigt, ohne dazu getrieben zu sein, nur um die Zeit auszufüllen: auch dies bezeichnet man als mutteln; von einem, der immer einen Zeitvertreib, ein Vertuck hat (Holzern), sagt man: der hat immer sein Muddelchen (vgl. seine Hantierung). Ihm kommt es freilich nicht darauf an, ob die Arbeit hintereinander weggeht, ob es ihm von der Hand geht, ob es fleckt = vom Fleck geht, fêdert, d. i. fördert in zielloser Bedeutung = vorwärts geht, oder fluscht = vonstatten geht; niederdeutsches flûschen heißt eigentlich zusammenbinden, von flûsch = Büschel, Flaas (Wolle, Haare), in ziellosem Gebrauch also gleichsam sich zu Büscheln fügen; das fluscht better, sagten die mit den Kolben dreinschlagenden Pomern in der Schlacht bei Großbeeren. Um Freiberg-Altenberg schlaunt es nicht, wie man schon vor 500 Jahren sagen konnte: der arbeit keine schlaunt im wol; in Gottfrieds Tristan heißt mir slunt = ich habe Eile, von slunen = beschleunigen, vgl. slune (c) = schleunig; auch in Bayern und Schlesien ist das Zeitwort schlaunen im Gebrauch. Wenn die Arbeit flott vonstatten geht, sagt man im Gebirge: ize giht's aber im Ring, obgleich doch eigentlich eine Bewegung im Kreise keinen Fortschritt bringen kann. Doch handelt es sich nicht um das Gehen im Ringel, das nur zum Ausgangspunkt zurückführt (um Tharandt), sondern um ein sich drehendes Rad, vielleicht das Spinnrad; geht's doch manchmal auch im Kopfe immering, d. h. rundum. — Von alten wie von jungen Arbeitern wird vielfach nur rumgetämpert, d. h. die Zeit vertrödelte mit einer nur scheinbaren oder zwecklosen Tätigkeit. Trotz des Begriffes der Zeitvergeudung ist nicht das lateinische tempus im Hintergrunde, im Erzgebirge hört man auch tampern, in Schlesien daneben auch tâpern (= langsam, unbehilflich sein), in Thüringen heißt tâpern tappen, klopfen. Man hat also eine Erweiterung des Stammes tap durch m vor sich, das sich gern vor Lippenlauten entwickelt, vgl. Paps, Papp und pampfen, trappen und trampeln. Wenn also beim Rumtempern usw. die Füße in Bewegung sein können, so weiß der faule vollends den Wert seiner „Untertanen“ zu schätzen, indem er sagt: „Wenn mr nur immer zwê gesunde Bêne hat, daß mr kann dr Arbeit aus'n Wege gehn!“ Ein anderer freilich ärgert sich, daß er's Laufen gelernt hat, er wäre lieber beim Rutschen geblieben (Augustsburg), und ihm sind auch die Hände oder die Finger bei der Arbeit im Wege. Zwar erkennt er die Arbeit an: „s'is was Schönes um die Arbeit, mr kann gleich stundenlang zusehen!“ aber er findet doch, daß die Arbeit eine Plage ist für den, „dersch selber macht“. Darum und weil Faulheit die Glieder stärkt, will er bei Tage gerne nisch machen, wenn er nur in der Nacht seine Ruhe hat. Wohl dem, der bereits früh, wenn er aufsteht, sagen kann: Guten Morgen, Feierabend!





Das Jahr des Landwirts

(vom Herbst 1924 bis Herbst 1925).

Von Dr. Heinrich Walter in Pirna.

Auf den schönen Herbst 1924 folgte ein ungewöhnlich milder Winter. Man sah den Pflüger hinter dem Gespann herschreiten, begleitet von Ungeziefer aufnehmenden Krähen, noch zu einer Zeit, wo sonst längst Schnee und Eis den Acker decken. Anfang Februar 1925 begann hier und da schon die Arbeit der Ackerseife. Und Ende des Monats entfaltete die Kornelkirsche in geschützten Lagen bereits ihre goldgelben Blütenblätter.

Die Saat, besonders die frühzeitige und die so häufig noch als Dickfaat gegebene, prangte in üppigem Grün und überzog den Boden wie ein dichter Filz. Eine hohe und langdauernde Schneedecke hätte hier durch Begünstigung des Fusariumpilzes bösen Schaden anrichten können.

Gegen Mitte März trat der stärkste Frost des ganzen Winters auf. Er wirkte auf die zu üppig sprossende Saat wie ein Schröpfen, besser als das Roggeneggen, das in diesem Frühjahr selbst von Landwirten angewendet wurde, die es sonst allzu ängstlich meiden. Längere Trockenheit im Frühjahr ließ den Salm des Wintergetreides sich festigen, so daß die Gefahr des Lagerens nicht so groß wurde als man vordem annehmen mußte. Doch brachte die Trockenheit dem Sommergetreide auf leichten Böden, und vornehmlich im Vogtlande, beträchtlichen Schaden. Notreifes Korn konnte auf Rieskuppen schon bald nach Mitte Juni beobachtet werden. Reich an Gewittern waren Frühjahr und Sommer. Wie oft zogen an schwülen Tagen blauschwarze Wolkenwände herauf mit graugelbem Saum! Und wie aus einem

berstenden Riesensack prasselte Hagel und strömten Wasserfluten herab, durchzuckt von Blitzen. Grünende Saaten lagen zerfetzt und plattgedrückt am Boden, Felder und Wiesen zerrissen und verschlammmt, ja Menschenleben wurden gefährdet und vernichtet, wie zum Beispiel auf Festung Königstein am Ostermontag. Und der Mensch stand machtlos vor der Zerstörung einer Jahresarbeit!

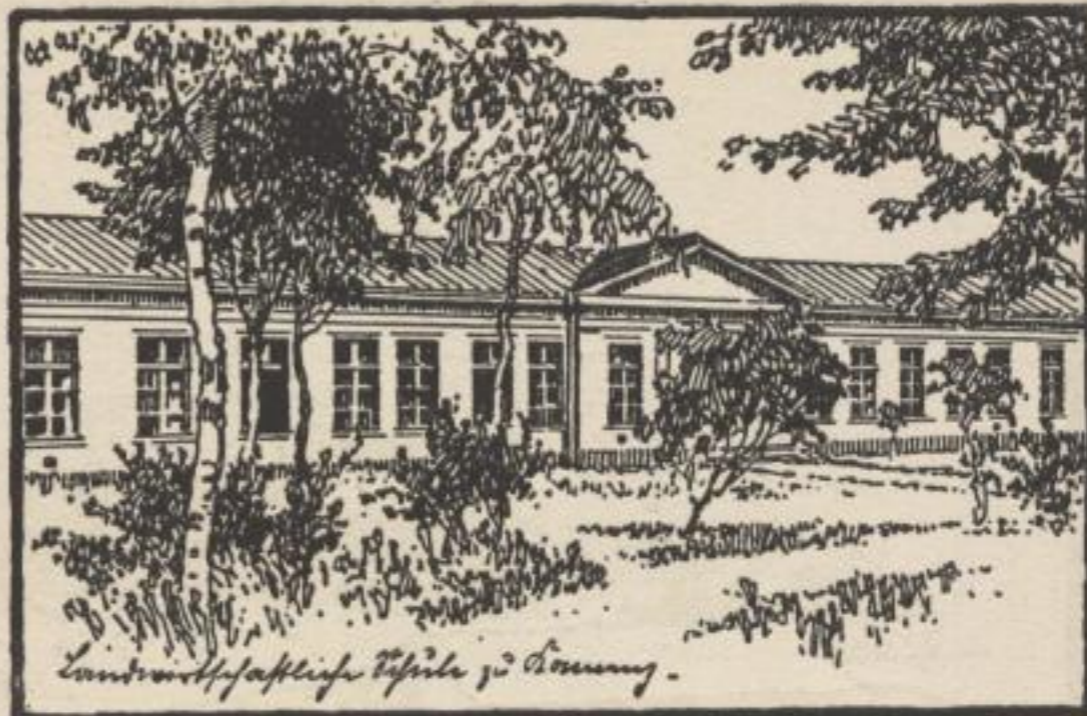
Regenwetter störte die Heuernte, verzögerte im Niederlande das Einbringen der Getreideernte und hält zur Zeit in der Grummeternte an. In Höhenlagen über 400 Metern stehen noch immer die Haserpuppen mit ausgewachsenen Rispen und faulendem Stroh.

Die jungen Rübensaaten waren wie von giftigen Schwaden getroffen, so mißfarben sahen die Blätter aus: die Kunkelfliege hatte sie heimgesucht wie schon im Jahr zuvor. Dank der feuchtwarmen Witterung, die dann folgte, wuchs sich der Schaden aber heuer bald wieder aus.

Die Getreideernte war an und für sich gut. Kartoffeln werden auch gute Erträge liefern, wenn auch die Frühkartoffeln durch Trockenheit und spätere Nässe in Menge und Güte gelitten haben.

Möchte endlich das unbeständige Wetter aufhören, damit Herbstbestellung und Hackfruchternte ohne Störung und Schaden erfolgen können.

Abgeschlossen am 15. September 1925.



Abermals drei neue landwirtschaftliche Schulen.

An Stelle des alten Schützenhauses zu Pegau an der Elsterbrücke erstand ein stilvolles Gebäude für die landwirtschaftliche Mädchenabteilung der dortigen Schule, die zur selbständigen „Landwirtschaftlichen Schule für Mädchen zu Pegau“ erhoben wurde. An der Verwirklichung des schon lange gehegten Planes hat sich unter Anderen der Gutsbesitzer Reinhold Müller in Piegel unvergessliche Verdienste erworben. Die Schule steht unter der Leitung von Frä. Sophie Kieckebusch.

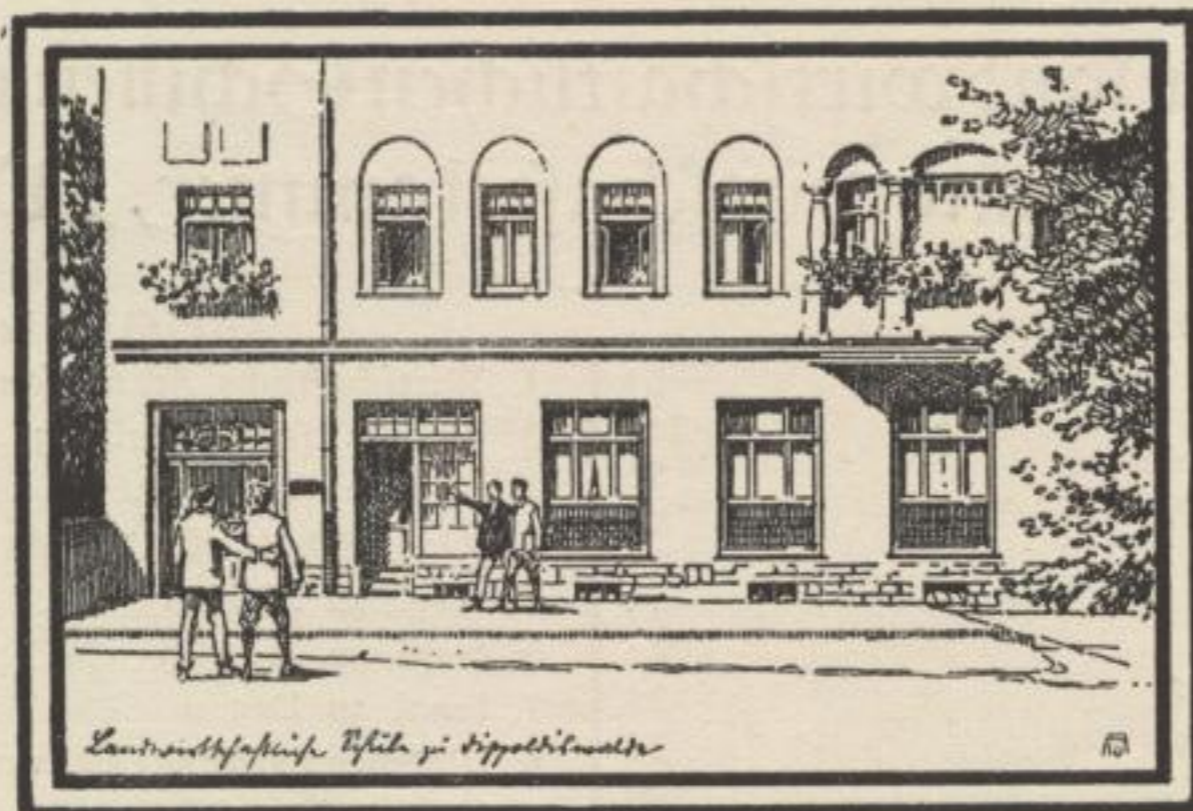
Die zweite neue landwirtschaftliche Schule ist die zu Kamenz. Sie hat ein helles, lustiges und geräumiges

Quartier im ehemaligen Garnisonlazarett gefunden, abseits vom Lärm der Stadt. An die Schule ist eine bereits gutbesuchte Mädchenabteilung angegliedert. Man erhofft von der Schule viel Ersprießliches für die nordwestliche Lausitz, die bisher einer Fachschule entbehrte. Mit der Leitung der Bildungsstätte ist Direktor Landwirtschaftsrat Dr. Valentin Döring betraut.

Dippoldiswalde ist eine wiedererstandene Schule, eine „Renata“. Sie bestand schon einmal von 1918 bis 1921. Mit ihrer Leitung ist der Landwirtschaftsreferendar Fritz Dehnert beauftragt.

Die Schule soll nicht
satt, sie soll hungrig
machen!

Alfred Lichtwark.



Kräfte lassen sich nicht
mitteilen, sondern nur
wecken.

Ludwig Büchner.

Ein Mensch ohne Wissenschaft ist wie ein Soldat
ohne Degen, wie ein Acker ohne Regen.

Abraham a Santa Clara.

Und wenn die Schule hundert Tore hätte wie Theben—
lasset durch jedes Tor die Freude herein.

Inskrift am Schulhaus zu Kroßen i. Br.





Der Besuch der landwirtschaftlichen Schulen und Mädchen-Abteilungen der Landwirtschaftskammer, Winter 1924/25

I. Schüler:

1. Freiberg	63
2. Meissen (dreifemestrig)	203
3. Großenhain	56
4. Pirna	81
5. Tharandt	25
6. Lauenstein	15
7. Sayda	30
8. Sainichen	28
9. Dippoldiwalde	11
10. Wurzen (viersemestrig)	109
11. Pegau	63
12. Döbeln	82
13. Chemnitz	160
14. Rochlitz	80
15. Annaberg	33
16. Aue	19
17. Zwickau	50
18. Marienberg	7
19. Baugen (zwei- und dreifemestrig)	150
20. Zittau	52
21. Pulsnitz	11
22. Kamenz	29
23. Auerbach	54
24. Werdau	35

1446

II. Schülerinnen:

1. Wirtschaftliche Frauenschule Arvedshof	30
2. Haushaltsschule Freiberg	29
3. Haushaltsschule Dahlen	30
4. Ldw. Schule für Mädchen zu Wilsdruff	60
5. desgl. zu Meissen	109
6. desgl. zu Rochlitz	78
7. desgl. zu Pegau	46
8. Mädchenabteilung Tharandt	32
9. desgl. Pirna	28
10. desgl. Wurzen	80
11. desgl. Döbeln	88
12. desgl. Chemnitz	68
13. desgl. Zwickau	40
14. desgl. Baugen	53
15. desgl. Zittau	47
16. desgl. Kamenz	20
17. desgl. Pulsnitz	10
18. desgl. Auerbach	59
19. desgl. Werdau	40

947



Steinach in Bayern, die Ausgangsstätte der Grünlandbewegung.

Es gibt Bücher, über denen man einschläft, es gibt aber auch solche, die man mit Spannung liest, und wenn es darüber Mitternacht und noch später wird. Als Buch letztgenannter Art geriet mir Ökonomierat Ludwig Niggel's etwa 125 Seiten umfassendes Werkchen „Das Grünland in der neuzeitlichen Landwirtschaft“ in die Hände. So etwas kriegt man nicht alle Tage zu genießen. Das ist ein Buch, ebenso voll wohlthuender Bescheidenheit wie wohl berechtigten Stolzes; es liest sich wie ein Roman aus den wirtschaftlichen Kämpfen der Neuzeit; es wirkt durch seine klare Sprache, die sich vorteilhaft unterscheidet von der schwülstigen, mit Fremdwörtern gespickten Sprache so vieler Gelehrter; es liefert auf so mancher Seite die sympathischen Beweise von harmonischer, fruchtbringender Zusammenarbeit von Gutsheeren (Dr. von Schmieder) und Betriebsleiter (Ludwig Niggel). In mir stieg deshalb der Wunsch auf, den Verfasser dieses Buches und das Dr. von Schmieder'sche Gut Steinach, von dem darin allenthalben die Rede ist, kennenzulernen. Auf entsprechende Anfrage hin kam ein zustimmendes „Ja“. Daraufhin habe ich bislang zweimal das Glück gehabt, das Gut Steinach aufsuchen zu dürfen. Das eine Mal im Herbst vorigen Jahres. Als ich da im Wagen von Straubing — halbwegs zwischen Regensburg und Passau gelegen — im Zweispänner quer durch die Donauebene zum Dorfe Steinach hinfuhr, sah man vor Nebel nur die nächststehenden Bäume; in scheinbar übernatürlicher Größe standen sie, in ihrem feuchten Braun und Gelb, vor einem grauen Hintergrund. Als ich heuer, das zweite Mal, das gastliche Steinach besuchte, war es an einem jener tristen Tage, die den Spätsommer 1925 kennzeichneten: jagendes, blauschwarzes Gewölk, aus dem Regensträhne zur wasserfatten Erde strichen, auf

den Wiesen zusammengesunkene, faulende Grummethaufen, die ganze Natur und die Bevölkerung, insbesondere die landwirtschaftliche, mit berechtigt schlechtaunigem Gesicht.

Was ich in Steinach sah und hörte, ausführlich wiederzugeben, dazu langt der Platz, den ich mir selbst im Kalender nehmen darf, nicht aus, außerdem ließe ich Gefahr, dem Schriftsteller Ludwig Niggel Gedanken und Zeilen aus seinem Buche zu stehlen. Aber einige Eindrücke seien geschildert. —

Ein Teil des alten Schlosses ist der Kanzlei eingeräumt. Sie braucht in einem Betriebe von der Intensität und Eigenart, wie sie Steinach aufweist, mehr Räume als anderswo. Aus einem der Bücher, die da zu sehen waren, entnahm man, daß die Kühe einer allmonatlichen Luterkontrolle unterworfen werden. In die Viertel eines Quadrates, den vier Luterteilen entsprechend, werden die Ergebnisse mit Zeichen und Farben eingetragen. Ich habe so etwas noch nirgends gesehen.

In einem Glashause werden zur Herbstzeit, zunächst in Kästen, Edelgräser, je von einer Mutterpflanze stammend, herangezogen; das sind immer ein paar Hundert zusammen. Sind die Pflänzchen so weit, daß jedes einem aufrechten, noch nicht fingerlangen grünen Säbchen gleicht, so werden sie, ebenfalls noch im Glashause, in Hochbeeten mit fünf Zentimeter Abstand vereinzelt. Durch dieses Verfahren wird insofern ein Jahr profitiert, als die Graspflanzen bereits im folgenden Jahr, in freies Land versetzt, Samen liefern.

Und zwar vollzieht sich das im Zuchtgarten. Den Abkömmlingen einer Mutterpflanze ist hier jedesmal ein besonderes Beet eingeräumt; „einer“ Mutterpflanze,



gleichwohl welche Mannigfaltigkeit! Das möchte zunächst auch so sein; denn wie sollten sonst Sorten entstehen können? Hier Ausläufer, dort keine; hier hoher Wuchs, dort niedriger; hier viel Blätter und wenig Blüten, dort umgekehrt; hier vollständige Gesundheit, dort Kostbefall.

Auf Feldern von vielen Tagwerk Fläche stehen wie mit einem Riesenkamm gezogen die Reihen der Edelgräser, die nunmehr der Vermehrung dienen. Die Hacke und der Bodenmeißel sorgen immer dafür, daß Unkraut nicht aufkommt und daß Luft in den Boden dringt. Man hat sich wohlweislich auf vier Arten beschränkt, nämlich auf Rotschwengel (in Wiesen- und Weideform), auf Wiesenschwengel, auf Goldhafer und auf Kohrglanzgras. Die Steinacher Grassamenzucht hat schon ihre eigenen Grenzen überschritten und Vermehrer suchen müssen. Es gereicht dem Bauernstand zur Ehre, daß hierbei kein Großgrundbesitzer den Reigen eröffnete, sondern ein Bauer, ein Besitzer in Reibersdorf bei Steinach, namens Stegbauer.

Ich habe auch das historische Erkerzimmer gesehen, aus dem vor sechs Jahren die Grünlandbewegung ihren Ausgang nahm, selbstverständlich, wie alle Fortschritte, vorbereitet durch verschiedene Männer, von denen in erster Linie unser Falke in Leipzig und Schneider, früher in Kleeberg, zu nennen sind. Über die Entstehung der eigentlichen, werbenden Grünlandbewegung lasse ich am besten Ludwig Niggel selbst erzählen. Er sagt am Ende des mehrmals erwähnten Buches Folgendes:

„Die Grünlandbewegung wurde in Bayern ins Leben gerufen. Wie manche große Sache, verdankt sie ihre Entstehung einem Zufall.

Im August des Jahres 1919 war Prof. Dr. Weber aus Bremen wie alljährlich zur Besichtigung der Grünländereien in Steinach. An einem der Besichtigungstage verhinderte Sturm und Regen jede Arbeit im Freien.

Um jedoch die Zeit auszunützen, wurde zu Hause am Grünland gearbeitet. Dabei setzte Weber auseinander, wie leicht wir die große Nahrungsmittelnot beheben könnten,

wenn wir unser deutsches Grünland energischer anfassen würden.

Wir zürnten dem Geschick, als wir durch Sturm und Regen von der Arbeit verjagt wurden, ohne dabei zu ahnen, daß gerade dieser stürmische Regentag zum Geburtstag der deutschen Grünlandbewegung werden sollte.

Je mehr wir uns an diesem Regentage mit der Grünlandfrage beschäftigten, desto tiefer wurden wir von dem Gedanken durchdrungen, daß etwas geschehen müsse. Wir beschloßen am nächsten Tage, Herrn Dr. von Schmieder, dessen großes Interesse für alle neuzeitlichen Grünlandfragen uns bekannt war, unsere Pläne bekannt zugeben.

Wir fanden das erwartete Interesse bei ihm, und er regte an, daß eine Anzahl als besonders fortschrittlich bekannte Landwirte aus der Straubinger und Regensburger Gegend von den gemeinsamen Plänen verständigt würden. Die neuzeitlichen Grünlandideen wurden auch bei diesen Herren mit Beifall aufgenommen. Man fand sich daher bald zu einer gemeinsamen Aussprache in Straubing zusammen. Das Ergebnis der Aussprache war der Entschluß, die Gründung eines Vereins zur Förderung der Grünlandwirtschaft in Bayern vorzubereiten. Zunächst sollte durch den Verein der Grünlandgedanke in kleinerem Kreise zur praktischen Durchführung kommen. Am 19. November 1919 war der Gründungstag.“

Zu meiner zweiten Fahrt nach Steinach hatte ich als Begleiter unseren diesjährigen Kalendermaler Wessner-Collenbey gewonnen. Was er von dort den sächsischen Kalenderlesern im Skizzenbuch mitgebracht hat, ist auf diesen Seiten geboten. Da liegt zunächst der Berg, ein Vorposten des nahen Bayerischen Waldes, vor uns, auf dem das alte Schloß Steinach mit seiner Ökonomie aufgebaut ist, alle Gebäude, wie meist in Bayern, breitfrontig und in blendendem Weiß. Der Berg besteht in der Hauptsache aus Quarzit; er ist das Ende einer Ader, die sich mehr oder minder breit durch den ganzen Bayerischen Wald zieht und die so mancher Glashütte, auch der berühmten von Zwiesel, das notwendige Rohmaterial spendet.



Wappstein, Lohnding

Steinach, Baron König

Ein weiteres Bild zeigt das Gut Steinach von Norden. Am Sange ist der Kälbergarten zu erkennen, in dem das Jungvieh, unter vier Monaten alt, das Gras lernen soll. Rechter Hand im Vordergrund gewahrt man ein Stück der eigentlichen Weide. Was ließe sich alles über diese berichten und über das Vieh überhaupt! „Grünland, Tierzucht und Tierhaltung sind unzertrennbar.“ Das ist ja einer der Sätze aus Niggel's Buch, von denen sich ein ganzes Brevier zusammenstellen ließe. „Natürliche Aufzucht und dabei im Tier eine lebende Maschine von höchster Leistungsfähigkeit schaffen“, das sind Steinacher Forderungen und Steinacher Demonstrationen. Daß in Steinach übrigens das Tuberkulose-tilgungsverfahren energisch, und dabei kaufmännisch durchdacht, durchgeführt wird, sei nebenbei mit bemerkt.

Ein drittes Bild läßt uns auf einen Edelgrasschlag schauen; das ist der Landstreifen hinter den prächtigen, alten Eichen, die, um ein Streifen Ackerland zu gewinnen — ich will's noch nicht glauben — demnächst der Art zum Opfer fallen sollen. Auf einer Wiese vor den (gefährdeten) Eichen ist das Grummet auf Heizen ge-

hängt. Gehört doch diese Art der Heuwerbung mit zu den Grundforderungen neuzeitlicher Grünlandwirtschaft. Man erzeugt nicht hochwertige Gräser, um sie schließlich Fäulnisbakterien als Nahrung zu geben. — Im Hintergrunde dehnen sich die Rücken des Bayerischen Waldes.

Das vierte Bild ist von höchster malerischer Wirkung und bedarf, bis auf die Totenbretter rechts, keiner Erklärung. Es ist eine eigenartige Sitte im Bayerischen Wald gewesen, den Toten auf einem Brett aufzubahren und dieses Brett dann, im Hausgarten oder an geweihter Stelle, senkrecht in den Boden zu stellen, mit dem Namen und den Lebensdaten des Verstorbenen versehen.

Das letzte Bild endlich zeigt das neue Schloß Steinach, eine gute Viertelstunde vom alten entfernt. Dort wohnt der Gutsherr Dr. von Schmieder, der verdienstvolle erste Vorsitzende des Deutschen Grünlandbundes. Ich habe ihn gesehen und gesprochen auf meiner letzten Reise nach Steinach, und zwar beim Volksfest in Straubing, wo in den Straßen und auf der Festwiese zahllose weiß-blaue Fahnen Bayerns und weiß-rote der Stadt Straubing wehten, und wo im Zelte der Landwirtschaft am Stande

des Gutes Steinach gerade das Schild aufgestellt wurde, das ihm die Auszeichnung durch die Große Goldene Bayerische Staatsmedaille verkündete.

Das sei, wenigstens für dieses Jahr, genug von Steinach! Vielleicht habe ich mit dem Aufsätzchen und den Bildern von Wessner-Collenbey den Steinacher Herren gar keinen Gefallen getan, denn es werden der Besucher von Steinach aus unserem reiselustigen Sachsen nun wohl noch einige mehr werden. Aber ich bin von

vornherein durch Ludwig Niggel selbst entschuldigt, da ich bloß gehorsam nach seiner Mahnung handelte, die am Ende seines Buches „Das Grünland“ zu lesen ist und also lautet:

„Durch Tausende von Kanälen müssen die Grünlandgedanken in ihrer Mannigfaltigkeit den einzelnen Höfen, ob groß oder klein, zugeführt werden.“

Dr Höfer.



Der Christus

Erzählung aus den Bergen.
Von Fritz Müller.

Der Kunsthändler fletterte auf die Ofenbank, über der der Christus hing.

„Willst gar schlafen?“ fragte der Flumsersepp.

„Oder beten?“ sagte die Flumserseppin.

Nur die alte Flumserin, die Genoves, sagte nichts. Scharfäugig, trotz ihrer siebzig auf dem Buckel, folgte sie dem Städter. Der hatte das Christuskreuz ein wenig umgedreht —

„Obst d' ihn gehn laßt!“ sagte Genoves, die Großmutter.

Der Fremde hatte aus der Westentasche ein Vergrößerungsglas gefingert.

„Peter Candid“, las er lautlos und pfiß leise.

Dann fletterte er wieder herunter, setzte sich an den Tisch und löffelte sachlich die gestockte Milch aus der gemeinsamen Schüssel. Er kannte seine Bauern. Nur nichts merken lassen.

Die Schüssel wurde leer. Auch die zweite. Bei der dritten war's der Flumsersepp, der's nicht mehr aushielt: „No, wie g'fällt er dir?“

„Wer?“

„No, der Christus halt.“

„Welcher Christus?“

„No, der unser halt.“

„Der? hm, ganz nett.“

Die Großmutter richtete sich grad: „Schlawack!“

„Nun, erlaubt mal —!“

„Nett! der Herrgott nett! so was sag'n Schlawiner!“ sagte die Alte seltsam ruhig.

Der mit allen Wasser Gewaschene duckte sich wie ein gescholtener Schulbub: „Ich wollt' nur sagen, 's ist ein Christus, wie alle andren auch.“

„Aber alt,“ blinzelte der Flumsersepp.

Die Flumserseppin stieß ihn flüsternd an: „Depp!“ und setzte laut hinzu: „Gar so alt nicht. Wenn ich ihn mit Seif'n waschen tät' und schrappen, wär' er noch fast neu.“ „Schaf! verstehst nit daß je älter so was is', je mehr daß s' zahl'n, die Stadtleut'!“ gab er leise zurück.

„Nacha freili' — alt is' er scho', der Christus, stein-alt, grausam alt, Herr.“

Die Großmutter nickte: „Von meiner Großmutter weiß ich's. Ein Welscher hat ihn g'schnigt. Ist z'Mittewald drob'n stecken blieb'n im Schnee. Hat kein Kreuzer Geld g'habt. Sab'n s' 'n durchg'futtert bei uns den langen Winter. Hat den Herrgott g'schnigt dafür und hat ein Vergeltsgott zug'legt, eh' er weiter ist im Frühjahr, Minka zu . . .“



Früher Sommer bei Leihung

Mit Selbstbeherrschung setzte der Kunsthändler einen gelangweilten Ausdruck auf, trotzdem in seinem Innern zwei Böcke aufeinanderstießen, daß die Hörner schepperten, der Profitbock und der Kunstbock: Kein Zweifel, ein Frühwerk des Berühmten, ehe er in München hochkam.

„Ein Handwerksbursche also? Na, für einen solchen ist es nicht mal gar so schlecht. Weiß Gott, ich gäb' ihm fufzig Märker, tät' er heut' noch leben.“

Schweigen.

„Fufzig Mark?“ wiederholte der Glumsersepp bedächtig, „man kennt sich nimmer aus heut', ob des wenig oder viel is' für ein' Christus.“

„Z' weni' is's, viel z' weni',“ sagte die Glumserin.

„Erlaubt mal, Bäuerin, ich weiß nicht, wie Ihr rechnet, aber —“

„Also tät'st für fufzig Mark mich einen langen Winter futtern, ha?“ sagte die Glumserin zum Fremden.

„Sm, allerdings, indessen — ja — nun ja —“

Der Glumser nickte seinem Weib zu. Bist doch eine G'scheite, hieß das, hätt's nit 'glaubt . . .

Schweigen.

„Nehmen wir den Winter nur mit hundert Täg',“ sagte der Glumser, „und den Tag mit fufzehn Mark — das werd wohl nit z' viel sei?“

„Es geht,“ sagte der Kunsthändler.

„So wär'n des — wär'n des —“

„Fünfzehnhundert Mark für einen Durchschnitts-Christus, Herr in deinem Reich!“ zwang sich der Kunsthändler zu einem Sänderingen.

„Wozu noch d' Zinsen kommen,“ sagte die Glumserin trocken. „Genoves, wie lang ist des jetzt her, daß selbiger Handwerksbursch' —?“

Das alte Gesicht bekam einen steinernen, vorweltlichen Ausdruck: „I bin siwezzg, mei' Ahndl war über siwezzg, die hat's von ihrem Ahndl g'hört, und die wieder von ihrem Ahndl —“

„Verflucht und zugenäht!“ sagte der Fremde, „da kommen wohl gar an fünfhundert Mark Zinsen heraus.“

„Wenn's g'langt,“ sagte der Glumser, „über hundert Jahr' 'naus tu ich mir ein Bissel schwer mit 'm Zinsrechnen nämli.“

„Zinsen waren früher überhaupt verboten,“ sagte der Kunsthändler.

„O mei', was früher einmal d' Polizei —“

„Nicht die Polizei, vom Papst aus war's verboten.“ Schweigen.

„Vom Papst?“ nahm's der Glumser wieder auf, „nacha derf ma' freilli' nit so ruachig mit die Zinsen —“

„Sag'n mir halt dr—, sag'n mir halt vier — vierhundert,“ ergänzte die Glumserin, „sag'n mir halt vierhundertfünfund — fünfundneunzge, Herr?“

Der Kunsthändler machte verzweifelte Armbewegungen: „Neunzehnhundertfünfundneunzig Mark für einen Handwerksburschenchristus, es ist unerhört!“

Dann legte er zwei Tausender auf den Tisch. „Fünf Mark heraus, bitte,“ sagte er so bitter als möglich.

Der Glumser und die Glumserin sahen sich an. „Wir können nicht herausgeb'n.“

„Also Soldavortrag für den nächsten Christus?“ sagte er launig.

Sie wurden mißtrauisch: „Solda — Soldavortrag? — Willst d' uns 'nei'leg'n, ha?“

„Bewahre, hineingelegt habt Ihr mich — mit diesem Preis!“

Der Flumser und die Flumserin sahen sich an. „Verdammt schnell einverstanden war er,“ sagten ihre Blicke, „da ist irgend etwas nicht richtig — wenn ich nur ein Kalb verhandle, geht's nicht unter einer Stunde ab, und ein Christus soll in fünf Minuten —?“

„I hab' mir's anders überlegt,“ kraute sich der Flumser hinter's Ohr, „unter fünfzwanzighundert —“

„Erlaubt mal,“ sagte der Fremde entrüstet, „es war doch eben ausgehandelt, daß —“

„Na, aus nit — du hast selber wieder ang'fangt.“

„Ich? womit?“

„Mit dei'm Solda — Soldavortrag — dei'm damischen Soldavortrag.“

„Aber, Kinder, Soldavortrag ist doch —“

„Was 's is', des is' mir wurscht — fünfzwanzighundert kost't er.“

„Eine Räuberbande seid Ihr, daß Ihr's wißt!“

Sie lachten wie bei einem Lob.

Der Kunsthändler kraute in seiner Briefftasche, besann sich, klappte sie zu, stieg auf die Ofenbank, griff nach dem Christus —

„Obst d' ihn gehn laßt!“ sagte die alte Genovef.

Aber er hatte ihn schon abgehoben und sorgfältig in ein Tuch geschlagen. Die Sorgfalt stimmte die Alte versöhnlicher: „Willst 'n schlafen leg'n?“

„Natürlich,“ lachte der Fremde und schob fünf Hundertmarkscheine zu den beiden Tausendern. Verständnislos betrachtete die Alte die Scheine, die jetzt im Wandschrank verschwanden.

„So,“ sagte sie, „jetzt hängt d' 'n wieder 'nauf.“

„Gleich, Großmutter, gleich.“ Er wechselte Blicke mit der Flumserin.

„Ahn,“ sagte diese, „schau amal in d' Kuchel, ob die Milch nit überlaßt.“

Als sie wieder kam, war der Fremde fort. Auf dem Tisch lag seine Geschäftskarte.

„Des war a Damischer,“ sagte die Alte und zeigte auf den Wandschrank, „was hat er denn woll'n mit dene Papierl'n?“

„Des? — des war Geld, viel Geld, Ahn.“

„Geld? ös stimmt's mi' nit — Geld is' hart — Geld hat ein' Wert, herentgegen die Papierl'n —“ Sie stockte. Sie hatte den leeren Wandfleck über der Ofenbank entdeckt, eine weiße Kreuzform in der grau gewordenen Mauer. „Wo ist der Herrgott?“ sagte sie hart.

Sie taten, als hörten sie nicht.

„Wo der Herrgott ist, frag' i!“

„Jesses, d' Küab san no' nit g'futtert!“ rief die Flumserin und ging hinaus.

„Wo der Herrgott ist, frag' i!“

„Herrgott?“ wiederholte der Flumser, mit der Hand am Türschloß. „Herrgott, i' muß ja no' die Salb'n beim Schmied hol'n für die Pferd'!“

Die alte Genovef war allein. Sie starrte auf den leeren Wandfleck. Auf die Ofenbank stieg sie. Die weiße Kreuzform betastete sie. An den Wandschrank ging sie. Die Scheine nahm sie heraus. Zum Tisch ging sie zurück. Die Geschäftskarte buchstabierte sie. Dann steckte sie Karte

und Scheine ein. Mit harten Schritten ging sie aus dem Zimmer.

Der Flumser und die Flumserin schiefen diesen Abend rechnend ein. Um Mitternacht wachten sie von einem Kerzenschein auf. Die alte Genovef stand angezogen zu Füßen der Betten.

„Ahn, was gibt's?“

„Wo der Herrgott ist, frag' i!“

„Leg di' schlafen, Ahn.“

„Wo der Herrgott ist, frag' i!“

„Geh zu, wo werd' er sei'! — zum Reparier'n werd' er 'n trag'n!“

„Herrgott? — reparier'n? — verkaßt habt's 'n — 'n Herrgott habt's verkaßt!“

„Ahn, sei g'scheit — kriegst a neue Pelzhaub'n für die Feiertäg'!“

„Verkaßt habt's 'n — verkaßt!“

Mit leeren Augen, aber kerzengrade ging sie aus dem Zimmer.

„Werd' morg'n no' eine harte Nuß geb'n,“ sagte die Flumserin.

„A was, harte Nuß! der Herrgott g'hört ihr gar nit — übergeb'n is' übergeb'n!“

„'n Herrgott auch?“

„Samt allen vorhandenen Mobilien,“ hat der Notar g'schrieb'n.“

„Mobilien?“

„I hab's auch nit g'wußt — „Mobilien“, hat er g'sagt, „ist alles, was beweglich ist.“

Die Flumserin schlief lange nicht ein. Sie träumte schwer. Christus stieg vom Kreuz, ging an ihr Bett —

„Jesses!“ fuhr sie auf.

„Was hast d'?“

„Kunterg'stieg'n is' er — wild hat er herg'schaut — dreimal hat er d' Hand aufg'hob'n, als wenn er schlag'n hätt' woll'n — 's viertmal aber is' a Seg'n word'n —“

„Schmarr'n!“

„Und 's Geld is' auch fort, hat mir traamt —“

Da stand er auf. Sie gingen in die Wohnstub', drehten den Schlüssel im Wandschrank und erbleichten.

„Leer,“ schrie der Flumser, „leer!“

„Siehst d', er schlägt!“

Mit einem Gluche rannte er hinüber in das Austragsstüberl, wo die Ahn schlief. Die Türe trat er ein. Das Bett stand leer. „Sort ist sie,“ schrie er, „fort!“

„Der zweit' Schlag,“ nickte die Flumserin schwer.

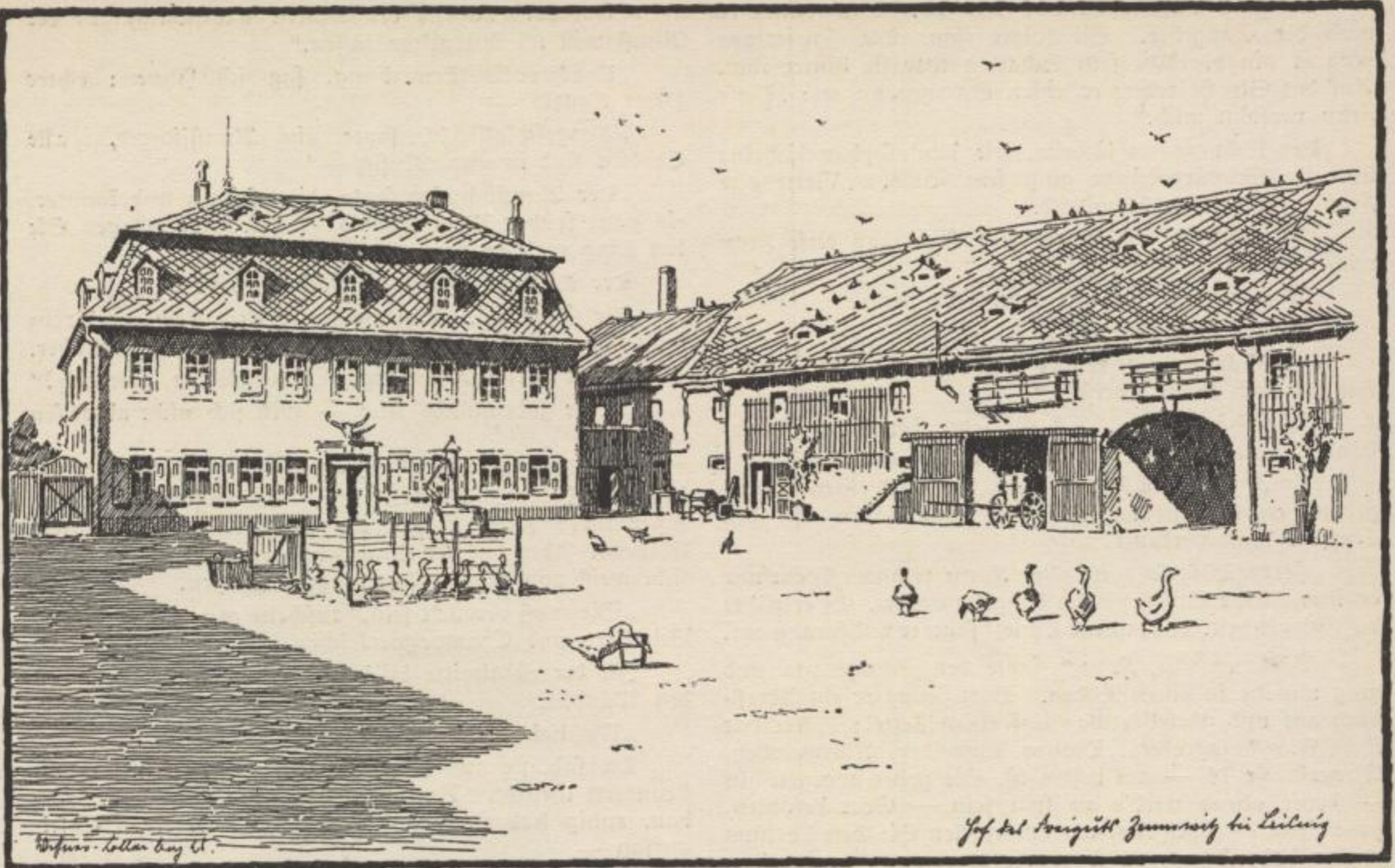
„Halt's Maul, oder —“

Die Kerze fiel ihr aus der Hand. Auf die Ahn Kage fiel sie, die in einem Hobelspanbett geringelt lag. Die Kage rannte. Auf ihrem Rücken flammten Kräuseln. Ueber die Wiese rannte sie durch eine Lucke in den Heustadel. Rauch stieg auf.

„Der dritt' Schlag!“ konnte sie noch denken. Dann lief sie zum Brunnen und der Flumser schrie nach einem Eimer. — — —

Die alte Genovef ging durch die Nacht. Immer gradeaus. Vor ihr stand es immer düstergrau wie Mauern. Aber aus der Mauer hob sich's weiß in Kreuzform vom jahrhundertelangen Hängen. Darauf ging sie zu die ganze Nacht.

Als der Morgen anbrach, traf sie Leute. Sie hielt an und wies auf ihre gedruckte Karte. Die Leute lasen einen Ort und nickten: „Bist scho' recht. Aber heut' wirst's nimmer schaffen. Willst nit lieber mit der Bahn —?“



Die Alte schüttelte den Kopf: „Eing'sperret seh' i's nit vor meiner.“

„Was?“

„'s Kreuz.“

Da lachten sie: „Suchst d' a Kreuz? — o mei', einem Kreuz braucht keiner nachzurrennen — des hat jeder sowieso.“

„Unser's hab'n s' uns g'stohl'n — b'hüt' Gott.“

„B'hüt' Gott und viel Glück auf d' Hochzeit!“

Denn die alte Genovef hatte ihre feierliche Pelzhaube auf und trug ihr bestes Staatsgewand mit silbernem Geschnür und alten Silbermünzen. Die klingelten leis und zuversichtlich bei jedem ihrer festen Schritte.

Mit diesen Schritten hat sie es geschafft.

Als es Abend wurde, sah es der Kunsthändler mit ebendiesen Schritten auf seinen Laden zukommen. Es ward ihm unbehaglich. „Ich bin nicht zu Hause,“ sagte er zu seinen Angestellten und verfügte sich nach rückwärts ins Kontor, von wo die Wendeltreppe in die Wohnung ging.

Neugierig umringten die Angestellten die alte Genovef in ihrem Staatsgewand: „Sie wünschen, gute Frau?“

Sie gab keine Antwort. Aufmerksam und langsam gingen ihre Augen über tausend Dinge, die da an den Wänden, auf den Tischen, in Regalen zum Verkaufe standen: Bilder, Plastiken, Münzen, Teemaschinen . . . Schritt für Schritt näherte sie sich dem Kontor. Die Angestellten wurden ungeduldig: „Sie müssen sagen, was Sie wollen, Frau!“

Keine Antwort. Sie klinkte das Kontor auf. Es war leer. Sie sah sich um. Gleichmütig stieg sie die Wendeltreppe herauf. Die Angestellten waren fassungslos.

Als ihr hagerer Körper zur Hälfte aus der Treppe oben wuchs, erblickte sie den Händler. Da stand sie still. Still mit unbewegten Zügen.

„Den Christus!“

„Welchen?“ verstellte sich der Händler.

„Unsern Christus!“

„Ach so — erinnere mich — Peter Candid, nicht wahr?“

„Unsern Christus!“

Er setzte die Geschäftsmiene auf: „Wurde ordnungsmäßig von mir gekauft und ordnungsmäßig wieder verkauft.“

Da fing sie zu stammeln an: „Christus — gekauft — verkauft?“ Wie ein zürnender Pfarrer auf der Kanzel straffte sich der hagere Körper plötzlich: „Mein Haus ist ein Bethaus und kein Kaufhaus, sagt der Herr.“

„Sagen Sie das Ihren Kindern — ich muß jetzt fort.“

„Unsern Christus!“ wiederholte sie gleichmäßig.

Ablenkend wies er auf die silberklingelnde Brust: „Echtes Geschnür, nicht wahr?“

„Unsern Christus!“

„Ich bin unter Umständen nicht abgeneigt, Ihr Geschnür da —“

„Unsern Christus!“

Er verlor die Haltung: „Nun wird's mir doch zu dumm — ungebetener Gast — ich hätte nichts dagegen, wenn Sie sich verziehen wollten.“

„Unsern Christus!“

„Na, das ist denn doch — Hausfriedensbruch — die Polizei —!“

„Unsern Christus!“

Er ging unschlüssig auf und ab. Dann ging er nach der Gantüre. Sie folgte ihm. Die Haustreppe ging er hinab. Wie sein Schatten war sie hinter ihm. Auf der Straße redete er einen Schutzmann an: „Diese Frau verfolgt mich.“

Der Schutzmann lächelte, wie Philosophen lächeln; über ihr Schnürgehänge ging sein Blick. „Nette alte Frau,“ sagte er wohlwollend.

„Aber wenn ich Ihnen doch sage, daß diese Frau mich in meinem Haus belästigt —“

„Was wollen Sie von ihm, gute Frau?“

„Unsern Christus!“

Der Schutzmann wurde nachdenklich: „So geben Sie ihr doch ihren Christus.“

„Aber hören Sie . . .“ Er setzte ihm den Fall verständlich auseinander.

„Sm,“ sagte der Schutzmann, das wird einen Prozeß geben, einen Christusprozeß — wem haben Sie den Christus denn verkauft?“

„Herrn Dingeldey in aller Form rechtens,“ entfuhr es ihm. Eine Straßenbahn klingelte vorbei. Er erspähte die Gelegenheit. „Sa, meine Linie,“ sagte er und sprang auf.

„Kommen Sie, Frau,“ sagte der Schutzmann und ging mit ihr in einen Laden. Dort schlug er ein Adressbuch auf und schrieb etwas auf einen Zettel: „Der hat ihn, Frau,“ sagte er, „Dionys Dingeldey, Marmeladen, Megerstraße 14 — am besten ist, Sie gehen morgen hin — heute abend wird's zu spät sein — Gott befohlen, gute Frau — übrigens, warum wollen Sie den Christus wieder haben?“

Sie sah ihn an, als hätte er gesagt: „Warum wollen Sie denn weiterleben?“

„Weil — weil — es ist unser Christus,“ sagte sie. — — —

Im Hause Dingeldey war große Abendgesellschaft. Die erste, seit sich Herrn Dingeldeys dritte Marmeladenmillion gerundet hatte.

Die vom neuen Reichtum saßen um den Tisch. Die vom alten Reichtum hatten abgesagt. Ein paar Literaten waren da, auch ein paar verarmte Adelige, die sich an Herrn Dingeldeys Küche gütlich taten. Auch ein Pfarrer war erschienen.

Nach dem dritten Glase Wein wandte sich das Gespräch in seiner Nähe dem Dasein Gottes zu.

„Wir haben im Grunde alle einen und denselben Gott,“ ließ sich eine fette Stimme vernehmen.

„Ich für meine Rechnung komme ohne irgend einen aus,“ sagte einer mit übersättigten Mienen. Dann zu seiner Nachbarin gewendet, spöttisch: „Und Sie, gnädige Frau?“

„Gott, ich weiß nicht —“

„Gott“, knüpfte Herr Dingeldey an, dem sein Trumppf für heute Abend ungelöscht auf seiner Seele brannte, „Gott? Ein jeder hat den seinen, ich seit gestern einen ganz besondern.“

„Einen ganz besondern?“

„Ja, einen seltnen geschneizten Christus.“

„Ach so,“ lächelte der Atheist nachsichtig, „in der Kunst will ich ihn gelten lassen.“

„Prachtvolle Erwerbung, sag ich Ihnen: echter Peter Candid —“

„Ausgeschlossen!“ sagte ein Kunstjünger, „alle Candidos sind in Staatsbesitz —“

„Der Kunsthändler sagte, dies sei ein unbekannter, ein ganz früher Peter Candid — Friedrich, bringen Sie das Ding mal her.“

Der Diener trug etwas Verhülltes vor.

Die Hülle fiel. Ein ausgemergelter Leib am Kreuz lag auf dem Tisch. Weinfrohe Gesichter beugten sich darüber.

Lärm am Saaleingang. „Was gibt es, Friedrich?“

„Eine zudringliche Alte — will sich nicht abweisen lassen.“

Da schritt die alte Genoves schon in den Saal. Die hundert Lampen blendeten sie. Kerzengrade ging sie, sicher ihres Zieles. Vor ihr stand es düstergrau wie Mauern. Aber auf der Mauer hob es sich in Kreuzform, silberweiß von jahrhundertelangem Sängen.

„Sie muß verrückt sein,“ tuschelte es zwischen bloßen Schultern und Champagnerkelchen.

In der Saalmitte blieb sie stehen. Sie suchte an den Wänden.

„Wo habt's ihn hingehängt?“

Da sah sie auf den Tisch. Kein Zucken im versteinigerten Gesicht. Ruhig griff sie über Frack und Saarbau, ruhig hob sie den Bekreuzigten über einen Tafelaufsatz —

„Auf der Stelle legen Sie meinen — meinen Peter Candid —“

„Lassen Sie, Herr Dingeldey,“ begütigte der Pfarrer, „solchen Leuten muß man anders kommen — hören Sie mal, gute Frau, dieser Christus ist wohl —“

„— unser Christus!“ sagte die Genoves steinern.

„Das muß ein Mißverständnis sein, liebe Frau, Herr Dingeldey hat diesen Christus für schweres Geld gekauft.“

Sie nestelte an ihrem Rocke. Zerknitterte Banknoten legte sie auf den Tisch.

„Zweitausendfünfhundert,“ zählte jemand mechanisch.

„Die Alte ist zum Schießen,“ kicherte ein Fräulein.

„Lächerlich,“ sagte Herr Dingeldey, „ich habe dem Händler dreimal soviel dafür —“

Hart sah die Alte in das harte Dingeldeygesicht. Die klingelnden Münzen samt den Geschnüren riß sie sich von der alten Brust. Ein Herr ließ sie prüfend durch die Finger gleiten, rückte sachverständig an der Brille: „Sm, unter Brüdern heute immerhin zehntausend —“

Dionys Dingeldey lächelte sein süßestes Marmeladenlächeln. Fast hätte er einen Kratzfuß gemacht, als er der Alten ritterlich den Weg freigab: „Bitte —“ — Sie achtete nicht auf ihn. Die Christusleeren Wände streifte sie nochmal mit einem Blick. Ein zweiter, leerer, übersprang den Glanz der Tafel und der Gäste. Ein dritter, voller, traf den Christus in ihrem Arm. Der hatte das Gesicht dem Dorfe zugekehrt. Seine Hand schien hochzugehen. Diesmal segnend.





Die Windmühle.

Die Mühle dreht die Flügel
 dort droben auf dem Hügel;
 der Müller sieht zum Fenster 'naus,
 und schauet nach dem Winde aus:
 „Ich dreh' mich, ich dreh' mich nach dem Winde!“

Stets nach des Winds Belieben
 muß ich die Mühle schieben.
 's ist freilich oft für mich Verdruss,
 daß ich vom Winde leben muß:
 „Ich dreh' mich, ich dreh' mich nach dem Winde!“

Der Wind und auch das Glücke,
 sie haben ihre Tücke!
 Der Müller und der Sahn am Dach,
 sie tuen beid' dieselbe Sach':
 „Sie dreh'n sich, sie dreh'n sich nach dem Winde!“

Rudolf Löwenstein.

Aus „Heimatstimmen“ von Bernhard Schneider.)



Das Hühnerei.

Eine beschauliche Plauderei von Prof. Dr. Martin Braess in Dresden.

Das ist auch eine von den unpassenden Redensarten, wenn man von zwei recht ähnlichen Dingen behauptet, „sie gleichen sich wie ein Ei dem andern“. Ein Naturforscher kann solchen Vergleich unmöglich aufgebracht haben; denn der sieht sich die Dinge genau an. Wie sollte es ihm entgangen sein, daß bei dem einen Ei die Schale glänzend und glatt ist wie Porzellan, bei dem andern aber rauh und matt; hier rein weiß und dort gelblich, ja leicht gebräunt; hier mit einem leisen Stich ins Blaue und dort mehr ins Grünliche. Dann die verschiedene Gestalt: bald kugelig, bald oval, hier fast zylindrisch und dort kreielförmig, einer Birne ähnlich. Und erst die ungleiche Größe: 85 g schwere Eier sind keine Seltenheit; ich habe auch solche gesehen, die über 90 g wogen — sie stammten von Crèvecoeurs und Houdans, die sich wie Spanier und Minorcas durch recht erfreuliche Größe ihrer Fortpflanzungsprodukte auszeichnen — daneben aber winzige Dinger, 40, 35 oder gar nur 30 g schwer, wie sie z. B. die niedlichen Bantams legen; man könnte meinen, die Eierchen hätten im Taubenschlag das Licht der Welt erblickt.

Bei unsern Bauern ist jene Redewendung auch nicht entstanden, weiß doch die Bäuerin nicht nur, ob das Ei, das sie vor sich hat, von ihren Paduanern oder Spaniern stammt, sondern oft auch, welche von ihren Hennen gerade das Ei gelegt hat. Meine „Eierchristel“ aber, die allwöchentlich eine Mandel von ihrer Ware — eine alte „Bauernmandel“ zu 16 Stück — in meiner Küche zurückläßt, ehe sie auf den Wochenmarkt wandert, hat jenen hinkenden Vergleich ganz sicher ebensowenig erfunden. Das schon jahrzehntelang betriebene Geschäft hat ihr Augenmaß geschärft und das Gefühl ihrer Hand in staunenswerter Weise verfeinert. Während sie in beredten Worten auf zwei oder drei wirklich stattliche Eier hinweist, die sie in der einen Hand hält, legt ihre andere der Köchin wenigstens doppelt so viele ins Körbchen, die einer Zwergentrasse angehören. Ihre Rechte weiß ganz genau, was die Linke tut. „Su grüße wär'ch Se aber ni glei wieder bring'n!“ Damit schließt die geschwätzige Alte gewöhnlich ihren Sermon. Und doch nähert sich nur ausnahmsweise das Gewicht der 16 Stück einem Kilo.

Ob ich's erleben werde, daß man 'mal die Eier mit der Wage verkauft? Dann freilich würde ich mir die kleinsten aussuchen; sie übertreffen die großen an Wohlgeschmack. So weit sind wir aber noch nicht, und so mögen sich unsere Hausfrauen nur noch ein Weilchen ärgern, wenn sie von den gar zu niedlichen Dingen, die doch genau so viel kosten wie die großen, ein oder zwei Stück mehr opfern müssen, als das Kochbuch vorschreibt. Meine Großmutter flagte sogar, in ihrer Jugendzeit habe es solch winzige Eier überhaupt nicht gegeben, und sie beharrte fest auf ihrer Meinung, obgleich ich erwiderte, sie verwechselte das gewiß mit den Kaiserbrötchen und Franzsemmeln.

So kann wohl nur ein Mann, und zwar ein Bewohner der Großstadt, der an allen Naturdingen gleichgültig vorübergeht, die unpassende Redensart von der „Gleichheit“ der Eier erfunden haben oder — ein Backfisch, der sich um vielerlei kümmert, nur nicht um die Küche.

Vor uns auf linnengebedecktem Tisch steht ein Körbchen mit frisch gekochten Eiern. Lang' zu und laß es dir schmecken! ein köstliches Abendbrot ist's. „Wo gute Reden sie begleiten,“ sagt Schiller, „da fließt die Arbeit munter fort.“ Also plaudern wir ein wenig über die hübschen Dinger, während wir sie verspeisen. In der einfachsten Weise nur; ja nichts von Philosophie, wie es uns der Praktikus ans Herz legt, der die gelehrten „Naturkündiger“ des Mittelalters verspottet, die sich oft über die seltsamsten Fragen die Köpfe zerbrachen und sich dann glaubenswütig in ihre Puderperücken fuhren:

„Ohne Ei gibt's keine Henne,
Ohne Henne gibt's kein Ei.
Ist das Ei ein Kind der Henne,
Oder Henne Kind vom Ei? —“

Deutscher Philosoph, o trenne
Dich von solcher Träumerei,
Werde endlich frisch, froh, frei!
Friß die Henne samt dem Ei!“

Der derbe Ausdruck des Poeten, nur auf den Hinweis durch den verführerischen Stabreim einigermaßen entschuldbar, soll uns den Appetit an den Eiern nicht verderben — die Henne essen wir später, wenn ich dich besuche; meinetwegen kann's auch ein Kapaun sein.

Du hast ein kugeliges Tönnchen erwischt, ich ein ausgesprochen längliches mit spitzigen Polen. Man meint allgemein, aus den rundlichen Eiern würden Hühnchen, aus den länglichen Hühnchen erbrütet: eine uralte Streitfrage; denn schon Aristoteles und später Horaz haben sich mit ihr beschäftigt. Und es ist doch nicht schwierig, der Sache auf den Grund zu kommen. Einen Geflügelzüchter hat ich vor Jahren, es auszuprobieren. Er hat es gründlichst getan, und sein Urteil lautete: „Albernes Gerede ist's, dummes Geschwäg!“ — Uns geht die Frage augenblicklich nichts an; denn aus den gekochten Eiern vor uns wird ebenso wenig ein Rühlein, sei's männlich, sei's weiblich, wie aus dem sog. „Eiersag“ der Kriegszeit, der an sich gar nicht so übel war, nur nach dieser Richtung hin völlig versagte.

Lösen wir zunächst die Eischale ab! Sie zeigt bei den einzelnen Eiern auffallende Unterschiede in der Stärke; dick- und dünnchalige gibt es wie bei den Walnüssen — $\frac{1}{3}$ mm mag der Durchschnittswert sein. Aber auch an demselben Ei ist die Schale nicht überall gleich, an dem spitzigen Pol merklich stärker als an dem stumpfen, was bei birnförmigen Eiern besonders auffällt. Für das Rühlein, das am 20. oder 21. Bebrütungstage ausküpft, ist das kein Hindernis, da das Tierchen regelmäßig am stumpfen Pol sein Gefängnis durchbricht; nach dieser Richtung liegt auch sein Schnäbelchen mit dem spitzigen Witzahn, der die Kalkhülle sprengt. Nebenbei bemerkt, mit dem stumpfen Pole voran scheinen auch die meisten Eier geboren zu werden, wenn man so sagen darf.

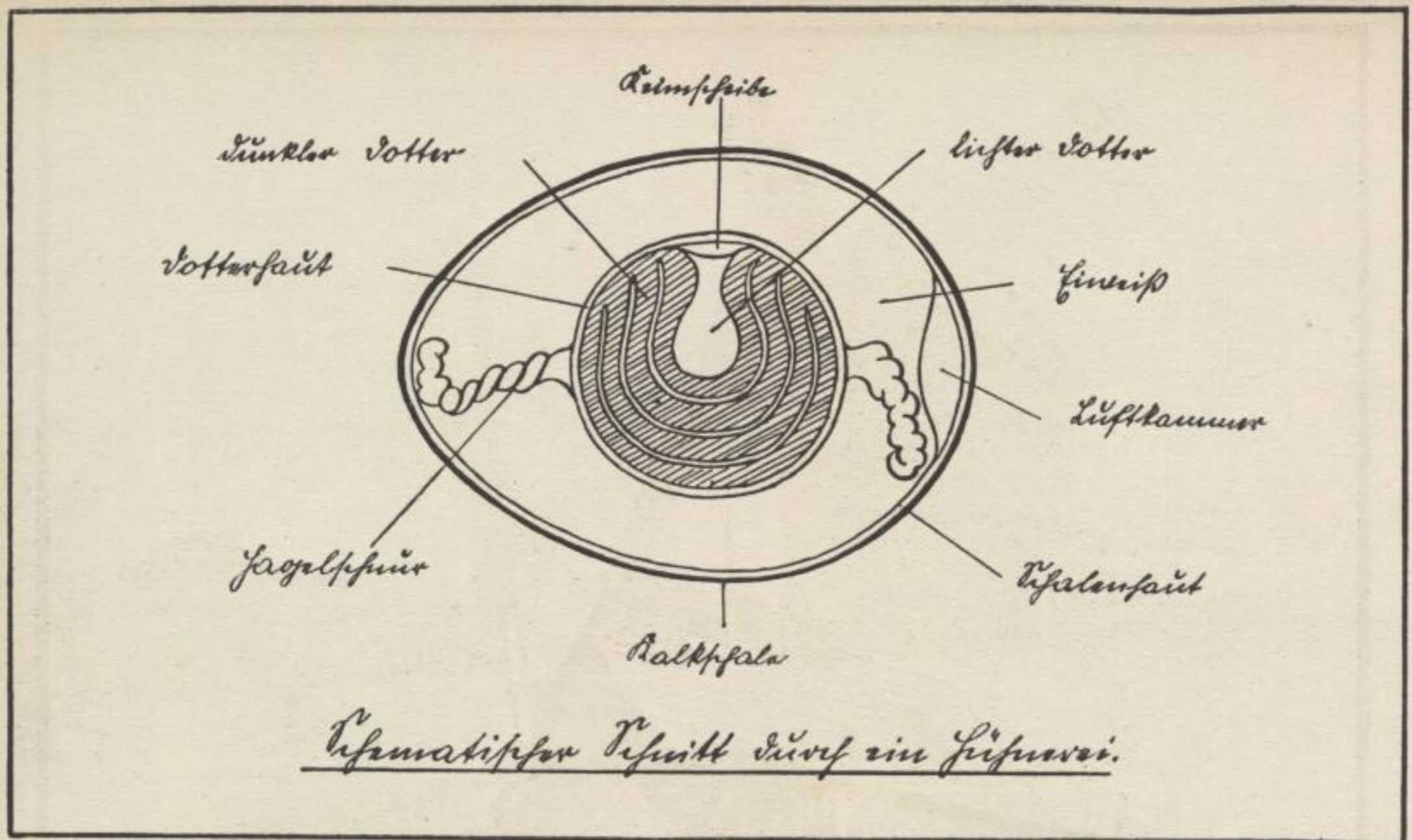
Auf der Eischale bemerkst du eine Menge von Grübchen; Poren sind es, die den Austausch von Luft und Wasserdampf mit dem Innern des Eis zu vermitteln haben. Würde man diesen Verkehr, etwa durch einen Firnisüberzug, unterbinden, so würde sich Henne oder Brutmaschine vergeblich bemühen; das keimende Leben wäre sehr schnell erstickt. Auch beim Sieden findet ein Austausch durch die Poren statt. Salze, Spuren von Eiweiß, dazu organische Stoffe, die der Eischale eingelagert sind, treten ins Kochwasser und geben diesem einen unangenehmen Geschmack. Umgekehrt dringt auch Flüssigkeit ins Ei. So sehr man also raten muß, nur reines Wasser beim Kochen von Eiern zu verwenden, so sehr ist davor zu warnen, mit dem siedenden Wasser nach dem Gebrauch aus Sparsamkeit etwa Tee oder Kaffee aufzugießen. Ich würde diese, unsere Hausfrauen fast beleidigende Warnung nicht aussprechen, wenn ich selbst nicht oft das stumme Opfer solch zweifelhaften Genusses geworden wäre. Der abscheuliche Geschmack des auf diese Weise zubereiteten Tees ist mir noch von meiner Studentenzeit her auf der Zunge. Die alte, freundliche Dame, die mich allwöchentlich einmal an ihrem Abendbrot teilnehmen ließ, schien aber keinen Anstoß daran zu nehmen. Rum oder Urak hätten die Sache wohl gemildert; aber nach deren Hilfe sah ich mich vergeblich um. Nur gut, daß wir beide keine Warzen bekommen haben, was doch der Volksglaube als Folge solchen Genusses in Aussicht stellt. Übrigens verhalten sich die Eier verschieden: manche werden durchs Kochen schwerer, andere leichter — es handelt sich dabei jedoch kaum um ein Gramm — bei den meisten mögen sich Verlust und Gewinn ungefähr ausgleichen.

Die Eischale besteht fast ganz (93—96 %) aus kohlen-saurem Kalk; dazu kommen organische Stoffe (3—5 %), etwas phosphorsaurem Kalk, kohlen-saure Magnesia und Spuren von Eisensalzen. Wer einmal den Hühnern im Hofe ein Weilchen zugesehen hat, der weiß es, wie gern sie am Kalkewurf der Mauern herumspicken, und daß sie mit Eier Eierschalen zer-kleinern und auffressen, ist auch Jedem bekannt. Sie führen, so meint man, ihrem Körper auf solche Weise den kohlen-sauren Kalk zu, den sie beim Eierlegen bedürfen. Diese so einleuchtende Erklärung ist allerdings von Männern der Wissenschaft abgelehnt worden. Man hat darauf hingewiesen, daß ja alle andern Vögel gleichfalls kalkhaltige Eier erzeugen und doch, wie z. B. unstre kleinen Sänger oder die großen Raubvögel, keine solche Passion fürs Kalkfressen zeigen; in ihrer täglichen



Die Lehmwindmühle in Lehmwalde

W. v. D. L. 15



Nahrung, so heißt es, fänden alle Vögel genügend von jenem Stoff vor. Indessen, bei unserm Hofgeflügel liegt die Sache doch wohl etwas anders. Man bedenke: die Eischale nimmt 9—12% vom Gewicht des ganzen Eies für sich in Anspruch, wiegt also bei einem mittelgroßen, 60 g schweren Ei etwa 6,5 g. Es muß demnach eine besonders fleißige Legehennen, die im Jahr gegen 150 Eier erzeugt, fast ein ganzes Kilogramm Kohlensäuren Kalk im Laufe dieser Zeit produzieren. Sollte sie in dem täglichen Futter diesen Stoff wirklich in solcher Menge vorfinden, daß sie allein auf die Eierzeugung so viel verwenden kann? Es wird ja auch noch zu andern Zwecken Kohlensäurer Kalk im Tierkörper gebraucht. Ein rationeller Geflügelzüchter, der heutzutage mit Chemie vertraut ist, könnte das Exempel schon ausrechnen. Ich glaube, er wird meinen Zweifel teilen und die landläufige Meinung bestätigen.

Daß auch der im Mörtel vorhandene Quarzsand die Hühner mächtig anzieht, ist keine Frage. Alle hühnerartigen Vögel, aber auch Gänse, Enten u. A., nehmen ja, um die Körner nahrung leichter verdauen zu können, Sand und kleine Steinchen auf, die im kräftigen Muskelmagen als Schleifmittel für die harten Schalen und Hülsen dienen, und so ist's erklärlich, daß sich auch der Hahn, der von solch weiblichen Gelüsten eigentlich frei sein sollte, am Mörtelfressen eifrig beteiligt. Wie es in einem Hühnermagen raspelt und sägt, knarrt und knurrt, darüber hat mich schon als Kind ein gutmütiger Puter belehrt, als ich ihn zärtlich umarmte und mein Ohr fest an den Körper des Amerikaners legte.

Aber zurück zu unsern Eiern! Unter der Schale befindet sich ein weißes Häutchen, das aus zwei Schichten besteht, einer äußeren, die pergamentartig fest ist, und einer inneren zarten. Beide Schichten liegen dicht aufeinander; nur in der Nähe des stumpfen Pols umschließen sie eine linsenförmige Luftkammer. Deren Gestalt und Größe erkennt man an dem sauberen uberglasartigen Abdruck auf dem gekochten Eiweiß ganz deutlich. Bei einem frischen, einem sog. „Tagesei“ ist dieser Luftraum sehr klein; er vergrößert sich aber in dem Maße, als das Ei mit der Zeit durch Verdunsten etwas zusammenschrumpft. Ist das Küchlein dem Auschlüpfen nahe, so durchstößt es die häutige Wand dieser Luftkammer; die Lungenatmung setzt ein, und nun kann man, selbst aus noch völlig unverletzten Eiern, die leisen Pieptöne des Küchleins vernehmen, das dann nach kurzer Zeit die Eischale sprengt.

Mehr als die Hälfte (etwa 55%) vom Gewicht des ganzen Eies beansprucht das Eiweiß für sich, eine wasserbelle, schleimige Flüssigkeit.

Als Kind hat es mir stets den größten Eindruck gemacht, wie das Bißchen Eiweiß, das den Boden des großen Topfes kaum bedeckte, sich mit Hilfe des Schneebesens in lockeren, weißen Schaum verwandeln ließ, der bald das ganze Gefäß füllte. Ach! und welch' schöne Bilder waren es doch, die das Geräusch des Schneeschlagens, das aus der Küche drang, der kindlichen Seele vorzauberte! Heute ist's das Gerinnen des Eiweißes beim Kochen, das mir weit merkwürdiger erscheint, da ja keine andere Substanz solche Umwandlung zeigt. Nur die wasserlöslichen Eiweißstoffe, zu denen auch das Hühnerweiß gehört, gerinnen bei starker Erwärmung. Kreideweiß und undurchsichtig wird es durchs Kochen. Bei andern Vogeleiern aber, z. B. bei denen von Riebigen und Möwen, die ja leider von manchen Leuten zur Frühlingsfeier in den Mund gesteckt werden — wenigstens in einem Punkte will man unserm Altreichskanzler nacheifern — bleibt auch das gekochte Eiweiß mehr oder weniger durchsichtig.

Die dichtesten Teile sind unter dem Namen „Eigelbfäden“ bekannt. Wer 'mal frische Eier aufgeschlagen hat, wird sich ihrer erinnern. Es sind zwei Eiweißstränge, wie Handschuhfinger spiralig zusammengerollt, die von der Dotterkugel aus, wo sie ziemlich fest sitzen, durch das flüssige Eiweiß nach den Polen des Eies ziehen. Elastischen Sprungfedern zu vergleichen, sollen sie den Dotter inmitten des Eies schwebend halten, damit er nirgends gedrückt wird. Als sich die Dotterkugel durch den gewundenen Eileiter, den „Legedarm“ der Henne, in einer Schraubenlinie hindurchwand, da ward das zuerst sich abscheidende, besonders zähflüssige Eiweiß in dieser Weise zusammengedreht. So sind die Eigelbfäden entstanden.

Es kommt wohl ausnahmsweise 'mal vor, daß die Köchin beim Öffnen eines Eies von panischem Schrecken ergriffen wird: „Mein Gott, ein Bandwurm oder ein Spulwurm mitten im Eiweiß!“ Im Dünndarm der Hühner lebt mancher Eingeweidewurm; warum nicht gelegentlich auch im Legedarm? Unmöglich ist's also nicht, daß ein Fadewurm bei der Bildung des Eiweißes mit eingeschlossen wird. In den allermeisten Fällen handelt sich's aber um keinen Wurm, sondern um einen Strang festeren Eiweißes, der längere Zeit im Eileiter liegen geblieben war, nun bei der Bildung des neuen Eies mit fortgerissen ward und so zwischen das flüssige Eiweiß kam. Doch wir wollen uns heute nicht mit „ungelegten Eiern“ abgeben und uns beileibe nicht den Appetit verderben lassen, zumal jetzt das Beste drankommt, die Dotterkugel.



Vier Windmühlen im Atrium

Eine vollkommene Kugel ist der Dotter freilich nicht, sondern etwas abgeplattet ist er, wie unsere Erde. Er nimmt auch nicht genau die Mitte des Eies ein, hat sich vielmehr die bequemste Lage ausgesucht, wo er den meisten Raum findet; er ruht also dem stumpfen Pol etwas näher als dem spitzen. Seine Farbe ist bei den einzelnen Eiern recht verschieden: vom bleichsten Zitronengelb bis zum sattesten Orangerot sind alle Töne vertreten. Recht dunkle Dotter sind der Hausfrau am liebsten, weil sie stark färben, so daß man bei mancher Speise ein Ei sparen kann, ohne daß es Jemand merkt. Auch mir will ein orangefarbenes Spiegelei auf grünem Spinat schöner erscheinen als ein lichtgelbes Bleichgesicht; Möweneier besitzen sogar einen fast blutroten Dotter. Besonders im Frühjahr, wenn die Hühner bei größerem Auslauf viel Grünes fressen, auch Insekten und Würmer, werden die Dotter weit dunkler als bei reinem Körnerfutter.

Wo die Kugel am stärksten abgeplattet ist, zeigt sie eine weißliche Scheibe von $2\frac{1}{2}$ — $3\frac{1}{3}$ mm Durchmesser, die sog. „Keimscheibe“. Gewöhnlich wird diese Stelle als „Sahnentritt“ bezeichnet, obwohl der Beherrscher des Harems zunächst nichts damit zu tun hat. Denn auch bei unbefruchteten Eiern, aus denen niemals ein Küchlein schlüpft, findet sich solch' lichtere Scheibe. Freilich, ist das Ei befruchtet, so geht die Bildung des Hühnchens von dieser Stelle aus. Die Keimscheibe beginnt sich zu befurchen, und schon innerhalb der ersten Stunden der Bebrütung zeigen sich Veränderungen, die schließlich zum fertigen Küchlein führen. Rückenmarkskanal, Leibeshöhle, Sinnesorgane usw. werden hier im „Bildungsdotter“ auf Kosten des sog. „Nahrungsdotters“ angelegt.

An unsern hart gekochten Eiern sehen wir ganz deutlich, daß der Dotter aus lichterem und dunklerem Partien besteht. Der lichte Dotter liegt unter der Keimscheibe; er dringt hier in Form einer bauchigen Flasche bis über die Mitte der Dotterkugel ein, auch bildet er dünne konzentrische Lagen zwischen dickeren dunkleren Schichten und schließlich hüllt er wie ein zarter Hauch die ganze Kugel ein, deren ursprünglich flüssiger Inhalt von einem dünnen Häutchen zusammengehalten wird.

Der Dotter besteht aus etwa 51 % Wasser, 21 % Fett (Margarin und Olein), 16 % eines ihm eigentümlichen Stoffes, des sog. Vitellins, 8 % phosphorhaltigen Substanzen u. A. Uns interessiert besonders das Fett, das sich hier in allerfeinster Verteilung findet. Es kann aus gekochten Eidottern ausgepresst oder mit Petroleumäther ausgezogen werden und bildet dann das sog. „Eieröl“, eine rotgelbe, dickflüssige Masse, die sehr bald erstarrt. Meinen Leserinnen wird es bekannt sein, daß man das Eieröl zu vielen Schönheitsmitteln verwendet, verleiht es doch der Haut eine sammetartige Weichheit, wie kein anderes Fett es vermag. Auch beim Gerben von Ziegen- und Schafshäuten — ich bitte, es mir nicht verübeln zu wollen, wenn ich in diesem Zusammenhange davon spreche — leistet das Eieröl vortreffliche Dienste, weil das feinverteilte Fett in die Poren der Haut eintritt und ihr jene Geschmeidigkeit verleiht, die unsere Damen an einem guten Handschuhleder zu schätzen wissen.

Gern hätte ich mit dir noch davon geplaudert, wie das Hühnerei entsteht, aber es fehlt mir der Raum dazu; auch das Anschauungsmaterial, eine Legehennen, habe ich nicht zur Hand. Wir holen es nach, wenn nächstens bei meinem Besuch eins von deinen Hühnern auf der Tafel erscheint — natürlich, wie ich annehmen darf, als Voressen nur. Ehe wir aber auseinander gehen, möchte ich dir noch ein paar nette Zeilen aufschreiben, mit denen E. Mörike die Überreichung eines bunten Ostereies begleitete. Sie lauten:

„Die Sophisten und die Pfaffen
Stritten sich mit viel Geschrei:
Was hat Gott zuerst erschaffen,
Wohl die Henne? wohl das Ei? —

Wäre dies so schwer zu lösen?
Erstlich ward das Ei erdacht,
Und weil noch kein Huhn gewesen,
Schaz, so hat's — der Has' gebracht.“

Inhalts-Verzeichnis.

(Teile kleineren Umfangs sind hier nicht mit aufgezählt. — G. = Gedichte; V. = Vollbild.)

	Seite		Seite
Geheimrat Dr. Steiger (V.)	1	Glaube an Deutschland (W. v. Scholz)	76
Zum Geleit (Dr. Höfer)	2	Michael Hainisch	77, 78
Kalendarium mit 13 Tonbildern	3—27	Bauernspruch (G., Vogelsang)	78
Letzte Sitzung des Landesfulturrats (Bild)	28	Rittergut Ebersbach bei Döbeln (V.)	79
Hermann Vogelsang, der erste Kammerpräsident (V.)	29	Höhe und Länge von Pflanzen (Dr. Höfer)	80
Vereinigung der mittel- und norddeutschen Landwirtschafts-		Karpfenschmaus (Dr. Braes)	81, 82
Kammern (Dr. Schöne)	30, 32	Ischoke's Gut in Gasern (Bild), Gedichte	83
Rittergut Podelwig (V.)	31	Goldenes Jubiläum der Schule Baugen (Dr. Gräfe)	84—86
Schmidt in Gödelitz † (Welde)	33, 34	Aus Sachsens Zuchtstätten. X: Jittau	87, 88
Genossenschaftsweide Wendisch-Carsdorf (Ulrich)	35—38	Lied der Dreschmaschine (G., Lehr. v. Münchhausen)	88
Gedichte und Sprüche	39	Letzte Ernte (G., L. v. Strauß u. Torney)	89
Tiergeschichten und Beobachtungen (Stuger)	40	Rgt. Gersdorf b. R. (Bild), Gedichte	90
Der Mensch lebt nicht vom Brot allein (Uhlig)	41—44	Arvedshof (Wirtsch. Frauenschule)	91
Wilmsdorf bei Possendorf (Feller)	45	Auszugs- und Kaufvertrag von 1770	92, 93
Aus Stuger's Lebenserinnerungen	46, 47	Sächsische Volkswörter (Dr. Karl Müller)	94, 95
Südtirols Leid	48, 49	Jahr des Landwirts (Dr. Walter)	96
Aus Sachsens Zuchtstätten. IX: Rippien	50—52	Drei neue Schulen	97
Die schweren Unwetter usw. (Naegler)	53—55	Besuch der landw. Schulen usw.	98
Wahl von Kartoffelsorten (Dr. Schellenberger)	56—58	Steinach (Grünlandbewegung; Dr. Höfer)	99—101
Morgen auf dem Acker (G. Suggenberger)	58	Der Christus (Fritz Müller)	102—106
Dorf und ehemaliges Kammergut Jadel	59—66	Neumann-Mühle b. O. (Bild), Gedicht	107
Pfeiffer's Gut in Jadel (V.)	65	Zühnerlei (Dr. Braes)	108—112
Kloster und Kammergut Zella (Dr. Höfer)	67—68	Hegemühle in Hegwalde (V.)	109
„Wie und Sie“ (Dr. Matthaeus)	69—75	Inhaltsverzeichnis	112



Den sechsten Jahrgang des Kalenders, d. h. denjenigen für das Jahr 1927, wird ausschließlich

Tiermaler Karl Wagner

bebildern. Die Vorarbeiten dazu sind vollendet. Er wird der Tierzucht und Tierhaltung gewidmet sein.

Ende des textlichen Teiles.

1922: 112 S.
1923: 114 S., 10 Bl. Rebl.
1924: 112 S.
1925: 112 S.
1926: 112 S.
1927: 100 S., 2 Bl. Rebl.

1926: Flecke S. 60-66 Ru. 24.11.86

H. Saxe. M. 2248

SLUB Dresden



2 0374058